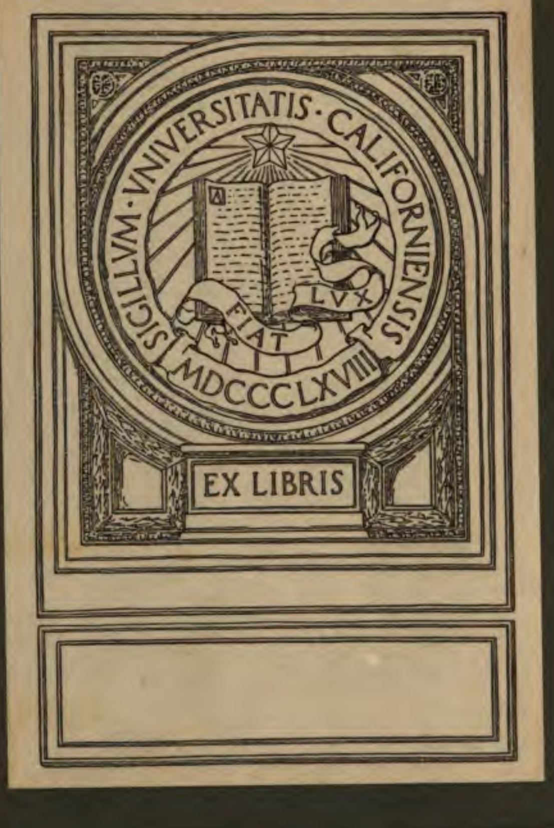
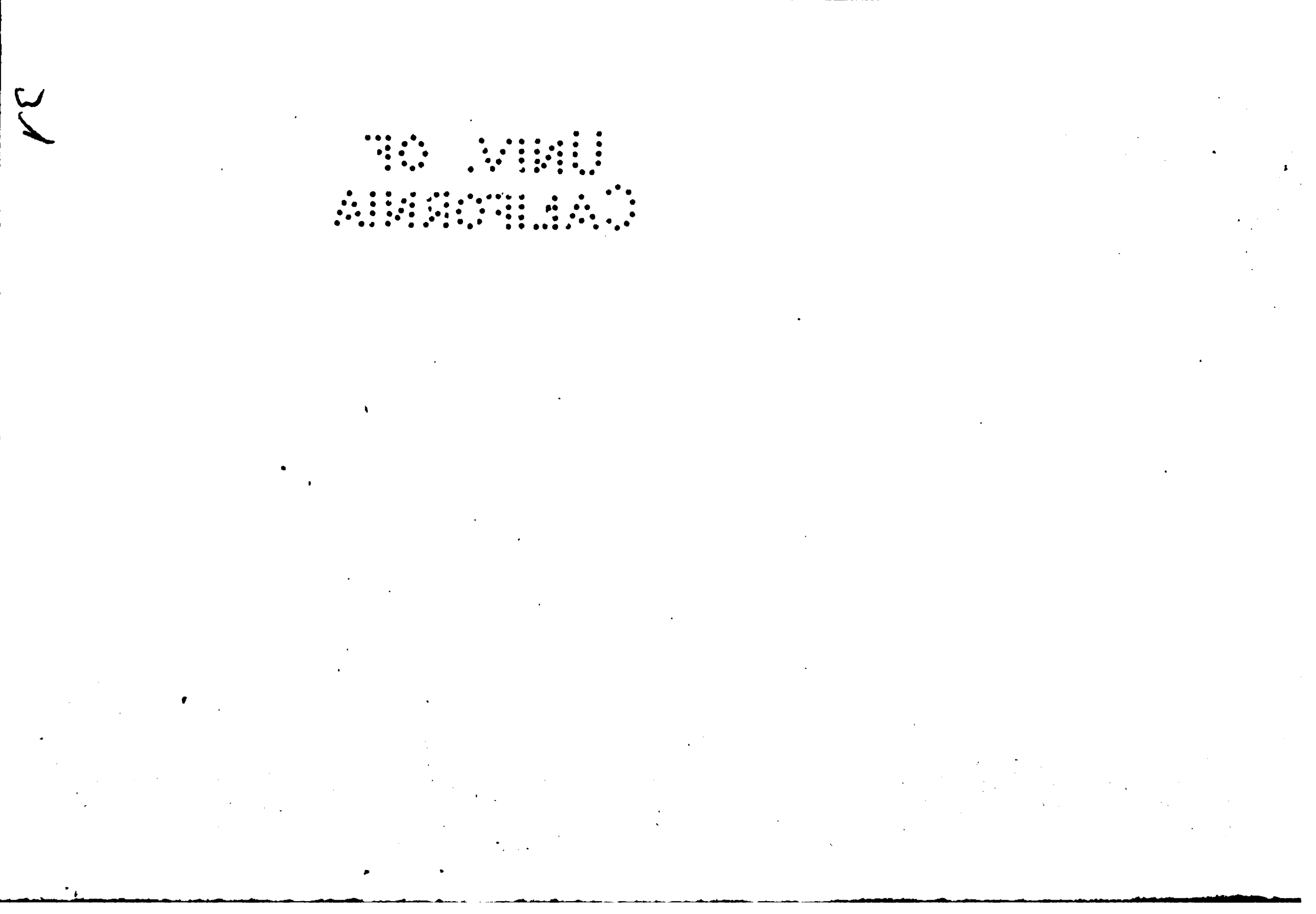
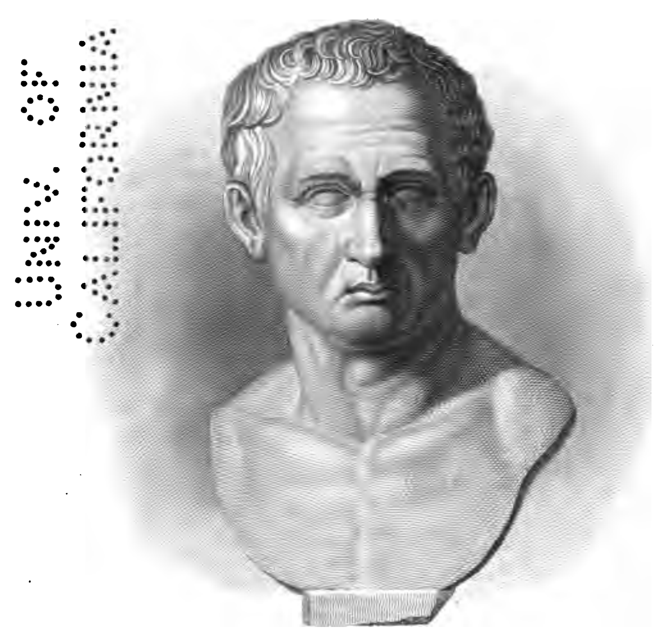


DIE MEISTER DER RÖMISCHEN LITTERATUR

VON H. W. STOLL


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





A.Weger sc Leipzig.

CICERO.

[illegible]

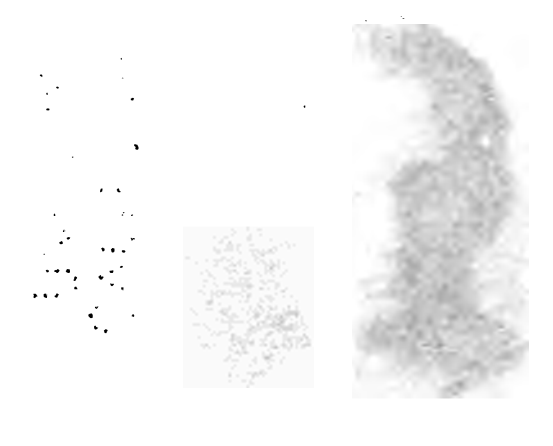
von

[illegible]

[illegible]

Druck und Verlag von [illegible]

[illegible]

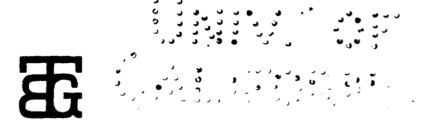


Die Meister
der
römischen Litteratur.

Eine Übersicht
der klassischen Litteratur der Römer
für die
reifere Jugend und Freunde des Altertums

von

H. W. Stoll,
Professor in Weilburg.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1881.

Fifty Brandenstein

Vorwort.

Das vorliegende Buch tritt den im Jahre 1878 erschienenen „Meistern der griechischen Litteratur" als Ergänzung zur Seite und ist wie dieses zunächst für die reifere Jugend der Gymnasien und der höheren Lehranstalten überhaupt geschrieben; doch hat es auch den weiten Kreis aller gebildeten im Auge, welche für das Leben des klassischen Altertums Interesse haben. Es giebt eine Übersicht der römischen Litteratur in der Weise, daß mit Ausscheidung des weitschichtigen und verwirrenden Details von Personen und Schriften nur die wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte der römischen Litteratur vorgeführt werden, nur diejenigen Schriftsteller zur Darstellung kommen, welche hervorragendes geleistet und für den Gang des litterärischen Lebens der Römer die leuchtenden Führer waren. Welche Männer als solche zu betrachten sind, darüber kann das Urteil schwankend sein. Die von uns zusammengestellte geringe Auswahl ist derart, daß man wohl keinen wird ausgeschieden wissen wollen. Eher würde man noch diesen und jenen in die Reihe aufgenommen wünschen; allein wir glaubten uns um der einfacheren Übersicht willen auf die Heroen der Litteratur beschränken zu müssen, zu denen wir auch einen Livius Andronicus und Nävius, sowenig auch ihre Werke den Ansprüchen einer höheren Kunst entsprachen, deswegen rechnen, weil sie zuerst den Römern die Litteratur geschaffen.

Diese Meister sind jeder in einem besonderen Abschnitt für sich behandelt, und zwar so, daß das persönliche möglichst hervortritt, indem das für die Entwicklung und Wirksamkeit des Mannes so wichtige biographische Element in den Vordergrund gerückt wird. Indes bleibt keiner in seiner Vereinzelung. Ihre Stellung und ihre Leistungen sind in Zusammenhang gebracht mit dem gesamten Geistesleben der Nation und mit den Leistungen derer, welche mit ihnen auf demselben Felde gearbeitet haben; es wird das hauptsächlichste aus der geschichtlichen Entwicklung derjenigen Litteraturgattungen, in welchen sie thätig waren, gegeben, und dabei finden auch die weniger bedeutenden Arbeiter auf dem jedesmaligen Gebiete zum Teil wenigstens die ihnen gebührende Berücksichtigung.

Die eingefügten metrischen Übersetzungen sind fast durchgehends von andern hergenommen, von Mommsen, Donner, Benfey, Binder, Geibel u. s. f.; nur hier und da hat sich der Verf. eine kleine Änderung erlaubt. Bei Anführung kleinerer lyrischer Gedichte ist meistens so verfahren, daß, wenn auch nur irgend eine Stelle desselben zum Beleg einer Angabe nötig gewesen wäre, doch das ganze gegeben wurde, damit es zugleich als Probe und zur Charakterisierung der Dichtung des betreffenden Verfassers dienen könne. In der ersten Periode, in welcher die lateinische Sprache noch altertümlich und unentwickelt war, ist öfter der lateinische Text untergesetzt, um dem Leser eine Vergleichung mit der späteren, aus der Schule bekannten lateinischen Sprache möglich zu machen.

Weilburg, im März 1881.

H. W. Stoll.

Einleitung.

Wenn man von den Meistern der griechischen Litteratur zu denen der römischen herüberkommt, so muß man einen andern Maßstab mitbringen als den, womit wir jene gemessen. Denn die römische Litteratur kann sich bei weitem nicht der griechischen ebenbürtig zur Seite stellen. Welch ein Unterschied ist zwischen Vergil, dem größten Epiker der Römer, und einem Homer, zwischen Aristophanes und Plautus. Welcher römische Lyriker kann sich messen mit Simonides und Pindar, welcher Tragiker mit Äschylos und Sophokles. Und auch in der Prosa stehen die großen Geschichtschreiber der Römer, wie Sallust, Livius und Tacitus, hinter Thukydides; die Beredsamkeit des Cicero reicht nicht heran an die des gewaltigen Demosthenes. Welchen Philosophen der Römer könnte man dem Platon und Aristoteles vergleichen? Kommen wir von Griechenland herüber nach Latium, so ist es, als stiege man aus einem Alpenlande mit himmelhoch ragenden Gipfeln hinab in ein niederes Gebirgsland, dessen Höhen, wenn zum Teil auch stattliche Berge, doch weit hinter jenen mächtigen Alpengipfeln zurückbleiben.

Die geistige Beanlagung der Römer ist eben von der der Griechen sehr verschieden. Ein Volk, das, wie das römische, einen so festen und einheitlichen Staat aufgebaut und im Laufe der Zeit seine Herrschaft fast über den ganzen damals bekannten Erdkreis ausgedehnt hat, muß notwendig vor andern Völkern

durch große geistige Fähigkeiten ausgezeichnet gewesen sein; aber für Kunst und Poesie, für litterarische Thätigkeit besaß es ursprünglich wenig Sinn und Anlage. Es fehlte ihm die den Hellenen eigentümliche tiefe und warme Empfindung für das Schöne, die Beweglichkeit und schöpferische Kraft der Phantasie, welche, unbekümmert um den Nutzen des Tages, über das gewöhnliche Leben sich erhebt und in der idealen Welt des Geistes nach dem Schönen sucht. Sein verständiger, nüchterner Sinn war auf das praktische Leben gerichtet und suchte mit einer gewissen Selbstsucht das Nützliche und Zweckmäßige, strebte nach Besitztum und Herrschaft. Dieser praktische Sinn, verbunden mit besonnenem Ernst, mit kriegerischem Mut und Selbstvertrauen und edler Vaterlandsliebe, befähigte den Römer vor allen, sich einen durch Recht und Gesetz weise geordneten Staat zu schaffen und dessen Macht durch die Künste des Krieges und Friedens zu einer bewunderungswürdigen, bis dahin nie gesehenen Höhe emporzubringen.*)

Bei den Hellenen erwuchs die Litteratur aus dem innersten Herzen des Volkes; schon in den ersten Anfängen seiner Geschichte trieb die Begeisterung für das Schöne die herrlichsten Blüten der Poesie, und im Laufe der Jahrhunderte wuchs seine Litteratur ohne Einwirkung der Fremde in freier organischer Entwickelung zu einem blütenreichen Wunderbaume empor, dessen frische Triebkraft erst erstarb, als die Nation auch politisch sich ausgelebt hatte. Bei den Römern war es anders. Zwar waren auch hier von Anfang an in Gesang und Tanz und Lustbarkeit

*) „Andere werden dem Erz einhauchen ein zarteres Leben,
Mein' ich, werden den Stein umformen in sprechende Züge,
Führen im Rate geschickter das Wort, mit dem Stabe beschreiben
Himmlische Kreis' und mit Namen benennen die steigenden Sterne:
Du, o Römer, gedenke mit Macht die Völker zu lenken —
Deine Künste sind dies —, sie an friedlich Gesetz zu gewöhnen,
Unterworfne zu schonen und niederzukriegen die Stolzen."

So bestimmt bei Vergil (Aen. 6, 847 ff.) Anchises in der Unterwelt den einstigen Römern ihre Aufgabe.

der Volksfeste die Keime einer nationalen Poesie vorhanden; aber sie sind verkümmert oder gänzlich verdorrt. Es fehlte ihnen die nötige Pflege, da das Volk, so lange es seinen eigentümlichen Charakter behielt, ohne liebenden Sinn für das Ideale, nur seinen praktischen Zielen nachstrebte. Mehr als fünf Jahrhunderte, gerade in den Zeiten seiner politischen Größe, blieb das römische Volk ohne eigentliche Litteratur; diese erwachte erst, als zur Zeit der punischen Kriege die hellenische Bildung mächtig in Rom eindrang und sich durch alle Gebiete des Lebens zu verbreiten begann.

Und unter griechischem Einfluß hat die römische Litteratur mehr oder weniger durch alle Zeiten hindurch gestanden. Ihr Entwicklungsgang ist aber dadurch ein ganz anderer geworden als der der griechischen Litteratur. Während diese im innigsten Zusammenhang mit dem Leben der Nation die einzelnen Gattungen der Poesie und Prosa in organischer Fortbildung eine aus der andern hervorgehen ließ, hat die römische Litteratur, welche bei den Griechen, ihren Vorbildern und Lehrmeistern, schon alle Gattungen ausgebildet vorfand, von ihrem Beginn an je nach äußeren Bedürfnissen und mehr nach Wahl und Neigung einzelner Erzeugnisse verschiedener Gattungen zugleich nebeneinander ins Leben gerufen. Sie ist eben kein rein nationales Produkt, das seine Wurzeln und seine Triebkraft in dem Kerne des gesamten Volkes gehabt hätte, sondern verdankt ihr Dasein dem Schaffen einzelner Männer, die wohl, zum größten Teil wenigstens, die Kraft des römischen Charakters in sich trugen, aber in ihrer Richtung und Bildung von Griechenland abhingen. Das Charakteristische der römischen Litteratur ist die Mischung römischen Volksgeistes mit hellenischer Bildung, und da der römische Volksgeist von Ursprung an so tüchtigen Gehaltes war und die griechische Bildung so trefflich und reich an Form, so ist die römische Litteratur denn doch, obgleich ihre Erzeugnisse bei weitem nicht an die der griechischen Litteratur heranreichen, von hohem Werte und hat Bedeutendes hervorgebracht, nament-

lich in den Gebieten, welche mit dem Staate und der praktischen Seite des Lebens zusammenhängen.

Die römische Litteratür beginnt in dem ersten Jahre nach Beendigung des ersten punischen Krieges, in dem J. 240 v. Chr., wo zum erstenmal ein römisches Drama nach griechischem Muster von Livius Andronicus auf die Bühne gebracht wurde. Von da bis zum Tode des Sulla, also von 240—78 v. Chr., können wir die erste Periode der römischen Litteratur rechnen; diese aber zerfällt in zwei Abteilungen, von denen die erste etwa mit dem J. 146 v. Chr. schließt, dem Jahre der Zerstörung von Karthago und Korinth; es ist die Zeit, in der Plautus, Ennius, Terenz und Cato die hervorragendsten Größen waren, die drei ersten nach dem Vorgange des Livius Andronicus und Nävius die Schöpfer des römischen Dramas und des römischen Epos, Cato der Begründer der römischen Prosa. Nach ihnen, in dem Zeitraum bis zu Sullas Tode, wird, mit Ausnahme vereinzelter Erscheinungen, wie der Satiren des Lucilius und der Tragödie des Accius auf dem Gebiete der Poesie nichts Bedeutendes geleistet, während Beredsamkeit und Geschichtschreibung durch die politischen Kämpfe einen erheblichen Aufschwung nehmen.

Die zweite Periode umfaßt die Jahre von Sullas Tod bis zum Tode des Augustus (78 v. Chr. bis 14 n. Chr.). Man nennt sie mit Recht das goldene Zeitalter der römischen Litteratur, da jetzt infolge der völligen Durchdringung des römischen und griechischen Geistes jeder Zweig der Litteratur in Formvollendung und größtenteils auch in sachlicher Gediegenheit zu seiner höchsten Blüte gediehen ist. Auch diese Periode zerfällt in zwei Teile, in die Zeit des Cicero und die des Augustus. In der von Cicero beherrschten Zeit kommt die Prosa zu ihrer Vollendung, in der augusteischen Zeit die Poesie.

Die folgenden zwei Jahrhunderte der Kaiserzeit, von Tiberius bis zum Tode des Septimius Severus (14 n. Chr. bis 211 n. Chr.), bilden die dritte Periode der römischen Litteratur. Der mit Tiberius beginnende Despotismus der Kaiserherrschaft

hemmt die freie Bewegung des Geistes und schwächt die nationalen Kräfte, so daß die Litteratur allmählich immer mehr von ihrer Höhe herabsinkt. Das erste Jahrhundert bis auf Trajan (14—117 n. Chr.), das silberne Zeitalter genannt, behauptet wohl zum Teil noch die frühere Gewandtheit in der Form; aber im ganzen stehen die Erzeugnisse dieser Zeit an innerem Werte denen der vorigen Periode bedeutend nach. Die Rhetorik kommt immer entschiedener zur Herrschaft und artet bei dem Schwinden des Formgefühls in Ungeschmack aus. Und das steigert sich noch in dem zweiten Jahrhundert. — In der vierten Periode, die sich bis zum Untergang des weströmischen Reiches erstreckt (476 n. Chr.), gehen Kunst, Wissenschaft und Bildung allmählich einem gänzlichen Verfall entgegen.

Erste Periode.

(240—78 v. Chr.)

---

1. L. Livius Andronicus und Cn. Nävius.

(c. 284 bis c. 204 v. Chr.) (c. 266 bis c. 194 v. Chr.)

Der Chorführer der römischen Litteratur war ein Grieche, der Tarentiner Andronikos, der in seinen jungen Jahren, vielleicht nach der Eroberung seiner Vaterstadt im J. 272 v. Chr., als Gefangener nach Rom gekommen und hier der Sklave eines Livius geworden war. Von diesem Livius, der von manchen für M. Livius Salinator, den Sieger am Metaurus, gehalten wird, erhielt er die Freiheit, und damit den Namen Livius Andronicus. Als Sklave hatte er die Kinder des Livius sowie auch noch andere junge Römer im Griechischen und Lateinischen unterrichtet, und als Freigelassener setzte er zum Erwerb seines Unterhaltes diese Beschäftigung fort; daneben aber betrieb er auch das Gewerbe eines Schauspielers. Zu seinem Gebrauch in der Schule sowie für die Bühne unternahm er es, griechische Dichtungen ins Lateinische zu übertragen, und dadurch gab er den ersten Anstoß für die römische Litteratur.

Die Römer waren bisher von griechischem Wesen nicht unberührt geblieben. Wir sehen griechische Einflüsse schon in ältester Zeit. Schon unter den Tarquiniern, welche mit den nicht sehr entfernten griechischen Staaten Unteritaliens, namentlich mit Cumä in Campanien, in mannigfachen Beziehungen standen, erkennt man in den politischen Reformen, in den kunstvollen

Bauten und dem Streben nach Verschönerung der Stadt, sowie ganz besonders auf dem religiösen Gebiete Einwirkungen des hellenischen Sinnes. Diese Könige stellten nach griechischem Muster die ersten Götterstatuen auf, während bis dahin die Römer keine Bildnisse von Göttern gehabt, und Tarquinius der jüngere führte die aus Cumä gekommenen, in griechischer Sprache abgefaßten sibyllinischen Bücher als Weissagebücher für den römischen Staat ein, auf deren Anordnung in der Folge mancher griechische Gott, religiöse Vorstellungen und Einrichtungen der Griechen nach Rom verpflanzt wurden. Wenn aus dem ersten Jahrhundert der Republik angeführt wird, daß vor der Abfassung der Zwölftafelgesetze römische Abgeordnete nach Griechenland gingen, um die griechischen Gesetze und Verfassungen zu studieren, so sehen wir darin nicht blos einen Beweis von dem fortgesetzten Verkehr beider Völker, sondern auch die Anerkennung der höheren Kultur der Griechen und das Bestreben, durch sie belehrt und gefördert zu werden. Nicht unwichtig war der Handel, der Rom und die in engerem Zusammenhang stehenden latinischen Städte mit dem griechischen Unteritalien verband. Ein solcher Verkehr aber forderte notwendig von seinen Trägern in Rom und Latium einen gewissen Grad von Kenntnis der griechischen Sprache. Gesteigert wurde dieses Bedürfnis bei den Römern seit der Unterwerfung Campaniens (338 v. Chr.) und des übrigen Unteritaliens, wo griechische Sprache und Sitte eine weite Verbreitung erlangt hatten; denn die Männer, welche sich mit der Leitung und Verwaltung der Staatsgeschäfte befaßten, waren gezwungen, sich mit der Sprache der Unterthanen bekannt zu machen. So sehen wir denn, wie im J. 281 der römische Gesandte Postumius vor einer griechischen Volksversammlung, vor den Bürgern von Tarent, eine griechische Rede hält, die allerdings nicht durch Korrektheit und Reinheit der Sprache ausgezeichnet war und deshalb sich den Spott des leichtsinnigen Volkes zuzog.

Bis dahin war die Bekanntschaft der Römer mit dem

griechischen Wesen mehr äußerer Art, und die Kenntnis der griechischen Sprache diente praktischen Zwecken; ein Streben, tiefer in den Geist des Griechentums einzudringen und sich mit der griechischen Litteratur bekannt zu machen, war nicht vorhanden. Dies trat erst ein, als seit Beginn der punischen Kriege die römische Politik ihr Gebiet über die Grenzen des unterworfenen Italiens hinaus erweiterte und die Römer in Sicilien wie in Griechenland selbst mit dem Griechenvolke in immer mannigfaltigere und tiefer greifende Beziehungen kamen. Der Gesichtskreis des römischen Geistes wuchs, die vornehmen Klassen empfanden es, daß die einfache und beschränkte Bildung, wie man sie von den Vätern überkommen, gegenüber der hohen und allgemein menschlichen Civilisation nicht mehr genügte, und suchten nun eine gesteigerte Geistesbildung in dem Reichtum der griechischen Litteratur. So drang denn in verhältnismäßig kurzer Zeit griechische Litteratur und Bildung in reichen Strömen in Rom ein, es geschah, was Porcius Licinus, ein älterer Zeitgenosse des Cicero, in den Worten aussprach:

„In dem zweiten Pönerkriege hat die Muse raschen Schritts
Sich hineinbegeben in des Romulus rauhes Kriegervolk.“

und was Horaz (Epist. 2, 1, 156) sagt:

„Hellas bezwungen bezwang den ungebildeten Sieger,
Bracht' in das bäurische Latium Kunst.“

Wie die höheren Stände Roms durch die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur die Bildung Griechenlands in sich aufnahmen, so wurden zu derselben Zeit auch die niederen Klassen auf den Feldzügen in Sicilien und Griechenland sowie in Rom selbst durch die zahlreichen griechischen Sklaven und Freigelassenen, die sich dort befanden, mit griechischer Sprache und griechischem Wesen bekannt, so daß also die nationale Kultur des ganzen römischen Volkes durch das eindringende Griechentum zersetzt wurde.

Mit dieser Umwandlung wurde auch der Jugendunterricht ein anderer. Schon lange war zu Rom in den Schulen das

Lesen und Schreiben geübt und das Griechische gelehrt worden; aber der Unterricht war über die elementare Stufe und die gewöhnlichen praktischen Bedürfnisse nicht hinausgekommen. Jetzt erstrebte man in der Schule eine wirkliche Geistesbildung und legte zu dem Ende auch dem lateinischen Sprachunterricht die Werke der griechischen Litteratur zu Grunde. Das führte den Livius Andronicus zu dem Unternehmen, für seinen Schulunterricht die homerische Odyssee ins Lateinische zu übersetzen. Als Schauspieler aber machte er die Neuerung, vorzugsweise zur Unterhaltung des niederen Volkes für die Schaubühne Texte nach griechischen Mustern zu schreiben. So wurde dieser arme Grieche der erste Begründer der römischen Litteratur. Sein erstes Bühnenstück wurde, wie schon oben erwähnt, im J. 240 v. Chr. aufgeführt, unmittelbar nach der Beendigung des ersten punischen Krieges.

Die Odyssia des Andronicus war in dem sogen. saturnischen Verse abgefaßt, einem den Griechen unbekannten, sehr wenig ausgebildeten Versmaße altitalischer Volkspoesie, welches in seinem Grundtypus mit unserem Nibelungenverse übereinstimmt. Der Vers zerfällt in zwei durch eine stark hervortretende Cäsur getrennte Hälften, von denen die erste gewöhnlich ansteigend, die zweite fallend ist und jede drei Hebungen hat. Der Charakter der ersten ist also jambisch, der der zweiten trochäisch. Übrigens kann bei der lockeren Fügung des Verses jede Hebung und jede Senkung zweisilbig sein, die Senkung kann mit Ausnahme der letzten unterdrückt und auch der Hiatus zugelassen werden.

Von den unbedeutenden Bruchstücken des Werkes führen wir den Anfangsvers an, die Übersetzung der homerischen Worte:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον —

sie heißt:

Virúm mihi, Caména ínsece versútum.
„Den Mann, Camena, nenne mir, den vielgewandten."

Die Stelle Homer Od. 2, 99 f.

εἰς ὅτε κέν μιν
Μοῖρ' ὀλοὴ καθέλῃσι τανηλεγέος θανάτοιο.
(bis wann ihn
Faßt die verderbliche Moira des langhinstreckenden Todes)

ist übersetzt:

Quando dies adveniet, quem profata Morta est.
„Wann kommen wird der Tag, den Morta ihm bestimmt hat."

Die homerischen Verse Od. 12, 16 ff.

οὐδ' ἄρα Κίρκην
ἐξ Ἀΐδεω ἐλθόντες ἐλήθομεν, ἀλλὰ μάλ' ὦκα
ἦλθ' ἐντυναμένη· ἅμα δ' ἀμφίπολοι φέρον αὐτῇ
σῖτον καὶ κρέα πολλὰ καὶ αἴθοπα οἶνον ἐρυθρόν.
(aber verborgen
Kehrten der Kirke wir nicht vom Hades, sondern gar hurtig
Kam sie gewärtig herbei; es trugen die dienenden Jungfraun
Brot und Fleisch in Füll' und den roten, den funkelnden Wein her.)

sind so wiedergegeben:

Topper citi ad aedis vénimús Círcae;
simul duona coram(?) portant ad navis,
milia alia in isdem inserinuntur.
„In Eil' geschwinde kommen wir zu Kirkes Hause;
Zugleich vor uns die Güter bringt man zu den Schiffen,
Auch wurden aufgeladen tausend andre Dinge."

Man sieht aus diesem Wenigen, wie weit diese lateinische Übersetzung hinter ihrem griechischen Original zurückbleibt. Es ist eine rohe, unvollkommene Übertragung ohne allen künstlerischen Wert, steif und unbeholfen, mit mancherlei Mißverständnissen und starken Abweichungen vom Original, die aber, nach Mommsens richtigem Urteil, nicht aus der Freiheit, sondern aus der Roheit der Nachdichtung hervorgegangen sind. Die Härte und Ungelenkigkeit der Sprache tritt noch mehr hervor durch das schwerfällige, wenig Abwechselung gewährende Versmaß. Cicero (Brut. 18) vergleicht die Odyssia des Andronicus mit den rohen, steifen Bildwerken des Dädalus. Die zuletzt mitgeteilten Verse führt Mommsen als ein merkwürdiges Beispiel von Gedankenlosigkeit des Übersetzers an; denn während

bei Homer sich Kirke zu dem nach Aiaia zurückgekehrten Odysseus ans Ufer begiebt, läßt Andronicus den Odysseus zu dem Hause der Kirke eilen. Es ist wahrscheinlich, daß Andronicus in seiner Übersetzung gar nicht beabsichtigte, ein Kunstwerk zu schaffen, sondern nur ein Schulbuch sich zu verfertigen, das er bei seinem lateinischen Unterricht gebrauchen wollte, wie er bei seinem griechischen Unterricht den griechischen Text zu Grunde legte. Und diese Bestimmung, ein Buch für den Jugendunterricht zu sein, hat das Werk des Andronicus bei den Römern noch Jahrhunderte lang erfüllt; noch Horaz (Epist. 2, 1, 69) klagt, daß ihm in der Schule des strengen Orbilius die Gedichte des Livius oft Prügel eingetragen. Horaz will zwar die Gedichte des Livius nicht verunglimpfen und will sie nicht vertilgt haben; aber er wundert sich, daß manche von seinen Zeitgenossen, die das Alte der neueren Poesie vorzogen, jene Verse für schön und tadellos und fein ausgearbeitet hielten; man dürfe nicht, wenn hier und da einmal ein schöner Ausdruck hervorleuchte und ein und der andre Vers etwas kunstgerechter ausgefallen sei, deswegen das Ganze für ein gutes Gedicht ausgeben.

Livius Andronicus hat sich auch um die römische Bühne verdient gemacht, er schuf zuerst das römische Kunstdrama. Schon lange vor ihm hatten die Latiner sowie die anderen Völkerschaften Mittelitaliens bei ihren Volksfesten sich an possenhaften Darstellungen von einer gewissen dramatischen Form, an scherzenden und spottenden Wechselreden und Gesängen ergötzt; denn der Italiker hat bei einem scharfen Blick für das Auffallende und Lächerliche in der äußeren Erscheinung die Gabe rascher Nachahmung, lebhafter Gestikulation und ausdrucksvollen Geberdenspiels, verbunden mit dem Hang zu Spott und neckendem Witz. Uralt waren in Latium und Hetrurien und auch wohl in anderen Landschaften Mittelitaliens die sogen. Fescenninen (fescennini), welche nach der Stadt Fescennium in Südhetrurien ihren Namen hatten, lustige, scherzende Spiele, voll Witz und gegenseitiger Neckerei, von der fröhlichen Jugend an ländlichen

Festen und bei sonstigen heiteren Anlässen aufgeführt. Die Teilnehmer traten in Vermummungen auf, mit gefärbten Gesichtern oder mit Masken und begleiteten ihre Worte und Lieder mit grotesken Tänzen und lächerlichen, nicht immer decenten Bewegungen.

Über die Entstehung der Fescenninen sagt Horaz (Epist. 2, 1, 139):

„Wenn nach geborgener Ernte vor Zeiten das biedere Landvolk,
Glücklich mit wenigem, gütlich dem Leib am festlichen Tage
That und dem Geist, der die Mühen in Hoffnung des Endes getragen,
Samt dem treuen Gemahl und den Kindern, der Arbeit Genossen,
Brachten sie Tellus ein Schwein zum Opfer und Milch dem Silvanus,
Blumen und Wein dem an Kürze des Lebens sie mahnenden Schutzgeist.
Solcher Gebrauch schuf ihnen die fescenninische Freiheit,
Wechselnd einander in Versen zu necken mit bäurischen Späßen.
Jahr für Jahr kehrt wieder erwünscht die Zeit der Erholung,
Mit ihr das harmlose Spiel."

Dann erzählt der Dichter weiter, wie diese Scherze immer beißender und verletzender geworden, so daß ein Gesetz (der zwölf Tafeln) bei Strafe verbieten mußte, Schmählieder zu dichten, worauf denn die Furcht vor dem Stocke die Leute zwang, artig zu reden und nur auf Ergötzung bedacht zu sein. Allmählich traten die Fescenninen mehr zurück und dienten zuletzt nur noch als neckisches Spiel bei Hochzeiten. Auf die Bühne sind sie nicht gekommen.

Die Satura dagegen fand in Rom auch den Weg zur Bühne. Auch sie war in schon sehr alter Zeit in Latium aus der ländlichen Lustbarkeit der Jugend entsprungen und scheint von Anfang an mehr als die Fescenninen einen dramatischen Charakter gehabt zu haben. Es waren Lieder oder komische Darstellungen einer Handlung, welche unter Flötenbegleitung mit gestikulirendem Tanze nach einem gewissen Plane durchgeführt wurden. Die Ableitung des Namens Satura ist nicht klar. Schon die Alten fanden darin den Begriff des Mannigfaltigen und Gemischten, so daß das Wort entweder auf die Mannig-

faltigkeit des Inhalts oder auf die Mischung von Gesang, Tanz, Musik und Text zu beziehen ist; andere leiteten den Namen von den ungeschlachten Satyri her, und mit dieser Erklärung ist die von Mommsen verwandt, welcher in der Satura „den Mummenschanz der vollen Leute (σάτυροι, saturi)" sieht, „die, in Schaf- und Bockfelle gehüllt, mit ihren Späßen das Fest beschließen". Seit dem J. 364 v. Chr., wo Rom eine Bühne bekam, wurden solche Saturae auf dieser von herumziehenden Bänkelsängern aufgeführt.

Zu jener Zeit nämlich war Rom von einer langen andauernden Pest heimgesucht, deren Gewalt weder durch menschliche Ratschläge noch durch göttliche Hilfe gemildert wurde. Da wurde beschlossen, um den Zorn der Götter zu versöhnen, an den römischen Spielen des J. 364 scenische Spiele aufführen zu lassen und in dem Cirkus auf Staatskosten ein Brettergerüst, eine Bühne (scaena, σκηνή) aufzuschlagen, auf welcher während der drei ersten Tage des Festes Vorstellungen zur Belustigung des Volkes gegeben wurden, während der vierte Tag für den Hauptteil des Festes, das Wagenrennen, bestimmt blieb. Namentlich ließ man zur Sühne der Götter Schauspieler aus Hetrurien auftreten, welche unter Begleitung der Flöte stumme mimische Tänze aufführten. Darin sieht der Geschichtschreiber Livius (7, 2) die ersten Anfänge eines regelrechten Theaters. Von der Zeit an wurde jedes Jahr die Bühne aufs neue errichtet, und die römische Jugend ahmte jene hetruskischen Tänze nach, indem sie ihre althergebrachten neckischen Possenspiele damit verband. Da die Sache Anklang fand, und durch fortgesetzte Übung in Schwung kam, so entstand allmählich ein besonderes Gewerbe von einheimischen Schauspielern (histriones, von dem hetruskischen Worte ister), welche die alte volkstümliche Satura kunstmäßiger ausbildeten. Die Schauspieler waren aber bei den Römern nicht wie in Griechenland geehrte freie Leute, sondern Sklaven und Freigelassene oder auch Freie aus dem Auslande, aber jedenfalls ohne Bürgerrecht; ihr Stand war rechtlich mit Infamie behaftet,

so daß sie in dem Gesetzbuche dem Kuppler, dem schimpflich entlassenen Soldaten und dem überwiesenen Diebe gleichgestellt waren. Sämtliche städtische Beamte hatten das Recht, einen Schauspieler überall und zu jeder Zeit körperlich zu züchtigen oder einsperren zu lassen.

Es ist natürlich, daß die stolze römische Jugend, wenn sie auch noch mit dramatischen Aufführungen sich befaßte, von dieser verachteten Klasse, welche ihr Gewerbe handwerksmäßig für Geld betrieb, sich völlig zurückzog. Es entstand in der Folge, als durch Andronicus kunstgerechte Dramen nach griechischen Mustern auf die Bühne gekommen, die Sitte, daß nach dem Schlusse solcher durch die Schauspieler aufgeführten Stücke junge römische Bürger zu ihrer und fremder Belustigung in altgewohnter Weise mit volkstümlichen Possen auftraten, welche sich jenen als Nachspiele (exodia) anschlossen. Sie gebrauchten dabei Masken, während die Schauspieler, allerdings mit Ausnahme der weiblichen Rollen, bis in Ciceros Zeit ohne Masken waren, und erlitten durch solches Spiel keine Einbuße an ihrer Ehre.

Als ums J. 211, wo Campanien seine Selbständigkeit verloren hatte und latinisiert worden war, das Possenspiel der Atellanen von Campanien nach Rom verpflanzt wurde, wandte sich die römische Jugend dieser neuen Gattung mit Vorliebe zu. Diese Atellanen hatten ihren Namen von der campanischen Stadt Atella, nicht etwa weil sie dort zuerst aufgekommen wären, sondern weil Ort und Personen der Handlung ursprünglich in dieses als eine Art Krähwinkel geltende Städtchen verlegt wurden. Es waren improvisierte Possenspiele, in niederem Tone und der Sprache des gemeinen Volkes mit höchst derben und unsauberen Späßen ohne schriftliche Grundlage nach einem nur im allgemeinen verabredeten Plane durchgeführt. Eigentümlich waren ihnen die stehenden Charaktermasken mit stark aufgetragenen Zügen, welche man noch heute in den italienischen Harlekinaden wiedererkennt. Zu diesen gehörte der Maccus oder Harlekin, ein blödsinniger Dummkopf, der, ewig Grimassen schneidend,

allen zum Spott und Mutwillen dient und sich vieler Schläge erfreut, dargestellt mit glatt rasiertem Kopf, dicker Nase, Eselsohren, einem Buckel; ferner Bucco (Großmaul), dessen Tugenden im Maule liegen, im Fressen und Schwatzen, ein zudringlicher Schmarotzer und Vielfraß. Der Pappus (der gute Papa) ist ein eitler und lüsterner, geiziger und abergläubischer Alter, der bei großer Dummheit sich weise dünkt und überall gefoppt und überlistet wird, besonders von Frau und Sohn; der Dossenus endlich (der Buckelorum, von dorsum) entspricht dem italienischen Dottore; er ist ein pfiffiger Beutelschneider, der überall als weiser Berater auftritt und die Leute, welche sich von ihm berücken lassen, gründlich betrügt und ausnutzt. Auch allerlei gespenstische Wesen traten auf, Popanze für furchtsame Weiber und Kinder, wie der Manducus, der das Maul aufreißt, als wollte er die Leute fressen, die Pytho mit laut klappernden Riesenzähnen u. a. In der sullanischen Zeit wurde dieses Volksspiel durch Pomponius aus Bononia und Novius zu einem kunstgerechten Drama, einer Art burlesker Komödie umgestaltet, und seitdem verdrängte die Atellane die Satura als Nachspiel.

Wir sind durch die Atellane, die wir doch mit den übrigen Volksspielen der Römer zusammenbringen wollten, schon über die Zeiten des Livius Andronicus hinausgeführt worden und müssen jetzt zu diesem ersten Begründer der römischen Litteratur zurückkehren. Derselbe führte als Schauspieler eine höchst folgenreiche Neuerung ein, daß er statt der gewöhnlichen Possenspiele kunstgerechte Dramen auf die Bühne brachte, welche er aus dem Griechischen übersetzt hatte. Auch machte er seine Bühnentexte als Bücher bekannt, er las sie öffentlich vor und verbreitete sie in Abschriften. Livius schrieb sowohl Tragödien als Komödien, doch vorzugsweise Tragödien. Von den neun Titeln, die uns von seinen Tragödien noch erhalten sind, gehören fünf dem trojanischen Sagenkreise an, für welchen die damaligen Römer ein besonderes Interesse gehabt zu haben scheinen; denn der Glaube an ihre trojanische Abkunft hatte schon damals Wurzel gegriffen.

Sie heißen: Achilles, Ajax (mastigophorus), Equus Trojanus, Ägisthus, Hermiona. Die andern Titel: Tereus, Ino, Andromeda, Danae führen zu der Vermutung, daß der Dichter mit Rücksicht auf den Geschmack seiner rohen und hart gearteten Zuschauer besonders solche Stoffe gewählt hat, welche geeignet waren, die Gemüter stark aufzuregen. Die Dramen des Livius waren wie auch seine Odyssee bloße rohe Übersetzungen, die auf Originalität keinen Anspruch machten, und litten an all den Mängeln, die auch jenes lateinische Epos an sich trug. Nach dem Urteil Ciceros (Brut. 18) waren sie nicht wert, nach dem ersten Lesen zum zweitenmal in die Hand genommen zu werden. Als ein Beispiel schwülstiger Verzwicktheit führt Mommsen das Bruchstück an:

quem ego nefrendem alui lacteam immulgens opem.
„welchen ich, einen Zahnlosen, aufnährte, einmelkend die Fülle der Milch.“

Die Komödien des Andronicus scheinen noch geringeren Wert gehabt zu haben als seine Tragödien. So mangelhaft aber auch seine Arbeiten noch waren, so ist er doch dadurch von großer Bedeutung, daß er seinen Nachfolgern den Weg zur griechischen Litteratur eröffnete, daß seine Dramen griechische Form und griechische Versmaße nach Rom brachten.

Der Geschichtschreiber Livius erzählt in der früher von uns angeführten, für die Geschichte des römischen Dramas wichtigen Stelle (7, 2), daß dem Andronicus, der in seinen Stücken selbst als Schauspieler auftrat, bei den geforderten öfteren Wiederholungen eine Heiserkeit zugestoßen sei, und er habe daher nach erbetener Erlaubnis einen Knaben zum Singen vor den Flötenbläser gestellt und den Gesang dieser einen Person mit um so lebhafterer Gestikulation begleiten können, weil ihm nun der Aufwand seiner Stimme nicht mehr hinderlich war. Diese Einrichtung blieb in der Folge immer bestehen; der Dialog (diverbium), der nie mit Musik begleitet war, wurde von den Schauspielern gesprochen; sobald aber ein Monolog eintrat, eine lyrisch erregte Partie, ging die Recitation in Gesang, die Gestikulation

in Tanz über, und dann ergab sich die uns so seltsam erscheinende Trennung, daß der Schauspieler den Inhalt des Monologs nur durch Pantomimen darstellte, während ein Sänger, bisweilen auch mehrere, den Text desselben unter Flötenbegleitung vortrug. Ein solcher musikalisch komponierter Monolog hieß Canticum, und er kam in der Tragödie sowohl wie in der Komödie vor; außerdem aber hatte die Tragödie, wenn sie wenigstens griechischen Originalen nachgebildet war, noch einen Chor, dessen Gesänge ebenfalls von der Flöte begleitet wurden. Da übrigens in dem römischen Theater, das im ganzen die Form des griechischen hatte, die Orchestra, der Standort des Chors im griechischen Theater, zu dem Zuschauerraum hinzugezogen war, so mußte der Chor, dem überhaupt die hohe Bedeutung des Chors der griechischen Tragödie abging, auf der Bühne selbst auftreten. Der römischen Komödie fehlte der Chor, wie ihrem Muster, der neuen Komödie der Athener.

Wir sehen den Andronicus noch im J. 207 v. Chr., also in hohem Alter, thätig, und zwar als lyrischen Dichter. Nach der Erzählung des Livius (27, 37) hatten die Pontifices in jenem Jahr infolge von erschreckenden Prodigien beschlossen, daß dreimal neun Jungfrauen durch die Stadt ziehen und ein Lied singen sollten. Dieses Lied war von Livius Andronicus gedichtet worden. Während es im Tempel des Jupiter Stator eingeübt wurde, schlug der Blitz in den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin. Zur Sühnung dieses neuen Götterzeichens wurde der Juno auf dem Aventin von den Matronen eine goldene Schale geweiht und außerdem ein feierlicher Zug durch die Stadt nach dem Tempel der Göttin veranstaltet, in welchem auch die 27 Jungfrauen gingen, in langen Gewändern, das Lied des Andronicus singend. „Dieses Lied,“ sagt Livius, „mochte wohl zu jener Zeit den ungebildeten Römern gefallen; jetzt würde man es, wenn man es vortrüge, ein rohes Werk ohne Kunst und Geschmack nennen.“ Festus berichtet, daß jenes Lied, das die Jungfrauen gesungen, von Andronicus im Auftrage des

Staates verfaßt worden sei, weil sich in dem schweren hannibalischen Kriege das Glück wieder auf die römische Seite zu wenden begonnen habe, und der Staat habe jetzt dem Andronicus zu Ehren, der ja Dichter und Schauspieler war, der Zunft der Schreiber (scribae, wie man damals die Dichter nannte) und der Schauspieler einen Platz für ihren gemeinsamen Gottesdienst im Minervatempel auf dem Aventin eingeräumt.

Eng an Livius Andronicus schließt sich sein etwas jüngerer Zeitgenosse Cnäus Nävius an, der zum erstenmal im J. 235 v. Chr., also fünf Jahre später als Livius, zu Rom ein Drama auf die Bühne brachte und im allgemeinen von diesem abhängig war; aber er bezeichnet doch schon eine höhere Stufe der Poesie als Livius. Er war ein römischer Bürger von niederem Stande, wahrscheinlich in einer der latinischen Gemeinden Campaniens geboren. Doch muß er schon früh nach Rom gekommen sein, wo er sich derart in römisches Wesen und römische Sprachweise einlebte, daß er von Cicero (de or. 3, 12, 44f.) neben Plautus als ein Muster der altertümlichen reinen städtischen Sprache genannt wird und er selbst in seiner eigenen, „von campanischem Stolz erfüllten" Grabschrift (Gell. 1, 24, 2), wahrscheinlich im Hinblick auf den gräcisierenden Ennius, selbstbewußt sagen konnte, daß man nach seinem Tode zu Rom lateinisch zu reden vergessen habe. Die in Saturniern abgefaßte Inschrift heißt:

„Wenn Unsterblichen geziemte Sterbliche zu beweinen,
Beweinten die Camenen Nävius den Dichter,
Dieweil, seit er hinabging in das Reich des Orcus,
In Rom man hat vergessen der Latiner Rede.*)"

Nachdem Nävius als junger Mann im ersten punischen Kriege mitgefochten — er scheint zwischen 269 und 264 v. Chr. geboren zu sein — widmete er zu Rom nach dem Beispiel des

*) Immortales mortales si foret fas flere,
flerent divae Camenae Naevium poetam;
itaque postquam est Orci traditus thesauro,
Obliti sunt Romae loquier lingua latina.

Andronicus seine Thätigkeit der Bühne, doch nur als Dichter, nicht auch, wie Andronicus, als Schauspieler; denn der Bürger, der im Heere diente, wurde, wenn er sich zum Schauspieler hergab, ebenso mit dem Tode bestraft, wie wenn er sich hätte zum Sklaven machen lassen. Nävius schrieb vorzugsweise Komödien, in derselben Weise wie Livius, indem er griechische Stücke ins Lateinische übersetzte; aber er verfuhr dabei mit viel größerer Selbständigkeit, so daß er frei und keck das Leben der Gegenwart in seine Stücke hereinzog und sich nicht scheute, nach Art der älteren griechischen Komödie die Zustände des Staates zu kritisieren und die Vornehmen und Mächtigen rücksichtslos dem Spotte preiszugeben. Er erfreute sich, wenn auch in niederem Stande, einer ganz anderen Stellung als der Freigelassene, der Schulmeister und Schauspieler Livius; er fühlte sich als freier Bürger, der in dem großen Kriege gegen Karthago tapfer für das Vaterland mitgestritten, und hielt vor allem die Freiheit hoch. „Die Freiheit," sagt er in einer Komödie, „habe ich viel höher geschätzt als das Gold," und ein andermal ruft er: „Heute am Freiheitsfeste wollen wir freie Worte reden!" So that er denn einst von der Bühne herab die bedenkliche Frage:

„Wie ward ein so gewaltiger Staat nur so geschwind euch ruiniert?*)"

und in der Antwort fand sich unter anderm der Grund:

„Es thaten neue Redner sich, einfältige junge auf.**)

Die Meteller, welche in der Zeit des Nävius eine bedeutende Stellung im Staate einnahmen, sowie die Scipionen waren vor seinen Angriffen nicht sicher. Von dem älteren Scipio Africanus sagt er:

„Jener selbst, der große Dinge ruhmvoll oft zu Ende führte,
Dessen Thaten lebendig waren, der bei den Völkern allen allein gilt,
Den hat der eigne Vater von dem Liebchen weggeholt —."***)

*) Cedo, qui vestram rem publicam tantam amisistis tam cito?

**) Proveniebant oratores novi, stulti adolescentuli.

***) Etiam qui res magnas manu saepe gessit gloriose,
Cuius facta viva nunc vigent, qui apud gentes solus praestat,
Eum suus pater cum pallio ab amica abduxit uno.

Die Meteller verletzte er durch den Vers:

„Die Meteller werden in Rom Consuln durchs Glück“,

worauf Qu. Metellus, der damals (im J. 206 v. Chr.) Consul war, mit dem Verse drohte:

„Zum Unheil werden sein dem Nävius die Meteller.“*)

Und er führte auch seine Drohung aus. Er verklagte den Dichter, und dieser wurde ins Gefängnis gesperrt. „Da saß er denn, das Haupt auf die Hand gestützt und von zwei Kerkermeistern Tag und Nacht stets belagert gehalten.“ So spricht Plautus, der jüngere Zeitgenosse des Nävius, in seinem Miles gloriosus von einem „römischen Dichter“, der wahrscheinlich eben unser Nävius ist. Der Dichter schrieb in dem Gefängnis zwei Komödien: Hariolus und Leon, in denen er sein Vergehen wieder gut machte, so daß die Tribunen ihm die Freiheit zurückgaben. In einem dieser Stücke scheint er sich mit einem hungrigen Löwen verglichen zu haben, dem man vergebens einen Zaum anlege. Und in Wahrheit, der Zaum hat wenig geholfen. Er konnte sich auch in der Folge der Schmähungen gegen die Mächtigen Roms nicht enthalten und wurde von diesen gezwungen, das Vaterland zu verlassen. Er ging nach Utica und starb dort als Verbannter. Die römischen Großen waren nicht gewillt, eine Bühnenfreiheit aufkommen zu lassen, wie Athen und die Griechen sie hatten. „In dem Reiche der Lagiden,“ meinte Nävius in seiner Tarentilla, „oder der Seleuciden, wo kein König irgend eine freisinnige Äußerung des Theaters anzufechten wagt, hat es die Knechtschaft besser als in Rom die Freiheit.“

Das Todesjahr des Nävius ist nicht sicher. Cicero (Brut. 15, 60) sagt, er sei nach Angabe alter Chroniken im J. 204 v. Chr. gestorben, fügt aber hinzu, daß Varro, der sorgfältigste Forscher in der alten Geschichte, diese Angabe für irrig halte und den Tod des Nävius weiter hinausschiebe. Varro

---

*) Fato Metelli Romae consules fiunt. —
Dabunt malum Metelli Naevio poetae.

hat ohne Zweifel Recht. Wir werden nicht weit fehlgehen, wenn wir mit Mommsen etwa das J. 194 v. Chr. als Todesjahr des Dichters annehmen. Sicherlich ist Nävius nicht während des hannibalischen Krieges nach Utica in Feindesland gegangen, und auch die oben angeführten Verse über Scipio Africanus, in welchen dieser als der erste Mann des Staates bezeichnet wird, können nicht wohl vor der Schlacht bei Zama geschrieben sein.

Nävius hat eine große Zahl von Komödien gedichtet; wir besitzen davon noch über 30 Titel, aber nur geringe Bruchstücke. Weniger scheint er sich in der Tragödie ausgezeichnet zu haben. Unter den sieben noch bekannten Titeln seiner Tragödien sind fünf dem trojanischen Sagenkreise entnommen. Sie sind, wie auch seine Komödien, griechischen Musterstücken nachgebildet; doch hat Nävius es auch unternommen, Stoffe aus der vaterländischen Geschichte dramatisch zu behandeln. Er ist der erste Begründer der s. g. Fabula praetexta, des der ernsten Tragödie nachgebildeten römischen Nationalschauspiels, welches bei dem Mangel an einheimischen Heroenmythen seinen Inhalt aus der römischen Geschichte nahm und seinen Namen davon erhalten hatte, daß in demselben römische Könige, Imperatoren und sonstige Magistrate auftraten, welche durch das römische Staatskleid, die toga praetexta, ausgezeichnet waren. Von derartigen Stücken des Nävius sind uns zwei Titel bekannt: Clastidium und Romulus oder Alimonium Romuli et Remi; das erste behandelte den siegreichen Kampf, welchen im J. 222 v. Chr. der Consul M. Marcellus bei Clastidium gegen den gallischen Anführer Britomartus bestand, das andre die Jugendgeschichte des Romulus und Remus.

Nävius ist auch als der eigentliche Begründer des römischen Epos anzusehen, da die Odyssee des Andronicus doch nur die schwache Übersetzung eines griechischen Gedichtes ist. Das Bellum punicum des Nävius, ein Epos über den ersten punischen Krieg, in welchem er selbst mitgekämpft, enthielt einen Stoff von

höchst nationaler Bedeutung, stand aber weit zurück hinter dem griechischen Epos. Den Römern fehlte eine phantasievolle nationale Mythologie, und ihre Heldensage war äußerst mager und dürftig. Darum wählte sich Nävius den Stoff für sein Epos aus dem hellen Tag der vaterländischen Geschichte, und dieser nüchterne Inhalt ist in einfach nüchterner Weise nach Art einer mittelalterlichen Reimchronik behandelt. Cicero (Brut. 19, 75) lobt zwar in Bezug auf die sachliche Behandlung das Lichtvolle und Verständliche des Gedichtes, vermißt aber die geschmackvolle Glätte des Ennius; doch erkennt er gern einen Fortschritt gegen Livius an. Während ihn die Odyssee des Livius an die steifen Bildwerke des Dädalus erinnert, vergleicht er das Epos des Nävius mit den Werken des Myron, welche, wenn auch der Ausdruck noch nicht völlig dem Inhalt entspreche, doch schon als schön bezeichnet werden müßten. Das Versmaß des Bellum punicum ist noch der steife Saturnier. Nävius arbeitete noch als Greis an diesem Gedichte, und nach dem Zeugnisse Ciceros (Cato m. 14, 50) war diese Beschäftigung eine besondere Freude seines Alters. Es bildete ein fortlaufendes, ununterbrochenes Ganze, das später erst der Grammatiker Octavius Lampadio in 7 Bücher einteilte.

Die beiden ersten Bücher des Gedichtes, das nach griechischer Weise mit dem Anruf der Musen, „der neun Töchter des Jupiter, der einträchtigen Schwestern", begann, erzählten die Gründung und die Urgeschichte Roms und Karthagos, der beiden mächtigen Staaten, die in dem ersten punischen Kriege um die Herrschaft im Mittelmeer kämpften. Der Dichter hub an mit der Auswanderung des Äneas aus dem zerstörten Troja und führte ihn übers Meer zuletzt an die Küste von Latium. Unterwegs überfällt den Irrenden ein Sturm, und Äneas kommt mit einem Schiffe, das Mercurius gebaut hatte, an die Küste von Afrika, nach Karthago, wo er von Dido gastlich aufgenommen wird. Bei dieser Gelegenheit wird die Gründung Karthagos durch Dido erzählt. Äneas und Dido verkehren

anfangs freundlich miteinander — „die Königin fragt sanft und verständig, auf welche Weise Äneas die Stadt Troja verlassen" — aber es muß denn doch irgend ein Zerwürfnis vorgekommen sein, daß Äneas in Unfrieden schied. Denn es ist anzunehmen, daß Nävius die Entzweiung der ersten Stifter der beiden Völker als ein motivierendes Vorspiel des in den folgenden Büchern abgehandelten Krieges betrachtet haben will. Deswegen geht er auch, nachdem er noch die Landung des Äneas in Latium, wo „waldbewohnende und kriegsuntüchtige Menschen" wohnten, und dann ausführlich die Gründung der Stadt Rom durch Romulus, den Enkel des Äneas von dessen Tochter Ilia, erzählt hat, rasch, wie es scheint, über die folgenden Zeiten hinaus zu seinem Hauptthema, dem großen Kriege, der in dem gewaltigen Drama des auf Leben und Tod geführten Kampfes um die Herrschaft der Welt den damals schon abgeschlossenen ersten Akt ausmachte, dem wichtigsten Kriege, den Rom bis dahin geführt. Hier hatte der von nationalem Sinn erfüllte Dichter Gelegenheit, die echten Römertugenden, den Mut und die Ausdauer, die Tapferkeit und den Patriotismus seines großen Volkes in hellem Lichte zu zeigen. So sagt er einmal von einer römischen Schaar: „Sie wollen lieber an Ort und Stelle zu Grunde gehen, als mit Schimpf zu ihren Volksgenossen zurückkehren;" an einer andern Stelle legt er einem Römer, der zur Befreiung eingeschlossener Freunde aufzufordern scheint, die Worte in den Mund: „Wenn wir sie im Stiche ließen, die tapfersten Männer, das brächte großen Schimpf dem Volke durch alle Geschlechter." Der Dichter hat nach dem Zeugnis des Varro bei Gellius (17, 21, 45) in seinem Gedichte, jedenfalls mit stolzem Selbstbewußtsein, gesagt, daß er selbst in dem Kriege mitgefochten. Dies geschah wahrscheinlich am Schlusse des Werkes.

In dem geschichtlichen Teile des Epos hat der Dichter sich gewiß treu an die historische Wahrheit gehalten, und dies war ihm leicht, da er über das eine nach eigener Erfahrung, über

anderes nach Mitteilungen von Augenzeugen berichten konnte. Nur ist es schade, daß die Bruchstücke aus diesem Teile des Gedichtes so außerordentlich dürftig sind. In dem einleitenden mythologischen Teile ist Nävius in Betreff der Gründung Roms durch Romulus der einheimischen Sage gefolgt, wie sie sich auf Grund von Kulten, Denkmälern und Örtlichkeiten des römischen Bodens gebildet hat. Diese Sage kann von Griechen nicht ersonnen sein; dagegen ist die Sage von der Einwanderung des Äneas in Latium und dessen verwandtschaftlichem Zusammenhang mit Romulus zuerst allerdings von griechischen Schriftstellern ausgegangen, aber schon vor des Nävius Zeit von den Latinern und Römern angenommen, so daß schon gegen Ende des ersten punischen Krieges der römische Staat die Abstammung Roms von Troja offiziell anerkannte. Nävius ist von den römischen Schriftstellern der erste Zeuge für die Sage von des Äneas Niederlassung in Latium, und die Gestalt, die er der Sage über die Urgeschichte Roms gegeben, ist in der Folge im wesentlichen dieselbe geblieben; sie wurde ein Gemeingut des römischen Volkes, und wenn auch hier und da noch Veränderungen und Einschiebungen vorgenommen wurden, so schlossen sich doch im ganzen die folgenden Schriftsteller an, die Dichter Ennius und Vergil, wie der Geschichtschreiber Livius.

Im Gegensatz zu dem Halbgriechen Livius Andronicus ist Nävius ein echter Römer; er ist ein durchaus volkstümlicher, dem nationalen Leben zugewandter Dichter, wie man schon aus der Wahl seiner Stoffe erkennt. Die Geschichte seines Volkes bot ihm den Inhalt für sein Epos und für sein ernstes Nationalschauspiel, die Prätexta; und wenn auch seine Komödien, in denen er das Beste geleistet zu haben scheint, nur Scenen aus dem griechischen Leben behandeln durften, weil damals die römische Polizei einen Römer auf die komische Bühne zu bringen nicht gestattete, so waren doch auch diese keine blassen Nachahmungen der griechischen Originale; sondern unser Komiker sprang in frischer Lustigkeit, wo die Gelegenheit sich bot, keck in

die Gegenwart des römischen Lebens hinein, und sein freier Römersinn scheute dabei durchaus nicht den persönlichen Angriff, was ihm, wie wir gesehen, öfter schlimm zu stehen kam. Mommsen nennt Nävius „den ersten Dichter der römischen Litteratur, der es verdient, ein Dichter zu heißen;" er war „allem Anschein nach eines der merkwürdigsten und bedeutendsten Talente in der römischen Litteratur überhaupt". Seine Sprache zeigt im Vergleich zu Andronicus einen bedeutenden Fortschritt. Während dieser sich bald in platter und unbeholfener Steifheit, bald in unnatürlichem Pathos mühsam durch die Gedanken hindurcharbeitet, ist die Sprache des Nävius natürlich und ohne Zwang, einfach und klar, wie z. B. die Worte, die im Hector proficiscens (Hektors Abschied) Hektor zu seinem Vater Priamus sagt:

Laetus sum, laudari me abs te, pater, a laudato viro.
„Lieblich, Vater, klingt von dir mir Lob, dem vielgelobten Mann."

und die Verse aus der Tarentilla, in welchen eine Coquette musterhaft charakterisiert wird:

Quasi pila
In choro ludens datatim dat se et communem facit:
Alii adnutat, alii adnictat; alium amat, alium tenet;
Alibi manus est occupata, alii percellit pedem;
Alii spectandum dat anulum; a labiis alium invocat;
Cum alio cantat, at tamen dat alii digito litteras.

„Gleich als spielte sie Fangeball,
Giebt in die Runde von Hand zu Hand sie sich und teilt sich allen mit:
Diesem nickt sie, nach jenem blickt sie; diesen im Herzen, den im Arm;
Dort ist ihre Hand beschäftigt, hier tritt dem sie auf den Fuß;
Diesem reicht zum Schauen den Ring sie, jenem wirft sie ein Küßchen zu;
Singt mit dem einen, während mit andern sie durch die Finger korrespondiert."

Die verhältnismäßig durchgebildete Form, der nationale Gehalt seines Epos und seiner Prätexten sowie das Volksmäßige seines Humors in der Komödie verschafften dem Nävius eine lang dauernde Popularität. Seine Komödien hielten sich auf der Bühne bis in Ciceros Zeit, und wahrscheinlich nicht blos wegen der Komödie, sondern auch mit Rücksicht auf das Bellum

punicum, welches durch seinen Inhalt auch für die spätere Zeit noch von Interesse war, fragt Horaz (Epist. 2, 1, 53), ärgerlich über die den altertümlichen Dichtern zugewendete Gunst: „Ist Nävius nicht in aller Händen, lebt er nicht im Gedächtnis fast ganz frisch?"

---

2. Titus Maccius Plautus.

(c. 254—184 v. Chr.)

Plautus war ungefähr 10 bis 12 Jahre jünger als Nävius und diesem, wie es scheint, als Komiker in Charakter und Wesen verwandt. Er dichtete bloß Komödien, und auf diesem Felde hat er vor allen Römern das Beste geleistet. Er war ein Liebling des römischen Volkes seiner und der folgenden Zeit, wodurch es hauptsächlich gekommen ist, daß verhältnismäßig so viele Stücke von ihm erhalten sind. Er ist der erste römische Schriftsteller, von welchem wir vollständige Werke besitzen.

Über das Leben des Plautus haben wir nur dürftige Nachrichten, welche erst in neuerer Zeit durch den Scharfsinn Fr. Ritschls, der sich um die Plautuslitteratur unsterbliche Verdienste erworben, gesichtet und klar gelegt worden sind. Ritschl hat dem Dichter erst seinen wahren Namen wieder verschafft. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, fast 400 Jahre lang, nannte man ihn M. Accius Plautus; jetzt wissen wir, daß der Dichter T. Maccius Plautus heißt und daß der Beiname Asinius, der ihm fälschlich beigelegt worden war, als eine Verderbung des Namens Sarsinas anzusehen ist. Es bedeutet dieser Beiname „der Sarsinate" die Herkunft des Plautus aus Sarsina oder Sassina, einer damals wahrscheinlich schon völlig latinisirten Stadt im nördlichen Umbrien, wo er um das J. 254 geboren ist. Er war aus freiem, aber niederem Stande und kam früh nach Rom, wo er bei einer Schauspielertruppe als Handlanger Dienste that. Mit den Ersparnissen, die er hier gemacht, fing er außerhalb Roms einen Handel an; aber das Glück war ihm

nicht hold, er kehrte arm nach Rom zurück und vermietete sich jetzt, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, bei einem Müller zur Arbeit in einer Stampfmühle. Die Vorliebe für die Bühne war ihm geblieben, und da er durch seine frühere Beschäftigung an derselben die nötigen Bühnenkenntnisse sich angeeignet hatte, kam er auf den Gedanken, seine Lage durch Schreiben von Komödien zu verbessern. So verfaßte er denn, noch während er in der Mühle arbeitete, drei Komödien, von denen Gellius (3, 3) zwei namhaft macht, den Saturio und den Addictus, die dritte aber im Augenblick nicht zu nennen weiß. Durch diese litterarische Beschäftigung, welche er etwa im 30. Lebensjahre begonnen zu haben scheint, wurde er in den Stand gesetzt, die Mühle zu verlassen und in einer freieren und anständigeren Weise zu leben. Seitdem war er länger als 30 Jahre, durch den ganzen zweiten punischen Krieg hindurch und noch mehr als ein Decennium darüber hinaus, in Rom der Hauptvertreter der komischen Bühne. Er starb nach der Angabe des Cicero (Brut. 15, 60) im J. 184, in welchem der ältere Cato Censor war. Seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautet:

„Seitdem Plautus dem Tode erlag, ist in Trauer das Lustspiel,
Stehet die Bühne verwaist, versanken in Klagen und Weinen
Lachen und Spiel und Scherz und all die unrhythmischen Rhythmen.“*)

Gellius (1, 24, 3), der diese Verse anführt, möchte deren Echtheit bezweifeln, wenn sie nicht bei Varro in dem ersten Buche von den Dichtern ständen.

Auch nach dem Tode des Plautus wurden seine Komödien neben denen des Ennius, Cäcilius, Terenz u. a. noch sehr häufig aufgeführt; dabei geschah es aber, daß ihm als dem Hauptrepräsentanten der komischen Bühne gar manches Stück zugeschrieben wurde, das ihm nicht gehörte, und daß namentlich die Schauspieldirektoren, in deren Besitz immer eine größere Zahl

*) Postquam est mortem aptus Plautus, comoedia luget,
Scaena est deserta, dein risus, ludus iocusque
Et numeri innumeri simul omnes conlacrimarunt.

von Bühnenstücken war, oft solche Komödien, deren Verfasser unbekannt waren, bei der Aufführung für Werke des Plautus ausgaben, weil dieser Name bei dem Publikum den besten Klang hatte. Als daher auf Anregung des griechischen Grammatikers Krates von Mallos, der, von dem König Attalos II. von Pergamum als Gesandter nach Rom geschickt (159 v. Chr.) und durch einen Beinbruch zurückgehalten, über griechische Schriftsteller Vorlesungen hielt, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. auch bei den Römern gelehrte Studien über die einheimische Litteratur in Aufnahme kamen und man begann, die Werke der älteren Dichter, namentlich auch des Plautus zu sichten und zu erklären, da war man bei der Bestimmung der Echtheit jener Werke vielfachem Schwanken preisgegeben. Die Gelehrten mußten meist ihrem subjektiven Urtheil folgen, da es aus der Zeit des Plautus keine den griechischen Didaskalien ähnlichen Aufzeichnungen über die Aufführung der Stücke, welche auch die Verfasser genannt hätten, gab, während in der folgenden Zeit, wo nach einer Unterbrechung von mehreren Jahrzehnten eine besondere Vorliebe für die Komödie des Plautus wieder auflebte, die Commentarien der Magistrate, welche zur Feier der Feste die scenischen Spiele aufführen ließen, derart waren, daß sie zuverlässige Angaben nicht enthielten. Denn der Ädil oder Prätor, der bei den großen Volksfesten die Kosten für die Vorstellung hergab, kümmerte sich wenig darum, ob das Stück, welches ihm der kontrahirende Schauspieler einreichte, auch wirklich den angegebenen Dichter zum Verfasser hatte.

Als Terentius Varro (geb. 116 v. Chr.), „dieser umfassende Polyhistor und wahre Vater der römischen Erudition", auch dem Studium des Plautus sich zuwandte, fand er ungefähr 130 Komödien vor, welche dessen Namen trugen. Da er diese ganze Menge von Stücken verschiedenen Wertes dem Plautus nicht zusprechen konnte, aber keine Möglichkeit fand, von festen Ausgangspunkten sicheren Schrittes zu scharfen Entscheidungen über Echtheit oder Unechtheit vorwärts zu schreiten,

so blieb ihm nach den Worten Ritschls, der auf Grund von dem Berichte des Gellius (3, 3) seine Untersuchung über das Verfahren des Varro anstellt, nichts übrig, außer erstlich ein fast mechanisches und zweitens ein rein subjektives Verfahren. Das mehr mechanisch als eigentlich objektiv zu nennende Verfahren bestand darin, daß er die vollständigeren und unvollständigeren Komödienlisten der älteren Litteratoren vornahm, um zu sehen, welche Komödientitel in allen ohne Ausnahme als plautinisch verzeichnet standen; und er fand deren 21. Diese schied er zuerst als besondere Masse von der Gesamtheit aus und erklärte sie für echt, aber nur insofern, als sie überall als plautinische aufgeführt waren. Es sind die 20 Stücke, die uns noch erhalten sind, und die im Laufe des Mittelalters verloren gegangene Vidularia, die reifsten und vollendetsten Werke des Dichters, aus den zwei letzten Decennien seines Lebens stammend. Man nannte sie später die Fabulae Varronianae. Danach suchte nun Varro unter der übrigen Masse noch echte Stücke des Plautus aus der früheren Lebensperiode zu ermitteln. Nach objektiven und subjektiven Entscheidungsgründen stellte er eine zweite Klasse von Stücken zusammen, nämlich solche, die wenigstens von mehreren seiner Vorarbeiter dem Plautus zugeschrieben worden waren und außerdem rücksichtlich ihrer Sprache und Darstellung oder, wie der Saturio und Addictus (S. 27), durch historische Erwägungen ihm als plautinisch erschienen. Nach ausschließlich subjektiven Gründen machte sodann Varro noch eine dritte Klasse aus einer kleinen Zahl von Stücken, welche, als plautinisch fast gar nicht bezeugt oder auch dem Plautus ganz abgesprochen, doch durch ihre Verwandtschaft in Sprache und Darstellung ihm die Anerkennung der Echtheit abnötigten. Im ganzen scheint Varro nach Ritschls Urteil dem Plautus 40 Komödien zuerkannt zu haben.

Die Komödien des Plautus gehören, wie auch die des Andronicus und Nävius und der meisten andern Lustspieldichter jener ersten Periode der römischen Litteratur, sämtlich

der Comoedia palliata an, d. h. es waren Übersetzungen griechischer Stücke, in denen nur Griechen, Leute im Pallium, dem griechischen Obergewande, oder wenigstens Nichtrömer als handelnde Personen vorgeführt waren. Und zwar war es die neue attische Komödie, welche den römischen Dichtern ihre Stoffe zur Übertragung bot; denn ihre Darstellungen waren von allgemein menschlichem Interesse, während die alte attische Komödie, deren Vertreter für uns Aristophanes ist, zu eng mit ihrer Zeit verwachsen war, als daß sie auf fremden Boden hätte verpflanzt werden können. Die besonders von Philemon (358—262 v. Chr.), Menandros (342—290) und ihrem Zeitgenossen Diphilos vertretene neue Komödie hatte viel Ähnlichkeit mit unserem heutigen Lustspiel und bürgerlichen Schauspiel. Unbekümmert um die großen geschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit, der Zeit Alexanders d. Gr. und der Diadochen, lieferte sie nur Nachbildungen aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, Spiegelbilder des griechischen Privatlebens, namentlich Athens, wo die Stücke meistens spielten. Gewöhnlich waren es Liebesgeschichten, in denen sich Personen und Situationen wiederholten „wie auf einer Tapete", mit mancherlei Verschlingungen, Intriguen und Prellereien, mit überraschenden, oft durch den Zufall herbeigeführten Entwickelungen; aber es fehlte die tiefgehende Leidenschaft und jegliche Idealität. Statt wahrer Liebe finden wir nur platte sinnliche Verliebtheit, und die Moral ist von höchst zweideutiger Art, wenn es auch nicht an Personen mangelt, denen „eine Portion Tugend" anhaftet. Es sind eben Bilder einer Zeit, wo die griechische Sitte in Verfall und Fäulnis geraten ist, wo an die Stelle hohen idealen Strebens der gewöhnliche Sinnengenuß und die moralische Blasiertheit getreten sind, und die Übertragung dieser Art von Litteratur war daher für die Sitte des römischen Volkes durchaus kein Gewinn. Die Charaktere der Stücke haben etwas Typisches und kehren überall wieder; strenge und geizige oder milde und nachsichtige Väter, närrische und herrschsüchtige oder liebevolle und verständige

Mütter und Hausfrauen, strenge Hausmeister und alte wackere Erzieher, leichtsinnige und verschwenderische Söhne, leichtfertige Mädchen mit ihren habsüchtigen alten Dienerinnen, dumme, trunksüchtige oder listige, zu jeder Gaunerei dienstfertige Sklaven, verliebte Greise und alte bequeme Junggesellen, hungerleiderische Parasiten, diebische Köche, gemeine nichtswürdige Mädchenhändler, bramarbasierende Kriegsmänner, schuftige Wechsler u. s. f. Neben den gewöhnlichen intriguenreichen Liebeskomödien gab es auch Charakterstücke und Rührstücke voll Unglück und Aufopferung.

Diese Produkte der neuen attischen Komödie führte die Palliata durch freie Übersetzung derart den Römern vor, daß sie nicht bloß Handlung und Charaktere, sondern auch die äußere Form, den Prolog und die Einteilung in Akte mit herübernahm. Der Akte gab es drei oder vier, gewöhnlich aber fünf, doch nicht mehr. Der erste lieferte die Auseinandersetzung, der zweite bis vierte die Verwicklung, der fünfte die Lösung. Das ganze Stück zerfiel in Dialogpartien (diverbia) und Gesänge (cantica), die von Flötenmusik begleitet waren; im Dialog herrschte zumeist der jambische Senar, in den Canticis kamen am häufigsten die Kretiker und Bakchien vor. Der Prolog, der von einem Schauspieler ohne Kostüm oder auch von dem Schauspieldirektor (dominus gregis) gesprochen wurde, mußte nicht gerade immer vor dem ersten Akte des Stückes stehen, wie denn z. B. in dem Miles gloriosus des Plautus dem Prolog erst eine Scene als Vorspiel vorausging, und fehlte bisweilen auch ganz. Er gab in der Regel den Inhalt des nachfolgenden Stückes an, doch brachte er daneben auch öfter persönliche Anliegen des Dichters zur Sprache. Die Prologe zu den plautinischen Stücken, soviele wir davon noch haben, gehören zum größten Teil wenigstens nicht dem Plautus an, sondern sind erst in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts d. St. (154—100 v. Chr.) zum Zwecke wiederholter Aufführungen dieser Stücke gedichtet worden. Es sind Machwerke von unleidlicher Breite und Geschmacklosigkeit.

Das Verfahren der römischen Dichter bei der Übertragung der griechischen Stücke war nicht gerade eine sklavische Übersetzung. Sie erlaubten sich mancherlei Änderungen des Originals, indem sie solche Dinge, welche das römische Publikum nicht ansprachen oder ihm unverständlich waren, ausschieden, einzelne Scenen erweiterten oder zusammenzogen, die Teile durcheinander mischten, ganze Rollen auswarfen und solche aus anderen Stücken einfügten. Nicht selten nahmen sie auch die s. g. Contamination vor, d. h. sie verschmolzen zwei griechische Stücke zu einem römischen. Auf die ästhetischen Gesetze wurde dabei in der Regel geringe Rücksicht genommen; das Publikum, das nicht gerade ein sehr gewähltes und vornehmes war, verlangte weniger den Genuß eines vollendeten Kunstwerkes, als augenblickliche Unterhaltung und Ergötzung, und um dem Geschmack einer solchen Menge zu genügen, mußten die römischen Dichter ihre griechischen Originale, die doch noch mit einer gewissen Anmut und Feinheit das hohle und blasierte Leben der spätern griechischen Welt darstellten, ins Gröbere und Rohere zu arbeiten suchen, sie mußten zum Niedern und Possenhaften herabsteigen. Flegeleien und Zoten sind etwas Gewöhnliches, Prügel und Schimpfwörter fallen wie Hagel und stöbernder Schnee. Im ganzen aber wurde durchaus an den Zuständen und Sitten des griechischen Lebens festgehalten; es traten, wie schon gesagt, Griechen auf heimischem Boden und in heimischer Tracht auf. Rom mit seinen römischen Sitten und Einrichtungen blieb ausgeschieden; schon dem Namen Rom ging man aus dem Wege, und sollten einmal die Römer genannt werden, so hießen sie Ausländer, barbari. Indes mischten doch in der Behandlung des einzelnen die römischen Dichter zur Erhöhung des Spaßhaften römische Ausdrücke und Namen in die griechische Welt ein; in einer griechischen Stadt geht man z. B. auf das Velabrum und Capitol, Ädilen und Prätoren amtieren in den griechischen Staaten. Vor persönlichen Angriffen und verfänglichen Anspielungen auf die Zeitverhältnisse hütete man sich ängstlich, seit das Beispiel

des Nävius (s. S. 20) gezeigt, daß die Polizei in dieser Hinsicht keinen Spaß verstehe. Höchstens erlaubte man sich einmal vorübergehend einen unschuldigen Ausfall allgemeiner Art, gegen Wucherer und betrügerische Kaufleute, harte Steuerpächter, gegen das Treiben der Amtskandidaten u. dergl. Nur einmal schildert Plautus, im Curculio, in längerer Ausführung nach Art der Parabasen der älteren attischen Komödie das gleichzeitige Treiben auf dem römischen Markt:

„Laßt euch zeigen, welchen Orts ihr jeden Menschen finden könnt,
Daß ihr euch nicht lange mühen dürfet, wenn ihr einen sucht,
Einen Schlechten oder Guten, Schelmen oder Biedermann.
Sucht ihr wen, der falsch geschworen, gehet ins Comitium,
Nach dem Tempel Cloacinas, wenn ihr Lügner, Prahler sucht.
Ehemänner, die verschwenden, findet ihr am Königsplatz.
Auch die alten Buhlerinnen, auch die Kuppler trefft ihr dort,
Auf dem Fischmarkt alle, die bei Pickenicks sich gütlich thun;
Biedre reiche Leute seht ihr an des Marktes Ende gehn.
Mitten am Kanale stehn Großsprecher und Bramarbase.
Stolze Gecken, Schwätzer und Verleumder seht ihr überm Teich,
Die den Nächsten kühn verlästern, ohne Grund, um nichts, indes
Doch genug an ihnen haftet, was des Tadels würdig ist.
Bei den alten Buden borgt man oder leiht auf Zinsen aus.
Leute, denen schwer zu traun ist, stehn an Castors Heiligtum.
Solche, die sich selbst verkaufen, hegt die Tuskergasse dann.
Im Velabrum trefft ihr Bäcker, Fleischer, Zeichendeuter und
Die am Unglück andrer schaffen, die dazu die Mittel leihn.
Doch indessen knarrt die Thür: ich muß die Zunge bändigen.“

Kamen Anspielungen auf politische Verhältnisse und Ereignisse der Gegenwart vor, so waren diese äußerst zahm, wie die Worte in des Plautus Cistellaria, welche gegen Ende des hannibalischen Krieges zu setzen ist:

„Lebet wohl und siegt
Mit Männermut, sowie ihr dies bisher gethan.
Bewahret eure Verbündeten alten und neuen Bunds,
Zulegt Zuzug ihnen, eurem rechten Schluß gemäß,
Verderbt die Verhaßten, wirket Lorbeer euch und Lob,
Damit besiegt gewähre der Pöner euch die Pön.“

Plautus war der beste Palliatendichter der Römer. Zwar entsprechen seine Stücke nicht den höchsten Anforderungen der Kunst; er hat schnell gearbeitet und es oft an der Feile fehlen lassen, da es ihm mehr auf die augenblickliche Befriedigung der Lachlust seines derben Publikums ankam als auf reinen Kunstgenuß und den Ruhm der Nachwelt; aber er verstand es doch am besten unter allen seinen Kunstgenossen, den echten Volkston zu treffen und die Handlung bühnengerecht zu gestalten, ja mehrere seiner spätern Stücke sind in ihrer Art meisterhaft durchgeführt. Er besaß ein reiches, schöpferisches Talent und einen urkräftigen Humor, eine derbe frische Lustigkeit, der alle Mittel der Komik augenblicklich zu Gebote standen. Er wußte durch die drolligsten Scenen und Situationen, durch eine Fülle des Witzes, launige Wortbildungen und Wortverdrehungen, lächerliche Epitheta, allerdings auch durch Späße und Obscönitäten, welche das feinere Gefühl verletzen, sein derbgeartetes Publikum unwiderstehlich hinzureißen. Besonders zu rühmen ist in den plautinischen Stücken der gewandte und lebendige Dialog, was auch die alten Kritiker anerkennen. Varro sagt: „im Dialog beansprucht Plautus die Palme", und nach Horaz (Epist. 2, 1, 58) urteilten die Bewunderer der alten Litteratur, daß „Plautus nach Art des Siciliers Epicharmus dahineile", d. h. daß seine Rede den schnellen Fluß der epicharmischen Rede habe. Plautus war ausgezeichnet in der Handhabung der Sprache, so daß Macrobius (Sat. 2, 1) ihn hinsichtlich der Wohlredenheit dem Cicero an die Seite stellt und Älius Stilo, der Lehrer des Varro, behauptete, die Musen würden in der plautinischen Sprache gesprochen haben, wenn sie hätten lateinisch reden wollen (Quinctil. 10, 1, 99). Die Sprache des Plautus kann im allgemeinen als die wirkliche Umgangssprache seiner Zeit angesehen werden. Auch die aus der griechischen Komödie herübergenommenen Metra handhabte Plautus mit Sicherheit; er verstand es trefflich, die Mannigfaltigkeit der Rhythmen dem Wechsel der Empfindung und Leidenschaft anzupassen. Aber bei den Dichtern jener alten Zeit herrschten

noch viel laxere Regeln der Prosodie als in der goldenen Zeit der römischen Litteratur, wo sich die plautinischen Verse kaum von der Prosa unterscheiden ließen. Die Endungen wurden, wie überhaupt in der lat. Vulgärsprache, mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelt, das Positionsgesetz war noch nicht vorhanden, und der Hiatus hatte nichts besonders Anstößiges; dagegen liebte man die aus dem Saturnius der altitalischen Poesie stammende Alliteration.

Die 20 erhaltenen Stücke des Plautus stehen in den Handschriften in alphabetischer Ordnung, von der nur die Bacchides eine Ausnahme machen, in folgender Reihe: Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Captivi, Curculio (Parasit, Kornwurm), Casina (die Doppelhochzeit ohne Braut*), Epidicus (die drei Sklavinnen), Bacchides (die drei Bacchis), Mostellaria, Menaechmi, Miles gloriosus, Mercator (der Kaufmann, die Seereise), Pseudolus, Poenulus (die Familie aus Karthago), Persa (die Perserin, das Gastmahl), Rudens (der Schiffbruch), Stichus (Weibertreue oder die guten Weiber), Trinummus (Dreithalerstück oder der Schatz), Truculentus (der Brummbär oder Curtisanenstreiche).

In der Benennung seiner Stücke folgte Plautus bestimmten Prinzipien, indem er, den Beruf eines echt nationalen Dichters verfolgend, die griechischen Titel möglichst vermied. Nur wenn Personennamen zu Titeln verwendet wurden, behielt er in dem Fall, daß es Eigennamen oder Gentilnamen waren, die griechischen bei, wie Amphitruo, Epidicus, Stichus, Menaechmi, Persa; eine Ausnahme davon bilden von den erhaltenen Stücken bloß Curculio und der Gentilname Poenulus. Waren die Personennamen aber Appellativbezeichnungen, so ward der lateinische Name genommen, wie Mercator, Truculentus, Miles gloriosus, Captivi. Durchgehends lateinisch waren die Sachnamen, entweder ohne alle Veränderung, wie Rudens (Schiffstau), Trinummus, oder als

*) Die eingeklammerten Titel finden sich bei den deutschen Übersetzern.

Adjektive, zu denen das Wort Fabula hinzuzudenken ist, wie Asinaria, Eselskömödie, Cistellaria, Kästchenkomödie, Aulularia, Topfstück. Abweichend von Plautus haben die folgenden Palliatendichter, die sich enger an die griechischen Originale anschlossen, für ihre Stücke mit Vorliebe griechische Namen gewählt. Die Komödien des Terenz haben sämtlich griechische Titel.

Die beste von allen Komödien des Plautus sind wohl die Menaechmi, von den Übersetzern gewöhnlich „die Zwillinge" genannt, ein vortrefflich durchgeführtes Stück von übersprudelndem Humor, in welchem durch die täuschende Ähnlichkeit zweier Zwillingsbrüder die lustigsten Verwechselungen und Situationen herbeigeführt werden. Man könnte das Stück als eine Zufallskomödie bezeichnen, insofern alle Verwickelungen durch reinen Zufall entstehen; der Zufall erscheint jedoch nicht als schlechthin blinde Unvernunft, „die Verwicklungen werden aus dem Gebiet der reinen Willkür herausgehoben durch die dem Ganzen zu Grunde liegende Verwandtschaft, wodurch ein gewisser Zusammenschluß, ein Halt tieferer Notwendigkeit gewonnen wird; denn für zwei sich vollkommen fremde Personen wären diese vielverschlungenen Verwechselungen allerdings in Art und Zahl übertrieben." Wir wollen den Verlauf dieses Stückes etwas ausführlicher vorlegen, um den Leser mit dem Wesen der plautinischen Komödie genauer bekannt zu machen.

Der von Plautus nicht herrührende Prolog giebt uns die Vorgeschichte, auf welcher die Handlung des Stückes sich aufbaut. Einem Handelsherrn in Syrakus waren Zwillingssöhne geboren von solcher Ähnlichkeit, daß selbst die Mutter und die Amme sie nicht zu unterscheiden wußten. Als das Paar im siebenten Jahre stand, fuhr der Vater mit einem befrachteten Schiffe nach Tarent zu einem Jahrmarkt und nahm den einen der Zwillinge mit sich. Dieser kam zu Tarent in dem Gewühl von dem Vater ab und wurde von einem Kaufmann aus Epidamnus nach dieser Stadt mitgenommen. Der Vater starb nach einigen Tagen in Tarent aus Gram über seinen Verlust. Als

der Großvater des Knaben in Syrakus das Geschehene erfuhr, gab er dem zurückgebliebenen Enkel den Namen des verlorenen, Menächmus; der epidamnische Kaufmann aber, ein reicher und kinderloser Mann, nahm dessen Bruder an Kindesstatt an, gab ihm eine reiche Frau und hinterließ ihm bei seinem Tode sein ganzes Vermögen. So lebte denn Menächmus I. in Epidamnus als reicher Bürger, bis sein syrakusischer Bruder, Menächmus II., der schon Jahre lang in allen Ländern den Zwillingsbruder gesucht hatte, mit seinem Sklaven Messenio nach Epidamnus kam und den Verlornen auffand.

Das Stück spielt in Epidamnus; der Schauplatz der Handlung ist der Straßenteil zwischen dem Hause des Menächmus I. und der nahen Wohnung der Erotium, einer Dirne, mit welcher dieser, ein Mann von leichtfertigen Sitten, ein Liebesverhältnis unterhält.*) In dem ersten Akte sehen wir ihn, sein Weib scheltend, aus seinem Hause kommen; er ruft hinein:

„Wärst du nicht schlecht, wärst du nicht dumm, wärst du nicht ganz rasend und toll,**)
Müßte dir selbst widerlich sein, was für den Mann widerlich ist.
Machst du mir's noch einmal so wie heut, packst du dich,
Ungesäumt schick' ich dich wieder zum Vater heim.
Denn so oft ich aus dem Haus will, hältst du mich, und rufst du mir,
Fragst mich aus, wohin ich gehen, welch Geschäft betreiben will,
Was ich hole, was ich bringe, was ich auswärts denn gethan.
Hab' ich denn einen Thürwächter mir hier im Haus
Angestellt, daß ich dir immerfort beichten soll,

---

*) Der Schauplatz des alten Dramas ist stets unter freiem Himmel.

**) Ni mála, ni stulta sis, ni índomita
Impósque animi, quod uiro esse odio
Videás, tute tibi odio hábeas.
Praéterhac sí mihi tále post húnc diem
Fáxis, faxó foris uídua, uisás patrem.
Nam quótiens foras iré uolo,
Me rétines, reuocas, rógitas:
Quó ego eam, quám rem agam, quíd negotí geram,
Quíd petam, quíd feram, quíd foras dégeram.

Was ich thue, was ich that, was zu thun willens bin?
Gar zu sehr hab ich dich doch verwöhnt.
Doch jetzt sag' ich, was ich thun will. Wenn ich Vorrat, Mägde dir,
Wolle, Gold, Gewande, Purpur reichlich schaffe, wenn dir nichts
Mangelt, dann, wofern du klug bist, nimm auch du dich wohl in acht;
Deinem Manne nachzuspüren, hüte dich. Doch daß du dich
Heute nicht umsonst bemühtest, will ich nach der Dirne gehn
Und des Abendbrotes wegen mich mit ihr verständigen."

Menächmus trifft auf der Straße mit seinem Parasiten Peniculus (Kehrwisch), der eben bei ihm ein gutes Mahl suchen wollte, zusammen und teilt ihm mit, daß er seiner Frau einen kostbaren Mantel gestohlen hat, den er jetzt seinem Liebchen schenken will. Sie gehen zusammen zu Erotium, und nachdem sie sich hier ein leckeres Mahl für später bestellt haben, begeben sich beide auf das Forum. Im zweiten Akt tritt der eben in Epidamnus angekommene Menächmus II. auf mit den Matrosen seines Schiffes und seinem Sklaven Messenio, der des Umherziehens müde ist und seinen Herrn vor den Gaunern und abgefeimten Dirnen in dem übelberüchtigten Epidamnus warnt. Cylinder, der Koch der Erotium, der eben von dem Markte zurückkommt, wo er für das beabsichtigte Mahl Einkäufe gemacht, trifft den M. II. in der Nähe des Hauses seiner Herrin und hält ihn für M. I. „Gruß dir, Menächmus!" ruft er ihm zu.

M. II. Danke. Weißt du, wer ich bin?
C. Wie sollt' ich nicht? Wo sind die andern Gäste denn?
M. II. Wer, meinst du, sind die Gäste?

Pórtitorém domum dúxi: ita omném mihi
Rém necesse éloquist, quícquid egi átque ago.
Nímium ego te habui délicatam. núnc adeo, ut factúrus, dicam.
Quando égo tibi ancillás, penum,
Lanam, aúrum, uestem, púrpuram
Bene praébeo nec quícquam eges,
Maló cauebis, sí sapis:
Virum óbservare désines.
Átque adeo, ne mé nequicquam sérues, ob eam indústriam
Hódie ducam scórtum atque ad cenam áliquo condicám foras.

C. Nun dein Parasit.
M. II. Mein Parasit? Wie? Sicher ist der Mensch verrückt.
Mess. Herr, sagt' ich nicht, gar viele Gauner geb' es hier?
M. II. Wen nennst du meinen Parasiten, junger Mensch?
C. Den Kehrwisch.
Mess. O! dem ist's in meinem Ranzel wohl.
C. Du kommst zur Mahlzeit etwas früh, Menächmus, ich
Komm eben erst vom Markte.
M. II. Freund, antworte mir:
Wie kauft man hier ein fehlerloses Opferschwein?
C. Für eine Doppeldrachme.
M. II. Die nimm hier von mir.
Geh hin und laß dich für mein Geld entsündigen.
Denn daß du toll bist, gilt mir schon als ausgemacht,
Da du mir fremden Manne so beschwerlich fällst.
C. Ich bin Cylinder. Kennst du meinen Namen nicht?
M. II. Cylinder oder Coriander: fort mit dir!
Ich kenne dich nicht, auch verlangt mich nicht danach.
C. Menächmus ist dein Name doch, soviel ich weiß.
M. II. Du sprichst vernünftig, da du mich beim Namen nennst.
Doch sage, woher kennst du mich?
C. Du fragst, woher?
Und hast zur Freundin meine Herrin Erotion?
M. II. Ich habe keine Freundin, und dich kenn' ich nicht.
C. Du kennst mich nicht, mich, der den Becher dir so oft
In unserm Hause füllte, wenn du trankst?
Mess. Verdammt,
Daß ich zur Hand nichts habe, was den Hals ihm bricht!
M. II. Du fülltest mir den Becher, da bis heute doch
Ich Epidamnus nie gesehn noch aufgesucht?
C. Du leugnest?
M. II. Freilich.
C. Wohnst du nicht in diesem Haus?
M. II. Der Henker hole jeden, der da drinnen wohnt!
C. (bei Seite) Der Mensch ist rasend, daß er gar sich selbst verflucht.
(laut) Menächmus, höre!
M. II. Was denn?
C. Folgst du meinem Rat,
So nimm die Doppeldrachme, die du mir versprachst,
Und laß dafür ein Opferschweinchen dir erstehn,
Denn du (der Himmel weiß es!) bist nicht recht gescheit,
Da du, Menächmus, eben jetzt dich selbst verfluchst.

Mess. Wie dumm der Mensch ist! Endlich hab' ich's satt mit ihm.
E. (bei Seite zu den Zuschauern)
In dieser Weise scherzt er oft mit mir; er spaßt
Sehr gerne, wenn er seine Frau nur ferne weiß u. s. w.

Endlich geht Cylinder ins Haus und meldet der Erotium, daß M. I. vor der Thüre stehe. Von welcher Sorte Erotium ist, zeigen ihre ersten Worte, als sie heraustritt, um M. I. hereinzurufen. Sie spricht ins Haus hinein zu einem Sklaven:

Laß die Thür so! Sie soll offen stehn.*)
Geh', mach' im Haus Anstalt und sieh'
Und besorge, was not ist! Bereitet die Polster
Und zündet das Rauchwerk an! Denn nichts

---

*) ER. Sine fóris sic: abi, nolo óperiri:
Intús para, curá: uide,
Quod opúst, fiat. sterníte lectos,
Incéndite odores: múnditia
Inlécebra animo sit amántum.
Amánti amoenitás malost, nobís lucrost.
Sed ubi íllest, quem coquos ánte aedis ait ésse? atque eccum uídeo,
Qui mi ést usui et plurúmum prodest.
Item huíc ultrò fit, út meret, potíssumus nostrae ut sít domi.
Nunc éum adibo: adloquar últro.
Animúle mi, mihi mirá uidentur
Te hic stáre foris, fores quoí pateant
Magis, quám domus tua, domus quom haéc tua sit.
Omné paratumst,
Ut iússisti atque ut uóluisti,
Neque tíbi iamst ulla mora íntus.
Prandíum, ut iussisti, hic cúratumst:
Ubi lúbet, ilicet accúbitum.
ME. Quícum haec mulier lóquitur? ER. Equidem técum. ME. Quid mecúm tibi
Fúit umquam aut nunc ést negoti? ER. Quía pol te unum ex ómnibus
Vénus me uoluit mágnificare: néque id haud immeritó tuo.
Nam écastor solús bene factis tuís me florentém facis.

Lockt Liebende so, wie Reinlichkeit, an;
Ist ihnen nur Verderben und bringt uns Gewinn.
Wo steckt er aber, den der Koch am Hause sah? Da seh' ich ihn,
Der soviel Nutzen mir, mir soviel Segen schafft.
Drum wird ihm auch, was er verdient, als unsres Hauses höchstem Herrn.
Jetzt geh' ich an ihn und rede mit ihm.
(zu M. II.) Lieb Herzchen, es dünkt mir seltsam, du
Stehst hier vor der Thür, da die Thür dir doch
Stets offener steht, denn das eigene Haus,
Da dies dein Haus ist. Wie du's befahlst
Und ordnetest, ist hier alles bereit;
Nichts wird dich im Hause verzögern.

ME. Cérto haec mulier aút insana aut ébriast, Messénio,
Quaé hominem ignotúm compellet mé tam familiáriter.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

ER. Eámus intro, ut prándeamus. ME. Béne uocas: tam grátiast.
ER. Cúr igitur me tíbi iussisti cóquere dudum prándium?
ME. Égon te iussi cóquere? ER. Certo tíbi tu et parasitó tuo.
ME. Quoí malum parasíto? Certo haec múlier non sanást satis.
ER. Péniculo. ME. Quis istést Peniculus? qui éxtergentur báxeae?
ER. Scílicet qui dúdum tecum uénit, quom pallám mihi
Détulisti, quám ab uxore tuá surrupuistí. ME. Quid est?
Tíbi pallam dedí, quam uxori meaé surrupui? sánan es?
ER. Quí lubet ludíbrio habere me átque ire infitiás mihi
Fácta quae sunt? ME. Díc quid est id quód negem, quod fécerim?
ER. Pállam te hodie míhi dedisse uxóris. ME. Etiam núnc nego.
Égo quidem neque úmquam uxorem hábui neque habeó: neque huc
Úmquam, postquam nátus sum, intra pórtam penetraui pedem.
Prándi in naui: inde húc sum egressus ét te conueni.

Ganz nach Wunsch ist das Mahl fertig; wenn
Dir's gefällt, gehn wir jetzt gleich zu Tisch.

M. II. (zu Messenio) Du, mit wem spricht dieses Mädchen?

Erot. Ich? Mit dir.

M. II. Was hatt' ich jetzt
Oder sonst mit dir zu schaffen?

Erot. Venus wollte, daß ich dich
Ehren soll vor allen andern, wie du's wahrlich auch verdienst.
Denn allein durch deine Güte leb' ich ganz in Freude nur.

M. II. (zu Messenio) Dieses Weib ist rasend oder schwatzt im Rausch, Messenio,
Die mit mir, dem unbekannten Fremdling, so vertraulich spricht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Erot. Komm hinein zum Essen.

M. II. Bist recht freundlich, Kind; doch dank' ich dir.

Erot. Freund, warum denn hast vorhin erst du ein Mahl bei mir bestellt?

M. II. Ich ein Mahl bei dir?

Erot. Für dich und deinen Parasiten.

M. II. Was,
(Wetter!) Parasiten? Sicher ist die Dirn im Kopf verrückt.

Erot. Für den Kehrwisch.

M. II. Welchen denn? Mit dem man sich die Schuhe fegt?

Erot. Der mit dir vorhin gekommen, als du mir den Mantel gabst,
Den du deiner Frau entwendet.

M. II. Einen Mantel gab ich dir,
Den ich meiner Frau entwendet? Bist du denn bei Sinnen auch?

Erot. Wie? Du willst mich wohl zum besten haben? Weshalb leugnest du,
Was geschehn ist?

M. II. Sage doch, was leugn' ich denn, was ich gethan?

Erot. Daß du heut den Mantel deiner Frau mir gabst.

M. II. Das leugn' ich noch.
Denn ein Weib — das hatt' ich nie, noch hab' ich's jetzt, auch that ich nie,
Seit ich auf die Welt gekommen, einen Tritt in eure Stadt.
Als ich auf dem Schiff gespeist, stieg ich ans Land, und traf dich hier.

Zuletzt ist es M. II. zufrieden, für M. I. zu gelten, und versteht

sich dazu hineinzugehn, während er den Messenio mit den Matrosen nach einer Herberge schickt und ihm aufträgt, noch vor Sonnenuntergang ihn hier wieder abzuholen. „Verlorner Mann!" sagt Messenio beim Abgang zu sich, „in den Abgrund zieht das Raubschiff den zerschellten kleinen Kahn".

Im 3. Akte kommt M. II. aus dem Hause der Erotion mit dem Mantel, welchen M. I. dem Mädchen geschenkt. Sie hat ihn gebeten, ihn zum Seidensticker zu tragen, daß er, auf seine Kosten natürlich, ihn ändern und reichere Stickereien darauf anbringen lasse; er aber hat im Sinn, den kostbaren Mantel zu behalten. Beim Herausgehen stößt er auf Kehrwisch, der von seinem Freunde M. I. auf dem Forum abgekommen und jetzt M. II. für M. I. hält. Der Parasit glaubt, M. I. habe ihn absichtlich im Stiche gelassen und das Mahl allein verzehrt, und fährt den M. II. zornig an:

Was, Abscheulicher,
Schandbild der Menschheit, hinterlistiger Taugenichts,
Spitzbube, federleichter Schelm, was that ich dir,
Das dich berechtigt, mich zu Grund zu richten, Kerl?
Was stahlest du dich hinter mir vom Markte weg?
Indeß ich fern war, gabest du dem Mahl den Tod.
Was nahmst du mir, wovon ich Erbe war, wie du?

M. II. Was hab' ich (rede, junger Mensch!) mit dir zu thun,
Daß du mich Fremden, ohne mich zu kennen, schmähst?
Hast du für böse Worte Lust nach böser That?

Kehrw. Ich denke, damit hast du schon mich heimgesucht.

M. II. Antworte, bitt' ich, junger Mensch, wie heißest du?

Kehrw. Du spottest noch, als wäre dir mein Name fremd.

M. II. Bis heute hab' ich wissentlich dich nie gesehn,
Noch kenn ich dich, beim Kastor; aber wer du seist,
Thu' mir zu Liebe, falle mir nicht mehr zur Last.

Kehrw. Du kennst mich nicht?

M. II. Wenn ich dich kennte, sagt' ich es.

Kehrw. Wach auf, Menächmus!

M. II. Meines Wissens bin ich wach.

Kehrw. Wie? Kennst du deinen Parasiten nicht?

M. II. Mein Freund,
Du bist im Oberhause, scheint's, nicht recht gesund.

Kehrw. Antworte: hast du heute deinem Weibe nicht
Dies Kleid gestohlen und der Erotion geschenkt?

Da M. II. den Parasiten zuletzt als verrückt von sich weist, eilt dieser im höchsten Ärger davon, um der Frau des M. I. alles zu verraten. Nachdem M. II. noch eine Verwechselung von Seiten der Magd der Erotium davongetragen hat, entfernt er sich schleunigst, um aus diesem Kupplernest zu fliehn.

Im 4. und einem Teil des 5. Aktes setzen sich die Verwechselungen in gesteigertem Maße fort. M. I. kommt vom Forum zurück, klagend über das (römische) Klientenwesen, wodurch er so lange von Erotium zurückgehalten worden sei, und will eben in deren Haus eintreten, da fährt seine arme Frau, die mit dem verräterischen Parasiten erschienen ist, wütend auf ihn los und macht ihm Vorwürfe wegen des gestohlenen Mantels. M. I. thut möglichst unbefangen und leugnet, indem er durch Streicheln und Schönthun die Frau zu beschwichtigen sucht; er muß aber zuletzt bekennen und versprechen, den Mantel ihr wieder zu schaffen. Beim Abgehn droht die Frau ihm das Haus zu verschließen, wenn er den Mantel nicht wieder zurückbringe. M. I. fordert nun den Mantel von Erotium zurück, indem er ihr einen andern noch viel teuerern zu kaufen verspricht. Aber Erotium hatte ja schon dem M. II., den sie für M. I. gehalten, den Mantel gegeben, damit er ihn zum Sticker trage; daher wird M. I. unter schlimmen Vorwürfen fortgewiesen und ihm das Haus der Erotium verschlossen. So, aus dem Hause der Freundin und auch aus dem eignen Hause ausgeschlossen, entfernt sich M. I., um sich mit seinen Freunden zu beraten.

M. II., den verhängnisvollen Mantel noch auf dem Arm, tritt auf, um sich nach seinem Sklaven, den er herbestellt, umzusehen, und begegnet der Frau des M. I., die doch sehen will, ob ihr Mann mit dem Mantel nach Hause kommen wird. Sie hält den M. II. für ihren Mann, und nun entwickelt sich eine Scene, welche der früheren mit ihrem wirklichen Mann ganz

entgegengesetzt ist. Statt Liebkosungen erfolgen von Seiten des erstaunten M. II., der sie nicht kennt, grobe Zurückweisungen.

Frau. In diesem Aufzug, Frevler, vor mein Angesicht
Zu treten! Hast du keine Scham?
M. II. Was ist denn das?
Was plagt dich, Weib?
Frau. Du wagst es, Unverschämter, noch
Zu mucksen, redest noch ein einzig Wort mit mir?
M. II. Weib, was verbrach ich, daß ich das nicht wagen soll?
Frau. Das fragst du mich? O dreister, unverschämter Mensch!
M. II. Ei, weißt du nicht, warum die Griechen Hekuba
Die Hündin einst benannten?
Frau. Nein, das weiß ich nicht.
M. II. Weil Hekuba dasselbe that, was du: sie warf
Jedwedem, der ihr nahe kam, Schimpfworte nach.
Deswegen ward sie Hündin, und mit Recht, genannt.
Frau. Nein, solche Schändlichkeiten übersteh' ich nicht.
Viel lieber will ich Witwe sein mein Leben lang,
Als solchen Schimpf zu dulden, wie du mir ihn beutst.
M. II. Was geht es mich an, ob du bei dem Manne bleibst,
Ob dich von ihm willst scheiden? Unterhält man hier
Den kaum gekommnen Fremdling so mit Narrenzeug?
Frau. Was? Narrenzeug? Nein, sag' ich, länger will ich nicht
Dein Treiben dulden; lieber will ich Witwe sein.
M. II. Nun, meinetwegen lebe du als Witwe nur,
Und wär's, so lange Jupiter die Welt regiert.
Frau. Du leugnetest eben, daß du mir den Mantel stahlst;
Jetzt hältst du mir ihn vors Gesicht und schämst dich nicht?
M. II. Bei Gott, du bist ein freches, bist ein böses Weib.
Du scheust dich nicht zu sagen, daß der Mantel dir
Entwendet worden, welchen mir ein andres Weib,
Zum Sticker ihn zu tragen, übergeben hat?
Frau. Beim Kastor, nein, jetzt ruf' ich meinen Vater her,
Zähl' ihm die Schändlichkeiten auf, die du verübst.

Der Vater kommt und hält natürlich den M. II. auch für M. I. Er nimmt anfangs der Frau gegenüber die Partei des Mannes; dann, da M. II. beteuert, die Frau nicht zu kennen, hält er ihn für verrückt, und nun stellt sich auch M. II., um loszukommen, wahnsinnig, so daß der Alte, die Tochter nach

Hause schickend, nach einem Arzte eilt. Unterdeß macht sich M. II. schleunigst davon, um zu seinem Schiffe zu kommen. Bald kehrt der Vater zurück mit dem Arzte; es kommt aber auch zugleich zu seinem Unglück M. I., sich beklagend über sein heutiges Mißgeschick. Der Arzt richtet an den vermeintlich Verrückten seine Fragen:

Arzt. Sei gegrüßt, Menächmus! Weshalb trägst du deinen Arm so bloß?
Weißt du nicht, daß deine Krankheit damit nur noch schlimmer wird?
M. I. Packe dich zum Geier!
Vater. (zu dem Arzt). Merkst du jetzt noch nichts?
Arzt. Wie sollt' ich nicht?
Eine ganze Saat von Nieswurz schafft den Mann uns nicht gesund.
Sprich, Menächmus!
M. I. Was verlangst du?
Arzt. Gieb mir doch einmal Bescheid:
Trinkst du weißen oder roten Wein?
M. I. So geh zur Hölle, du
Vater. Nun beginnt das Rasen wieder.
M. I. Frage lieber, ob ich Brot,
Rotes oder gelbes esse, oder scharlachfarbenes,
Ob geschuppte Vögel, oder Fische gar mit Federn.
Vater. Hu!
Hörst du, welch unsinnig Zeug er redet? weshalb zögerst du,
Ihm ein Tränkchen einzugeben, eh' die Tollheit ihn ergreift?
Arzt. Nur Geduld, ich frage weiter.
Vater. Dein Geschwätz bringt ihn noch um.
Arzt. Sage: pflegen dir die Augen nicht zuweilen hart zu sein?
M. I. Etwa gar für einen Seekrebs hältst du mich, Nichtswürdiger?
Arzt. Fühlst du nicht, daß dir's zuweilen in den Eingeweiden knurrt?
M. I. Wenn ich satt bin, spür' ich's nie; nur wenn ich hungre, knurrt's im Leib.
Arzt. Diese Worte klingen wahrlich nicht wie eines Rasenden.
Schläfst du fort die ganze Nacht bis an den Tag? Und schläfst du leicht?
M. I. Wenn ich meine Schulden zahlte, schlaf' ich leicht die ganze Nacht. —
Strafen dich mit deinen Fragen alle Götter, Plaudermaul!

Der Arzt überzeugt sich, daß M. I. wahnsinnig ist. Er will ihn durch vier Knechte in sein Haus zur Behandlung bringen lassen. Als die Knechte den M. I. mit Gewalt packen, um ihn fortzutragen, springt Messenio, der eben gekommen ist, um seinen Herrn dem früheren Befehle gemäß von dem Hause der Erotium abzuholen, und den Angegriffenen für seinen Herrn M. II. hält, dazwischen und jagt mit M. I. die Knechte in die Flucht. M. I. dankt dem unbekannten Retter, und als dieser sich für seine That von dem vermeintlichen Herrn die Freiheit erbittet, lehnt er es anfangs zwar ab, da er ihn ja gar nicht kenne, giebt jedoch zuletzt seinem Drängen nach. Erfreut erklärt der Freigelassene, daß er seinem Patron doch noch ferner dienen werde, und verspricht ihm, jetzt gleich sein Gepäck und Geld aus der Herberge zu holen. „Wohlversiegelt ist im Mantelsack der Beutel mit dem Reisegeld.“ Der alleingelassene M. I. steht starr da und weiß nicht, was er zu all diesen Rätseln sagen soll.

„Wunderbar kam heute manches Wunderbare mir in Wurf.
Einer sagt, ich sei ein andrer, als ich bin, und jagt mich fort.
Dieser nennt sich meinen Sklaven, und ich ließ ihn eben frei;
Er verspricht, den Beutel mir zu bringen samt dem Reisegeld.
Bringt er ihn, so zieh er immer frei, wohin es ihm beliebt,
Daß er, wieder klug geworden, nicht von mir das Geld verlangt.
Arzt und Schwäher sagten, ich sei toll; das ist doch sonderbar.
Alles dies kommt mir am Ende wahrlich vor, als wär's ein Traum.
Muß zum Mädchen jetzt hineingehn, will sie bitten, daß sie mir,
Wenn sie gleich mir zürnt, den Mantel wiedergiebt für meine Frau.“
(Geht ab.)

Inzwischen kommt M. II. in heftigem Gespräch mit seinem Messenio, den er unterwegs getroffen, zurück; er ist erzürnt, daß dieser behauptet, ihn schon gesprochen, ihn aus den Händen der vier Sklaven, die ihn hätten fortschleppen wollen, gerettet, von ihm die Freiheit erhalten zu haben. Da, als die Verwirrung den höchsten Grad erreicht hat, tritt M. I. aus der Thüre der Erotium, und nun wird endlich durch die Fragen des Messenio, den die Ähnlichkeit der Brüder frappiert, die Aufklärung herbei-

geführt, wobei ihm allerdings noch einmal für einen Augenblick eine Verwechselung passiert. Die beiden Menächmen erkennen sich als Zwillingsbrüder, und der epidamnische entschließt sich auf Bitten des andern, mit ihm nach Syrakus, in die alte Heimat der Familie, überzusiedeln. Er will sein ganzes Besitztum in Epidamnus verkaufen, und Messenio, dem sein Herr die Freiheit schenkt, verkündet zum Schluß die Auktion:

„Heute nach acht Tagen, Morgens, hält Menächmus Auktion.
Zum Verkauf stehn Hausgeräte, Sklaven, Äcker, Haus und Hof;
Kaufen kann, wer bietet, alles, aber nur um bares Geld.
Zum Verkauf steht auch die Hausfrau, findet sich ein Käufer ein.
Sicher löst er keine fünfzig Thaler aus dem ganzen Kram.
Jetzt, ihr Herrn hier auf den Bänken, lebet wohl und klatschet uns.“

Zu den besten Komödien des Plautus gehört ferner die Aulularia, „die Topfkomödie“ oder „der Goldtopf“, auch von neueren „der Geizhals“ betitelt, ein in der Anlage wie in der Durchführung gleich ausgezeichnetes Stück, in welchem der Charakter eines Geizhalses in mannigfaltigen Situationen aufs trefflichste gezeichnet wird. Ein armer Mann in Athen, Namens Euclio, hatte in seinem Hause einen Topf mit Gold, den sein Großvater unter dem Herde vergraben hatte, aufgefunden, und seitdem fesselt das Gold seine geizige Seele mit dämonischer Gewalt. In der ewigen Sorge, der Schatz möchte ihm gestohlen werden, lebt er, um sich nicht zu verraten, karg in seiner bisherigen Armut fort; er hält den Topf unter dem Herde vor aller Welt verborgen und bewacht ihn mit wahrer Seelenangst. Schon gleich die erste Scene enthüllt uns den aufgeregten, leidenschaftlichen Zustand des überall Gefahr sehenden Mannes. Er treibt seine alte Dienerin Staphyla aus dem Hause, weil er befürchtet, daß sie ihn einmal beobachtet, wenn er sich mit seinem Schatze zu thun macht.

Euclio. Geschwind, heraus, fort! Aus dem Hause mußt du mir!
Du Gafferin mit deinem Falkenauge, du! (Er schlägt sie.)
Staph. Was schlägst du mich Elende?

Eucl. Daß du elend bleibst
Und, wie du's wert bist, böse lebst, du böses Ding!
Staph. Aus welchem Grunde stäupst du mich zum Haus heraus?
Eucl. Dir, meinst du, soll ich Rede stehn, du Stachelsaat?*)
Fort aus der Thüre! Dorthin geh! (Er stößt sie noch weiter.)
Seht, wie sie schleicht!
Doch weißt du, was dir werden soll? Bekomm' ich heut
Den Knittel oder Ochsenstachel in die Hand,
So mach' ich größere Schritte dir, Schildkröte du!
Staph. O hängten mich die Götter eh' am Galgen auf,
Als daß ich dir in dieser Weise dienen soll!
Eucl. Was murmelt die denn vor sich hin, die Bestie?
Fürwahr, die Augen kratz' ich dir, du Luder, aus,
Damit du, was ich treibe, nicht belauschen kannst.
Weg, weg! Noch weiter! (Er stößt sie.)
Weiter noch! Noch weiter! Halt!
Hier bleibst du stehn! Wenn du dich von diesem Platz
Nur einen Zoll breit oder Nagel breit entfernst,
Ja, nur dich umsiehst, ehe dir's geboten wird,
Dann will ich Zucht dich lehren, Mensch, am Galgenholz.
(Für sich.)
Ein schlimmres Weib, das weiß ich, als die Alte, kam
Mir nie vor Augen, und mir ist entsetzlich bang,
Daß sie mich einmal unversehens überschleicht
Und endlich ausspürt, wo mein Gold verborgen liegt;
Denn Augen hat die Hexe selbst im Hinterkopf.
Nun seh' ich, ob's noch sicher steht mit meinem Schatz,
Der Tag und Nacht mit tausendfacher Angst mich quält.
(Er geht ins Haus.)
Staph. Beim Kastor, welch ein Ungemach ist meinem Herrn
Begegnet, welche Raserei kam über ihn!
Nicht fassen kann ich's: zehnmal oft an einem Tag
Stößt er mich Arme, so wie jetzt, zur Thür hinaus.
Bei Gott, ich weiß nicht, welcher Geist im Kopf ihm spukt!
Die ganze Nacht durchwacht er, und am Tage sitzt
Er einem lahmen Schuster gleich ins Haus gebannt.

Nach einiger Zeit kommt der Alte beruhigt aus dem Hause, da er alles drinnen in gutem Stande fand, und schickt die Magd

*) Auf ihrem Rücken sollen die Ochsenstacheln eingegraben stehn, wie auf dem Kornfeld die Ähren.

wieder hinein, damit sie das Haus, in welchem, wie sie sagt, nur leere Wände und Spinngewebe zu finden sind, bewache und wohl verschlossen halte:

„Verschleuß die Thür.
Bald bin ich wieder hier zurück. Und hüte dich,
Mir einen Fremden in das Haus zu lassen. Daß
Niemand bei mir nach Feuer sucht, so lösch' es aus;
So ist kein Anlaß, daß dich jemand suchen wird.
Ja, treff' ich Licht hier, blas ich aus dein Lebenslicht.
Begehrt man Wasser, sagst du, ausgelaufen sei's.
Beil, Messer, Stößel, Mörser, und was etwa sonst
Die Nachbarn immer gerne leihn von Hausgerät,
Da sagst du, Diebe hätten's uns erst jüngst entwandt.
Kurz, wenn ich weg bin, will ich, daß niemand ins Haus
Hereingelassen werde; ja, ich sage dir,
Wenn selbst Fortuna käme, laß sie nicht herein."

Darauf geht Euclio zu dem Vorsteher seines Stadtviertels, der von Zeit zu Zeit an die Armen seines Bezirkes Geld auszuteilen hat, um als armer Mann auch sein Teil in Empfang zu nehmen. „Versäumte ich das, so vermuteten die Leute gleich, ich hätte Geld daheim versteckt.

Denn ob ich gleich vor allen es verheimliche,
So weiß es dennoch, wie mir scheint, die ganze Welt,
Und alles grüßt mich freundlicher, denn je zuvor.
Man tritt mich an, bleibt stehen, schüttelt mir die Hand,
Fragt, wie ich lebe, was ich treibe, wie mir's geht."

Vom 2. Akt an folgt eine Reihe von Situationen gesteigerten Interesses, da ein reicher, in der Nachbarschaft wohnender alter Herr, Namens Megadorus, um Euclios Tochter wirbt. In allem, was der humane Bewerber ihm Freundliches sagt, findet Euclio mißtrauisch nur eine Beziehung auf seinen geheimen Reichtum, und erst nachdem Megador ihm die feste Versicherung gegeben, daß er auf alle Mitgift verzichte, nimmt er die Werbung an. Zweimal läuft Euclio während dieser für seine Familie so wichtigen Unterredung voll Angst in sein Haus, um nach dem Schatz zu sehen.

Heute gleich soll die Hochzeit sein. Die beiden Alten gehen, doch jeder für sich, auf den Markt, um Einkäufe für den Hochzeitsschmaus zu machen. Bald bringt der Sklave des Megador die von seinem Herrn gekauften Vorräte, zugleich mit zwei gemieteten Köchen und zwei Flötenspielerinnen; in jedes der benachbarten Häuser wird auf Anordnung des reichen Bräutigams ein Koch und eine Flötenspielerin und die Hälfte der Vorräte geschickt. Nun kommt auch Euclio vom Markt. Er hat nichts von Speisen gekauft; alles, wonach er fragte, war „entsetzlich teuer, und für mich zumal; denn mir gebrach's am Geld". So ging er denn mit leeren Händen fort, und nur etwas Weihrauch kaufte er nach langem Erwägen und einige Kränze, um sie am Ehrentag der Tochter dem Lar, dem Hausgott, auf den Herd zu legen. Eben tritt er an sein Haus heran, in welchem der Koch Congrio mit seinen Gehilfen bereits sein lärmendes Geschäft begonnen hat. „Wehe, was erblick' ich! Offen ist mein Haus! Welch Geräusch im Haus! Bestohlen werd' ich Unglücklicher!"

Congrio (im Hause, hinter der Scene).
Du nimm dir einen größern Topf, wenn's möglich ist,
Hier aus der nächsten Nähe! Der ist viel zu klein.
Du siehst, er kann nicht alles fassen.

Euclio. Weh mir!
Ich bin verloren, Götter, ha! Mein goldner Schatz
Wird mir geraubt, nach meinem Topfe wird gesucht.
Ich bin des Todes, eil' ich nicht alsbald ins Haus.
Apollo, hilf mir, steh mir bei, ich bitte dich:
Du nahmst dich sonst schon meiner an in solcher Not.
Durchbohr' mit deinen Pfeilen mir die Räuberbrut!
Was aber säum' ich, bis ich ganz verloren bin?

Mit diesen Worten stürzt er hinein, treibt mit Schlägen die Köche heraus, verfolgt sie noch auf die Straße; „doch halt, halt! zurück! Wo fliehst du hin?" ruft er dem Congrio zu. Der könnte ihn ja bestohlen haben; wenigstens wollte er es! Während Congrio mit seinen Leuten stehen bleibt, eilt Euclio ins Haus. Der Schatz ist noch da; aber er muß in Sicherheit gebracht

werden. „Der soll, wohin ich gehe, immer bei mir sein; nimmermehr sei der mir wieder so gefährlich bloßgestellt." Mit diesen Worten kommt er aus dem Hause, den Goldtopf unter dem Mantel, und heißt nun die Köche wieder hinein an ihr Werk gehen.

Nicht lange nachher erscheint Megador und erklärt, daß er ein Fäßchen alten guten Weines herbeischaffen lasse, um mit seinem demnächstigen Schwiegervater in dessen Hause fröhlich heute zu zechen. Doch der Geizhals will nicht zechen, er will nur Wasser trinken; denn er befürchtet, daß er unter den Tisch getrunken werden soll, damit man ihm den Schatz rauben könne. Nach kurzem Besinnen jedoch kommt er auf den Gedanken, damit der andere Mühe und Wein verliere, seinen Topf in dem nahen Heiligtum der Fides zu verstecken. Die Göttin Treue wird ihm wohl den Schatz treu bewachen. Als er aus dem Tempel zurückkehrt, erkennt der ihn belauschende Strobilus, ein Sklave des Lyconides, eines Neffen des Megador, aus seinem Selbstgespräch, was geschehen, und will nun in den Tempel, um sich den Schatz zu holen. Da krächzt ein Rabe. Ängstlich kehrt Euclio um und ertappt in der Tempelpforte den Sklaven, den er in seiner Aufregung furchtbar durchprügelt.

Euclio. Auf, heraus, du Regenwurm, der eben aus der Erde kroch,
Daß du nirgends sichtbar warst; jetzt sieht man dich und schlägt dich tot.
Warte nur, du Hexenmeister, jämmerlich soll dir's ergehn!

Strob. Welcher Dämon treibt dich um? Was, Alter, hast du denn mit mir?
Wirfst mich da zur Erde, schleifst mich da herum und prügelst mich?

Euclio. Prügelwürdigster, du fragst noch, du nicht Dieb, ein Dreimaldieb?

Strob. Dieb? Was hab' ich dir gestohlen?

Euclio. Gieb's heraus!

Strob. Was denn?

Euclio. Du fragst?

Strob. Nichts entwandt' ich dir.

Euclio. Heraus mit dem, was du für dich entwandt!
Strob. Nun, was willst du?
Euclio. Was ich will? Du bringst's nicht fort.
Strob. Was hast du nur?
Euclio. Lege nieder!
Strob. Niederlegen? Was? so sprich doch, was es ist, mit Namen aus.
Nichts entwandt' ich, nichts berührt' ich.
Euclio. Weise mir die Hände her!
Strob. Siehe da!
Euclio. Weise her!
Strob. Da sind sie.
Euclio. Weise nun die dritte noch!
Strob. Raserei, Wahnwitz, Gespenster jagen hier den Alten um.
Thust du mir Unrecht oder nicht?
Euclio. Das größte, weil du noch nicht hängst.
Doch das kommt noch, wenn du nicht gestehst.
Strob. Was soll ich dir gestehn?
Euclio. Was du stahlst.
Strob. Die Götter sollen mich verderben, wenn ich stahl!
Euclio. Oder jemals stehlen wollte? Schüttle gleich den Mantel aus!
Strob. Wie du willst.
Euclio. So hast du's wohl im Rocke.
Strob. Taste, wo's beliebt!
Euclio. Bösewicht, jetzt wirst du zahm, damit ich's ja nicht merken soll.
Eure Schliche kenn' ich. Zeige mir die Rechte noch einmal.
Strob. Hier!
Euclio. Und jetzt die Linke!
Strob. Sieh, hier zeig' ich beide dir zugleich.
Euclio. Länger such' ich nicht. Heraus da!
Strob. Was denn?
Euclio. Ach, du treibst nur Scherz!
Sicher hast du's.
Strob. Ich? Und was?
Euclio. Das sag' ich nicht; du hörtest's gern.
Gieb heraus, was du von mir hast.
Strob. Rasest du? Wie dir's gefiel,
Hast du mich durchsucht, und fandest nichts bei mir, was dein gehört.

(Er will gehen.)

Euclio. Bleibe, bleib'! Wer war der andre, der mit dir im Tempel war?
Gott, der stört jetzt alles durch! Und laß ich diesen, läuft er fort.

Doch ich hab' ihn um und um durchsucht, er hat nichts. Geh, wohin
Dir's beliebt. Daß Gott dich strafe!

Euclio eilt in den Tempel, um dem andern, den er drinnen wähnt, den Hals zu brechen. Bald kommt er mit dem Goldtopf zurück, in der Absicht, ihn in dem abgelegenen Hain des Silvanus vor der Stadt zu vergraben. Da wird er sicher sein. Aber der mißhandelte Strobilus ist jetzt doppelt entschlossen, ihn um den Schatz zu bringen. Nachdem er dem Alten in den Hain vorausgeeilt und ihn von einem Baum aus in seinem Thun beobachtet hat, hebt er den Schatz und trägt ihn fort. Nach kurzer Zeit geht der Alte in seiner Unruhe zurück, um wieder nach seinem Kleinod zu sehen. Der Schatz ist gestohlen!

„Ich bin hin, verloren, tot! Wo lauf' ich hin? Wo lauf' ich nicht hin?
Halt ihn! Wen? Ich weiß es nicht; ich sehe nichts mehr; wie ein Blinder
Geh' ich um. Wohin ich tappe, wer ich bin und wo ich weile,
Das vermag ich nicht zu fassen. Flehend bitt' ich euch, beschwör euch,
Helft mir doch, zeigt mir die Spur des Menschen, der den Topf gestohlen!

(Er faßt einen aus den Zuschauern mit scharfem Blick.)

Was sagst du? Dir glaub' ich: du bist ehrlich, dein Gesicht bezeugt es.
Was, ihr lacht? Euch alle kenn' ich, weiß, es sind hier viele Diebe,
Bergen sich im weißen Kleide, sitzen da, wie brave Leute.
Keiner hat's von diesen? Dann ist's aus! O sprich, wer hat's? Du weißt's nicht?
Weh mir Armen, ganz verloren? Gott, wie bin ich zugerichtet!
So viel Jammer, Not und Mühsal hat mir dieser Tag geboren,
Hunger, Elend mir gebracht. Ich bin der ärmste Mensch auf Erden.
Nun, wofür noch länger leben, da ich so viel Geld verloren,
Das ich stets gehegt mit Sorgfalt? Ich betrog mich selbst um alles,
Was Leben und Glück und Wonne mir war. Jetzt freuen sich andere dessen,
Mir zum Unheil, mir zum Schaden. Nein, ich kann es nicht ertragen."

Wir wollen über das folgende kurz sein, zumal da vom Ende des Stückes ein nicht unbeträchtlicher Teil verloren ist. Der

junge Lyconides hat unterdessen seiner Mutter und seinem Oheim Bekenntnisse gemacht über sein früheres Verhältniß zu der Tochter des Euclio, der Oheim tritt von der Heirat zurück und Lyconides nimmt seine Stelle ein. Dieser zwingt seinem Sklaven den gestohlenen Schatz ab und stellt ihn dem Schwiegervater wieder zu. Wahrscheinlich giebt der Alte, durch die schrecklichen Aufregungen dieses Tages geheilt, den Goldtopf dem Schwiegersohn und der Tochter, die sofort Hochzeit halten, zum Geschenke.

Über die anderen Lustspiele des Plautus werden wir kürzer sein, obgleich unter ihnen noch eine größere Zahl vortrefflicher Stücke ist, wie die Mostellaria, Pseudolus, Bacchides, ferner in zweiter Linie Amphitruo, Miles gloriosus, Captivi u. a. — Die Mostellaria (Gespensterkomödie, der Hausgeist) ist ein an improvisierten Schwänken reiches Stück voll springenden Übermuts, mit gut gezeichneten Charakteren. Die Hauptrolle spielt der Sklave Tranio, dem sein Herr Theuropides, ein reicher athenischer Handelsmann, als er eine längere Geschäftsreise unternahm, die Aufsicht über sein Hauswesen und seinen erwachsenen Sohn Philolaches übertragen hatte. Der leichtsinnige Sklave aber hauste gewissenlos; um des eigenen Genusses willen verführte er den bisher so mäßigen und gutgearteten Sohn zu dem liederlichsten Leben, so daß es täglich im Hause in Saus und Braus herging. Da kommt unerwartet, nach drei Jahren, der Vater zurück, als eben eine lustige Gesellschaft in seinem Hause schwelgt. Nun gilt es die Gefahr abzuwenden und den Alten zu betrügen, und das thut der schlaue Tranio mit einer wahren Genialität und einer gewissen Lust an seinen eigenen Schwänken. Um den heimkehrenden Herrn von seinem Hause abzuhalten, lügt er ihm vor, man habe dasselbe verlassen müssen, weil es darin spuke, und als unterdes ein Wucherer kommt, um rückständige Zinsen von Philolaches einzufordern, lügt er weiter, sein Sohn habe um wohlfeilen Preis das Haus eines Nachbars gekauft und deswegen eine Summe von dem Wucherer geborgt. Dann erwirkt

er durch eine neue Lüge bei dem Nachbar die Erlaubnis, daß er mit seinem Herrn sein Haus besichtigen darf, und der Herr findet den Kauf recht billig. Als zuletzt das ganze Lügengebäude zusammenbricht und dem Schelm die Strafe droht, sucht er schlau, ohne den Humor zu verlieren, Zuflucht auf einem Straßenaltar, und ein Freund des Philolaches, ein Teilnehmer seiner Ausschweifungen, bringt es durch Zureden und das Versprechen, alles ersetzen zu wollen, fertig, daß der Vater dem Sohn und endlich auch dem Sklaven verzeiht.

Von ähnlicher Virtuosität in der Prellerei ist ein Sklave in dem Stücke Pseudolus. Er betrügt mit ausstudierten Kniffen einen schurkischen Kuppler um eine Flötenspielerin, um seinem jungen Herrn eine Geliebte zu verschaffen. — Ein vielgenanntes Lustspiel ist der Miles gloriosus (der Bramarbas), wie die meisten plautinischen Stücke ein echtes Intriguenstück mit mannigfaltigen komischen Scenen, in welchem es einer größeren Zahl schlau handelnder Personen unter der Leitung des pfiffigen Sklaven Palästrio gelingt, einem dummen, bramarbasierenden Werbehauptmann die Geliebte zu entführen. Die Komödie wird zu einer Art Posse durch den Charakter des Soldaten (Pyrgopolinices, „Mauersturm"). Dieser ist eine ins Possenhafte karikierte Persönlichkeit, ein eitler Narr, der aufs albernste renommiert und selbst den augenscheinlichsten Spott und die plumpste Schmeichelei nicht merkt. Wir lernen ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit gleich in der ersten Scene kennen, wo er mit einem Gefolge von Knechten auftritt und mit seinem Parasiten Artotrogus („Kuchenknips") zusammentrifft.

Mauersturm (zu den Knechten):

Sorgt, daß der Glanz von meinem Schilde lichter sei,
Als je der Sonne Strahlen, wenn es heiter ist,
Damit er, falls es nötig wird, im Handgemeng
Dem Feind mit seinem Lichte raubt der Augen Licht.
Denn meinen Sarras muß ich jetzt begütigen,
Auf daß er mir nicht jammert und den Mut verliert,
Weil ich so lang ihn feiernd an der Seite trug:

Die Feinde möcht' er gar zu gern in Stücke haun.
Doch Kuchenknips — wo steckt er?

K. Hier. Er steht zunächst
Dem tapfern Glücksmann mit dem königlichen Wuchs,
Dem Schlachtenhelden. Mavors selbst verstummt vor dir,
Wagt seine Kraft nicht gleichzustellen deiner Kraft.

M. (Scheint sich zu besinnen.)
Der, den ich rettet' in der Winkeldorfer Schlacht,
Wo Brumribum, des Hinterbackenkönigs Sohn,
Neptunus Enkel, Oberfeldherr war?

K. Ich weiß:
Wohl meinst du den, mit goldner Rüstung angethan,
Den, dessen Heer du fortgeweht mit einem Hauch,
Wie Wind die Blätter und ein Halmendach zerstäubt.

M. Das ist noch gar nichts.

K. Allerdings ist das noch nichts,
Wollt' ich von Thaten sprechen,
(bei Seite)
Die du nie gethan.
Wenn einer einen lügenhaftern Menschen sah,
Und einen Prahlhans, windiger noch, als dieser ist,
Der soll mich haben, und ich will sein Sklave sein,
Bekomm' ich, wenn mich's hungert, nur Olivenkost.

M. Wo steckst du?

K. Hier. Dann, wie dem Elephanten du
In Indien einst das Schulterblatt mit der Faust zerschlugst.

M. Was? Schulterblatt?

K. Ich irrte; nein, die Hüfte war's.

M. Da nahm ich's freilich etwas leicht.

K. Ja, hättest du
Dich angestrengt, dem Elephanten hättst du dann
Durch Knochen, Eingeweid' und Haut den Arm gebohrt.

M. (Als ob er die Schmeichelei ablehnen wollte.)
Jetzt laß das.

K. Freilich ist es nicht der Mühe wert,
Daß du's erzählst mir, der ich deine Thaten weiß.
(bei Seite)
Mein Magen schafft mir alle diese Qual. Mein Ohr
Muß hören, daß die Zähne mir nicht klappern, und
Bejahen muß ich alles, was der lügen mag.

M. Was wollt' ich doch gleich sagen?

K. Recht, ich weiß es schon.
Du thatest es, ich entsinne mich.
M. Was?
K. Was du meinst.
M. Schreibtafeln hast du?
K. Willst Du werben? Auch den Stift.
M. Vortrefflich schickst du deinen Sinn in meinen Sinn.
K. Mir liegt es ob, stets deine Launen auszuspähn,
Dir vorzufliegen überall, wohin du willst.
M. Was weißt du noch?
K. Die hundert in Cilicien,
Die hundertfünfzig aus dem Feigenräuberland,
Die dreißig Sarder, sechzig Macedonier,
Sind Leute, die du totgemacht an einem Tag.
M. Wie viel zusammen sind es?
K. Siebentausend Mann.
M. Ja, ja, so viele müssen's sein. Du rechnest gut.
K. Ich schrieb mir niemals einen auf, und weiß es doch.
M. Ein gut Gedächtnis hast du, Freund.
K. (bei Seite) Der Hunger stärkt's.
M. Wenn du hinfort bist, wie bis jetzt, so hast du Brot
Bei mir; beständig teil' ich meinen Tisch mit dir.
K. In Cappadocien schlugest du mit einem Streich
Fünfhundert nieder, würde nicht dein Säbel stumpf.
M. Der Rest vom Fußvolk war es —
K. (bei Seite) Hätt' es nur gelebt!
(laut)
Du bist — warum dir sagen, was ein jeder weiß? —
Du Mauersturm bist einzig auf der Erde, bist
An Mut, an Schönheit unbesiegt und Thatenruhm.
Dich lieben alle Frauen, und mit allem Recht,
Da du so schön bist: wie mich erst noch gestern die
Am Mantel zupften —
M. Gestern? Und was sagten sie?
K. Sie fragten: Ist das nicht Achilles? Sage mir!
Ich sagte: Nein, sein Bruder; und die andre nickt'.
Drum ist er auch, beim Kastor, (sagte sie) so schön,
So fein: o sieh, wie prächtig ihm die Locken stehn!
Das Weib, wie glücklich, das in seinen Armen ruht!
M. So hieß es wirklich?
K. Auch beschwuren beide mich,
Dich heute doch vorbeizuführen, wie zur Schau.

M. Ein allzugroßes Elend, allzuschön zu sein!
K. Sie sind mir lästig, bitten, flehn, umlagern mich,
Dich sehn zu dürfen, rufen mich zu sich heran,
So daß ich deine Geschäfte nicht besorgen kann.
M. Nun, glaub' ich, ist die Stunde, nach dem Markt zu gehn,
Daß ich den Neugeworbnen, die ich gestern hier
In meine Rolle einschrieb, den Sold berichtige.
Denn Fürst Seleucus ging mich ganz inständig an,
Ihm Söldner anzuwerben. Ich beschloß sofort,
Dem Dienst des Königs mich zu weihn für diesen Tag.
K. So wollen wir denn gehen.
M. Auf, Trabanten, folgt!"

Ein vielgenanntes Stück sind auch die Captivi („die Kriegsgefangenen"), von Lessing, der es übersetzt hat, das vortrefflichste Stück genannt, das jemals auf die Bühne gekommen, weil es durchaus moralisch rein sei und der Absicht des Lustspiels, die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern, am nächsten komme. Von diesem moralischen Standpunkte geht auch der Verfasser des Prologs aus, dem auch der Epilog der Schauspieler zuzuschreiben ist. Der letztere heißt:

„Werte Bürger, dieses Stück ist züchtig und von keuscher Art.
Keine Buhlschaft, keine Liebeleien finden sich darin,
Nichts von unterschobnen Kindern, nichts von abgelocktem Geld;
Kein Verliebter kauft ein Mädchen hinter seinem Vater los.
Selten nur erfinden Dichter solcher Art Komödien,
Wo die Guten besser werden. Aber nun, wenn's euch gefällt,
Wenn wir euch gefielen, nicht langweilten, gebt ein Zeichen uns:
Ist die Sittsamkeit noch eines Kranzes wert, so klatschet brav!"

Wir haben ein rührendes Familienstück vor uns, das kaum durch die Zuthat einer Parasitenrolle und durch einige eingeflochtene Witze zu einer Art Komödie gemacht wird. Der Inhalt ist kurz folgender: Dem Ätolier Hegio war durch einen flüchtigen Sklaven ein vierjähriger Sohn gestohlen und nach Elis verkauft worden. Nach 20 Jahren gerät in einem Krieg mit Elis sein zweiter Sohn in Gefangenschaft, und um diesen auszuwechseln, kauft er mehrere eleische Gefangene, unter denen sich zufällig auch sein

ältester Sohn Tyndarus und dessen junger Herr Philokrates befinden. Tyndarus giebt sich dem Hegio gegenüber für den Herrn aus, und Hegio schickt den vermeintlichen Sklaven Philokrates nach Elis, um die Auswechslung seines zweiten Sohnes zu bewerkstelligen, während Tyndarus in Gefangenschaft zurückbleibt. Durch einen anderen Gefangenen wird der Betrug der beiden jungen Männer aufgedeckt, und Hegio läßt nun den Tyndarus — seinen eigenen, ihm unbekannten Sohn — zur Strafe in die Steinbrüche bringen. Bald kehrt Philokrates mit Hegios zweitem Sohn und dem Kindesräuber zurück — und alles klärt sich auf, so daß der Vater sich jetzt wieder im Besitze seiner beiden Söhne sieht.

Von den übrigen Stücken führen wir noch den Amphitruo an, das einzige noch erhaltene Beispiel einer Komödie, in welcher ein mythologischer Stoff parodiert wird. Dadurch, daß Jupiter in der Gestalt des Amphitruo auftritt und sein Begleiter Mercur in der des Sosia, eines feigen Dieners des Amphitruo, entsteht eine Reihe von drolligen Verwechselungen und Irrungen, ähnlich denen in den Menächmen. In dem Stücke weht allerdings nach dem Urteil Mommsens „durchaus eine reinere und poetischere Luft als in allen übrigen Trümmern der gleichzeitigen Schaubühne;" aber dies lose Spiel mit dem höchsten Gotte in einer Zeit, welche die Naivität alter Jahrhunderte verloren, entspringt denn doch einer bedenklichen Frivolität.

Unter den zahlreichen Lustspieldichtern der ersten Periode der römischen Litteratur war Plautus der ausgezeichnetste und wegen des glücklich getroffenen Volkstons auch der beliebteste. Er beherrschte Jahrzehnte lang die komische Bühne, und als in der folgenden Zeit nach dem Erlöschen der Palliatendichtung die Bühne auf die ältere Litteratur zurückgreifen mußte, da waren es vorzugsweise die Stücke des Plautus neben denen des Terenz, welche bis in die Kaiserzeit dem Publikum vorgeführt wurden. Und nicht bloß das niedere Volk ergötzte sich an seiner urwüchsigen Komik, sondern auch Männer von hoher Bildung, wie

Cicero (de off. 1, 29), rühmten „die Eleganz und Urbanität, den Geist und die Anmut seiner Art zu scherzen“. Horaz allerdings und andere Vertreter der verfeinerten, an die griechischen Meister sich aufs engste anschließenden Poesie in der augusteischen Zeit, fanden an der plautinischen Dichtung wenig Geschmack. Zu hart und ungerechtfertigt ist der von beschränktem Standpunkt ausgehende Tadel des Horaz in den folgenden Worten (Epist. 2, 1, 170 ff.):

„Siehe, wie Plautus
Durchzuführen versteht die Rolle des jungen Verliebten,
Wie des geizigen Vaters und die des listigen Kupplers;
Wie er Possen zu reißen versteht bei gefräß'gen Schmarotzern;
Wie er mit schlottrigem Soccus durchläuft die Bretter der Bühne.
Will er doch nur die Tasche sich füllen; sobald er das Geld hat,
Liegt ihm wenig daran, ob stehe das Stück oder falle.“

Die Komiker der neueren Völker, Engländer und Franzosen, Deutschen und Italiener, Spanier und Portugiesen, haben dem Plautus mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sahen in den plautinischen Stücken eine Fundgrube echten Witzes, und gar mancher bedeutende Dichter hat ihn nachgeahmt und nachgebildet; aber öfter muß man sagen, sie sind hinter ihrem Muster zurückgeblieben. Wir erwähnen nur, daß Shakespeare in seiner Comedy of errors die Menächmen nachgebildet hat, Molière in seinem Avare die Aulularia, Lessing in seinem „Schatz“ den Trinummus.

---

3. Quintus Ennius.

(239 bis 169 v. Chr.)

Q. Ennius wird von den Römern als der Vater ihrer Litteratur gepriesen; denn er hat von allen älteren Dichtern auf die Entwicklung der römischen Sprache und Litteratur den größten Einfluß geübt, er hat zuerst mit klar bewußter Absicht hellenischen Geist und hellenische Form in der römischen Litte-

ratur zur Herrschaft zu bringen gesucht und dadurch die Richtung begründet, welche in der augusteischen Zeit ihre Vollendung erlangte.

Ennius war kein geborener Latiner, er wird von alten Schriftstellern ein Grieche oder Halbgrieche genannt. Er stammte aus Rudiä, einem Städtchen in der messapischen oder calabrischen Halbinsel nicht weit von Tarent und Brundisium. Die heimische Sprache in seinem Geburtsort war die oskische; doch wurde er in seinen Jugendjahren auch schon mit dem Griechischen bekannt, das in diesen Gegenden von den griechischen Städten aus eine allgemeine Verbreitung erlangt hatte. Tarent war hier im Süden der Mittelpunkt griechischen Wesens, und wenn Eusebius diese Stadt als den Geburtsort des Ennius nennt, so widersprechen dem allerdings die zuverlässigsten Zeugnisse; aber es lag denn doch vielleicht jener Angabe die Thatsache zu Grunde, daß Ennius in Tarent einen Teil seiner Jugend verlebt, daß er dort sich zuerst die Kenntnis der griechischen Litteratur und eine tiefere griechische Bildung erworben hat. Da er nun auch später noch die lateinische Sprache sich vollkommen aneignete, so konnte er sich rühmen, daß er dreier Sprachen mächtig sei, oder, wie er sich selbst ausgedrückt haben soll, daß er drei Herzen besitze.

Die Geburt des Ennius fällt in das J. 239 v. Chr., ein Jahr nach der Aufführung des ersten Bühnenstücks des Andronicus; er stand also zu der Zeit, wo die Schrecken des hannibalischen Krieges über Italien hereinbrachen, im Anfang der zwanziger Jahre, in kriegsfähigem Alter. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß dieser Krieg, in welchem die Römer alle ihre Kräfte aufzubieten hatten, auch in die Geschicke des jungen Ennius eingegriffen hat; doch ist uns aus dem ganzen Verlaufe des Kriegs nur eine sichere Nachricht über denselben erhalten, alles andre sind Erdichtungen oder beruht auf Vermutung. Es ist nämlich als historische Thatsache anerkannt, daß im J. 204 v. Chr. Cato der ältere, welcher den Scipio

Africanus bei seinem Übergange nach Afrika als Quästor begleitet hatte und nach Ablauf seiner Amtszeit über Sardinien heimkehrte, von hier den Ennius mit nach Rom genommen hat. Wie war nun der Dichter Ennius nach dem fernen halbbarbarischen Sardinien gekommen? Da er wohl nicht aus freien Stücken dorthin gegangen, so liegt der Gedanke nahe, daß er als Soldat in Sardinien gewesen, und da bietet denn eine Stelle des Livius (23, 40) einen Anhalt zu weiterer Vermutung. Dort wird nämlich berichtet, daß T. Manlius Torquatus, als er im J. 215 als Prätor in Sardinien gegen die Karthager und die mit diesen verbündeten Sarden das Kommando übernahm, nachdem er seine Schiffe ans Land gezogen, die Seetruppen der italischen Bundesgenossen (navales socii) bewaffnet und mit den Landtruppen vereinigt habe, wodurch er sein Heer auf 22,000 Mann zu Fuß und 1200 Reiter brachte. Damit schlug er die Sarden völlig aufs Haupt und vernichtete das karthagische Heer, so daß er dem Senat die vollständige Unterwerfung Sardiniens melden konnte. Der römische Staat ließ sich von den unterworfenen griechischen Städten Italiens, die ja zumeist an der See oder in deren Nähe lagen und hauptsächlich Handel und Schiffahrt trieben, für seine Kriege Schiffe und Schiffsmannschaften stellen, und so kann unser Ennius damals unter der Mannschaft des Manlius Torquatus gewesen sein. Die Annahme, daß Ennius im zweiten punischen Kriege auf Sardinien gekämpft, wird auch dadurch bekräftigt, daß Silius Italicus in seinem Epos über diesen Krieg die tapferen Thaten feiert, welche er dort als Centurio vollführt; denn wenn auch diese Großthaten augenscheinlich nur dichterische Erfindungen sind, so konnte Silius doch wohl nicht ohne historische Unterlage auf den Gedanken kommen, den Ennius in dem sardischen Kriege eine Rolle spielen zu lassen. Der Centurio Ennius kommt jedenfalls auch auf Rechnung des fabulierenden Dichters. Denn Ennius konnte, da er damals noch nicht im Besitz des römischen Bürgerrechtes war, nicht einmal Legionar, geschweige denn Centurio sein.

Wir erwähnen hier noch kurz die Fiktionen des späten römischen Dichters Claudianus, eines Freundes und Günstlings des Stilicho. Dieser berichtet nämlich, daß Ennius als eng verbundener Freund den älteren Scipio Africanus auf seinen Feldzügen überall begleitet, daß er in Spanien und in Afrika tapfer neben ihm gefochten und zuletzt bei Scipios Triumph lorbeergeschmückt ihm zur Seite gestanden. Scipio war allerdings in den Jahren nach Beendigung des hannibalischen Krieges ein Gönner und Freund des Ennius; aber während des Krieges kannten sich beide Männer noch nicht. Claudianus hat, fußend auf den später eingetretenen Verhältnissen, seine Geschichten rein erfunden, um den Dichter mit dem Helden gehen zu lassen und dadurch die Stellung des Dichters zu verherrlichen.

Wenn Ennius schon im J. 215 sich unter den Seetruppen des Torquatus befand, so ist er wohl nach der Unterwerfung der Insel dort unter einer Besatzung zurückgeblieben, bis er im J. 204 in einem Alter von 35 Jahren aus dem Dienste entlassen und von Cato nach Rom gebracht wurde. Wahrscheinlich vermittelte auch Cato, daß ihm in Rom von den Censoren auf dem Aventinus eine Wohnung mit etwas Ackerland in dem Bezirk der Göttin Tutilina in Pacht gegeben wurde; denn festes Eigentum konnte er in Rom als Peregrine nicht erwerben. In welchen Beziehungen seitdem Ennius mit Cato gestanden hat, ist uns nicht bekannt. Was Aurelius Victor (de viris illustr. n. 47) berichtet, daß er dem Cato, als dieser im J. 198 Prätor in Sardinien war, griechischen Unterricht gegeben, ist mit anderem, was dort behauptet wird, ein augenscheinlicher Irrtum. Meint Aurelius, Cato habe als Prätor den Ennius noch auf Sardinien getroffen und seine nähere Bekanntschaft gemacht, so widerspricht das der bekannten historischen Thatsache; nahm er aber den Dichter als Begleiter von Rom aus mit, so that er etwas, was er später, wie wir hören werden, an Fulvius Nobilior tadelte. Sicherlich hat Cato den Ennius auch nicht deswegen, weil er in ihm den Dichter schätzte, im J. 204

mit nach Rom genommen, sondern bloß in militärischem Dienste. Aber wenn auch in der Folge der gräcisierende Dichter mit dem strengen Altrömer nicht in so freundlichem Verkehr gestanden haben mag, wie mit mehreren anderen römischen Großen, so scheint denn doch der kluge und weltgewandte Ennius, der in seinen Gedichten nach Ciceros Ausspruch den Cato „in den Himmel erhob" und die Ruhmesthaten des römischen Volkes feierte, sich das Wohlwollen des selbstsüchtigen, für Lob und Ruhm nicht unempfindlichen Mannes bewahrt zu haben.

Ennius lebte in dem kleinen Hause auf dem Aventin in dürftigen Verhältnissen, angeblich nur von einer Magd bedient; aber er war stets bis in sein hohes Alter mit seinem Lose zufrieden. Anfangs verdiente er sich seinen Unterhalt, gleich Livius Andronicus, durch Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache, den er in seiner Wohnung und außerhalb in den Häusern der Reichen gab. Dann wird er auch bald durch Schreiben von Tragödien und Komödien, die er zur Aufführung an die Festgeber verkaufte, sich einiges erworben haben, und nachdem er durch seine vielseitige Bildung und glänzenden Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen und Zutritt in die Häuser der Reichen und Vornehmen erlangt hatte, mag auch von diesen ihm manche Unterstützung zugeflossen sein. Aber wichtiger und anregender, als die materielle Unterstützung, war für ihn das freundschaftliche Wohlwollen, das hochstehende Männer, Freunde und Förderer der griechischen Bildung und Litteratur, ihm schenkten. Zu diesen gehörten vor allen die Scipionen, besonders P. Scipio Africanus, nach Besiegung Karthagos der erste Mann im römischen Staate, dessen ausgezeichnete Thaten und königliche Persönlichkeit ihn zur Bewunderung und begeistertem Lobe hinrissen. Für die Freundschaft zwischen Ennius und dem P. Scipio Nasica, dem politischen Gegner des Cato, haben wir ein Zeugnis in der artigen Anekdote, welche Cicero (de orat. 2, 68) erzählt: Als Nasica einmal den Ennius besuchen wollte und an

der Thüre nach ihm fragte, sagte die Magd, er sei nicht zu Hause. Nasica merkte, daß die Magd auf Befehl ihres Herrn so spreche, der wohl drinnen war, aber heute nicht gestört sein wollte. Als daher einige Tage nachher Ennius zu dem Hause des Nasica kam und an der Thür nach dem Herrn fragte, rief dieser von innen: „Ich bin nicht zu Hause!" „Wie?" sagte Ennius, „ich sollte deine Stimme nicht kennen?" Nasica erwiderte, gewiß mehr scherzend als im Ernst: „Du bist doch unverschämt! Ich glaubte, als ich nach dir fragte, deiner Magd, daß du nicht zu Hause seist, und du glaubst mir selber nicht?" Auch der als Griechenfreund bekannte T. Quinctius Flamininus, der Sieger von Kynoskephalä, war ein Freund des Ennius, sowie M. Fulvius Nobilior. Als dieser letztere im J. 189 als Konsul gegen die Ätolier, welche den Antiochus, König von Syrien, gegen Rom unterstützt hatten, in den Krieg zog, nahm er den Ennius nach Ätolien mit, nicht, wie Cicero einmal (Brut. 20) irrtümlich behauptet, als Soldaten, sondern um im Felde sich des Umgangs des geistreichen Mannes zu erfreuen, und wohl auch in der Aussicht, daß der Dichter später seine Kriegsthaten besingen werde. Diesen Umstand, daß Fulvius Dichter mit in den Krieg genommen, machte ihm Cato etwa 10 Jahre nachher in einer Rede zum Vorwurf.

Von welcher Art die Stellung des Ennius neben diesen Vornehmen Roms war und wie er mit ihnen verkehrte, das zeigt eine durch Gellius (12, 4) erhaltene Stelle aus dem 7. Buch der Annalen des Ennius, in welcher er in der Person des Vertrauten eines Konsuls Geminus Servilius nach der Angabe des Grammatikers Älius Stilo sich selbst gezeichnet hat:

„Also sprach er und rief den Mann, mit welchem er gern und
Oftmals Tisch und Gespräch und seiner Geschäfte Erörtrung
Teilte, wenn heim er kam, ermüdet von wichtigen Dingen,
Drob er geratschlagt hatte die größere Hälfte des Tags durch
Auf dem Markte sowohl wie im ehrwürdigen Stadtrat;
Welchem das Groß' und das Klein' und den Scherz auch er mitteilen
Durft' und alles zugleich, was gut und übel man redet,

Schütten ihm aus, wenn er mocht', und anvertrauen ihm sorglos;
Welcher geteilet mit ihm viel Freud' im Hause und draußen;
Den nie schändlicher Rat aus Leichtsinn oder aus Bosheit
Übel zu handeln verlockt; ein Mann, unterrichtet, ergeben,
Angenehm, redegewandt und genügsamen, fröhlichen Herzens,
Redend zu richtiger Zeit und das Passende, klüglich und kürzlich,
Im Verkehre bequem und bewandert verschollener Dinge;
Denn ihn lehrten die Jahre die Sitten der Zeit und der Vorzeit,
Von vielfältigen Sachen der Götter und Menschen Gesetz auch,
Und ein Gespräch zu berichten verstand er sowie zu verschweigen."

In dem den Studien der schönen Litteratur ergebenen Fulvischen Hause ging die freundschaftliche Gesinnung gegen Ennius von dem Vater auf den Sohn Q. Fulvius Nobilior über. Als dieser im J. 184 als Triumvir zur Ausführung zweier Kolonien römischer Bürger nach Pisaurum im Lande der Senonen und nach Potentia im Picenischen ernannt worden war, erteilte er, durch einen Volksbeschluß dazu ermächtigt, dem Peregrinen Ennius ein Ackerlos in einer dieser Kolonien, wodurch derselbe zugleich das römische Bürgerrecht erhielt. Und so konnte jetzt der Dichter mit Hochgefühl sagen:

„Wir sind Römer jetzt, die früher wir waren Rudiner."*)

Das Gütchen, welches Ennius durch jenes Ackerlos erhielt, verpachtete er und blieb in Rom wohnen. Es warf ihm wohl soviel ab, daß er in seinen alten Tagen sich in einer behaglicheren Stellung befand, wiewohl er nach römischen Begriffen noch nicht für wohlhabend gelten konnte; denn wir müssen den Ausspruch des Cato bei Cicero (Cato m. 5), daß Ennius die beiden Lasten, die für die größten gelten, die Armut und das Alter so ertragen habe, daß sie ihm fast eine Lust zu sein schienen, doch wohl bestehen lassen. Er war ein einfacher, genügsamer Mann, der an das äußere Leben keine Ansprüche machte und in seiner edlen Beschäftigung mit Wissenschaft und Poesie sowie in dem Umgang und der Anerkennung gleichge-

*) Nos sumus Romani, qui fuuimus ante Rudini.

sinnter hochstehender Männer sein Genüge fand. Sein Dichterberuf erfüllte ihn mit hohem Selbstgefühl. „Unser Ennius," sagt Cicero (pro Archia c. 8), „nennt mit vollem Recht die Dichter heilig, weil es scheine, als seien sie uns als ein Geschenk der Götter anvertraut worden." Begeistert feiert er seine eigene Poesie mit den Worten:

„Heil Dichter Ennius! Der den Sterblichen
Aus tiefster Brust du schöpfst des Liedes Flammenborn."*)

In einem Epigramm auf sich selbst, das nicht gerade als seine Grabschrift braucht angesehen zu werden, sagt er:

„Schauet, o Bürger, hier steht des greisen Ennius Bildnis,
Welcher den Thatenruhm euerer Väter besang.
Ehre mich niemand mit Thränen, noch weih' er mir Totenbestattung
Klagend. Warum? Denn fort leb' ich von Munde zu Mund."**)

Im Anfang seiner Annalen prophezeit er, daß „weit durch die Völker und Länder seine Gedichte berühmt sein werden".***)

Einem so selbstbewußten Manne darf man wohl keine gewöhnliche Klientennatur zuschreiben. Wenn die ersten Männer Roms ihn ihres Umgangs und ihrer Freundschaft würdigten, so scheint das weniger in der Schmiegsamkeit und Unterthänigkeit des armen Poeten seinen Grund gehabt zu haben, als einerseits in ihrer Vorliebe für die von Ennius vertretenen Studien, andrerseits in der Redlichkeit und Offenheit seines Charakters, in der Liebenswürdigkeit des heiteren, klugen und kenntnisreichen Mannes, der, begeistert von der römischen Größe, bereitwillig den Ruhm seiner Freunde und ihrer Ahnen in seinen Gedichten feierte.

---

*) Enní poëta sálue, qui mortálibus
Versús propinas flámmeos medúllitus.

**) Adspicite, o ciues, senis Enni imaginis formam.
Hic uestrum finxit maxima facta patrum.
Nemo me lacrumis decoret nec funera fletu
Faxit. cur? uolito uiuus per ora uirum.

***) Latos per populos terrasque poëmata nostra
Clara cluebunt.

Der Dichter „fröhlichen Herzens“ war, wie so viele andre Dichter, ein Freund des Weines, wenn wir den Nachrichten der späteren Zeit glauben dürfen. Horaz (Epist. 1, 19, 7) sagt:

„Eh' er den Becher geleert, war Väterchen Ennius selbst nie
Lustig zum Heldengesang.“

Und ein Dichter der späten Kaiserzeit leitet von seinem starken Weingenuß das Podagra her, das ihn im Alter quälte:

„Väterchen Ennius selbst beim Leeren reichlicher Becher
Soll durch dieses Zuviel sich die Schmerzen haben verdienet.“

Aber der Alte widerstand der Krankheit tapfer und verlor seine heitere Laune nicht. Scherzend sagte er: „Nur wenn das Podagra mich plagt, poetisiere ich.“*) Zuletzt jedoch überwand ihn die Krankheit. Er starb am Podagra in einem Alter von 70 Jahren im J. 169 v. Chr. Seine geringe Hinterlassenschaft erbte sein Schwestersohn, der als tragischer Dichter berühmte Pacuvius aus Brundisium, welcher, von dem Oheim nach Rom gezogen, in seinem hohen Alter nach Unteritalien zurückging und in Tarent um 132 v. Chr. starb.

Ennius war wahrscheinlich auf dem Janiculum begraben. Manche behaupteten, seine Leiche sei von da nach Rudiä übergeführt worden, vielleicht eine Vermutung, die durch irgend ein Denkmal, das dem Dichter in seinem Geburtsorte errichtet war, hervorgerufen wurde. Wenn Eusebius berichtet, Ennius sei in der Familiengruft der Scipionen bestattet, an der appischen Straße, innerhalb des ersten Meilensteins von der Stadt, so ist dies ein Irrtum, welcher auf der weit verbreiteten Sage beruht, daß in der Gruft der Scipionen die Statue des Ennius stehe neben denen des älteren Scipio Africanus und seines Bruders Lucius. Daß dieses eine unverbürgte Sage war, erkennt man aus den Worten des Cicero (pro Archia 9): „Unser Ennius war dem älteren Africanus lieb und wert; deswegen glaubt man auch, daß er aus Marmor in der Gruft der Scipionen

*) Nunquám poëtor, nísi si podager.

aufgestellt sei," sowie aus den Worten des Livius (38, 56): „Zu Rom außerhalb des capenischen Thores in dem Grabmal der Scipionen stehen drei Statuen, von denen, wie man sagt, zwei dem Publius und Lucius Scipio gehören, die dritte dem Dichter Ennius." Africanus, der 14 Jahre vor Ennius starb, soll den Wunsch ausgesprochen haben, daß das Bild des Dichters in der Gruft des cornelischen Geschlechtes aufgestellt werde, weil er durch sein Talent die Thaten desselben verherrlicht habe.

Ennius war eine lebendige, durchaus poetische Natur, ein Mann von vielseitiger Bildung und außerordentlichem Formtalent. In allen Gebieten der griechischen Litteratur war er zu Hause, und er hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, den römischen Geist, von dem er ebenso wie von dem griechischen durchdrungen war, in griechische Form zu kleiden. Dadurch hat er der römischen Litteratur den Weg vorgezeichnet, den sie von nun an verfolgte, und sich um die Ausbildung der römischen Sprache und Poesie die größten Verdienste erworben. Von besonderer Wichtigkeit war es in dieser Hinsicht, daß er den altitalischen steifen Saturnius, in dem noch seine Vorgänger Andronicus und Nävius gedichtet, fallen ließ und in der epischen Poesie das griechische Versmaß des Epos, den daktylischen Hexameter, einführte. Da die römische Sprache einen mehr trochäischen und jambischen Charakter hatte, so mußte er ihr, um sie für den Hexameter gefügig zu machen, erst die daktylische Messung abringen, und er hat bei seiner Formgewandtheit die nicht geringen Schwierigkeiten mit vielem Geschick überwunden. Diese Arbeit gab ihm auch Veranlassung, die noch vielfach schwankende Silbenmessung festzustellen, wodurch er der Gesetzgeber für die Prosodik der Folgezeit wurde. Im saturnischen Vers sowie in der scenischen Poesie hatte man sich bisher noch mancherlei prosodische Freiheiten und Nachlässigkeiten erlaubt; Ennius wies jede Unbestimmtheit ab, er verschaffte jedem Laute in der gesetzmäßigen Sprache seine Geltung und unterschied überall die Silben nach Länge und Kürze, er mied den Hiatus

und beobachtete die Positionslänge. Nur in einem Punkte gestattete er sich eine Freiheit, er stieß den Buchstaben s am Ende der Wörter ab, um hier die Positionslänge zu vermeiden; und darin sind ihm noch die Dichter bis auf Ciceros Zeit gefolgt. Dies konnte sich aber Ennius deswegen erlauben, weil das Schluß-s vor einem Konsonanten zu seiner Zeit noch kaum gehört wurde; denn damals war die römische Sprache schon in einem gewissen Verfall begriffen, indem sie die Endsilben, die nie durch den Accent geschützt waren, trübte und abschwächte. Aber Ennius hat das Verdienst, „den drohenden Zerfall des Lateinischen wenigstens für die Schriftsprache auf mehrere Jahrhunderte aufgehalten zu haben".

Ennius hat durch seine metrischen Neuerungen sowie durch das Bestreben, auch den sprachlichen Ausdruck nach seinen griechischen Mustern zu formen, viel zur Ausbildung und Bereicherung der römischen Sprache beigetragen; er gab ihr größere Fülle und Wohlklang, Fluß und freiere Bewegung. Da er übrigens auf seiner neuen Bahn mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß sein Vers und seine Sprache, im Vergleich zu den ausgebildeteren Dichtern der augusteischen Zeit, neben vielem Schönen und Trefflichen doch noch manches Unvollkommene und Rohe zeigt, daß seiner Dichtung die rechte Harmonie fehlt. Es geschieht nicht selten, daß die Gebote der Schönheit und des guten Geschmackes verletzt sind, daß wir den höheren poetischen Schwung und die echte Kunst vermissen. Obgleich er sich im ganzen in den ungewohnten Maßen und Formen mit Sicherheit und Freiheit bewegt, so ist sein Vers doch oft hart, eintönig und schleppend. Er erlaubt sich manchmal Gewaltsamkeiten gegen die Sprache; er zerreißt Wörter, wie: saxo cere comminuit brum („zerbrach mit dem Stein das Gehirn ihm"). Auch bei den augusteischen Dichtern fand sich bisweilen die Tmesis, wie bei Vergil Aen. 1, 412: circum dea fudit amictu; aber mit Recht bemerkt Servius zu dieser Stelle, die Tmesis sei wohl bei zusammengesetzten

Wörtern erträglich, in einfachen Wörtern aber sei sie allzu hart. Ennius verstümmelte Wörter, namentlich am Schluß des Verses, er sagte z. B. do für domus (endo sum do, eine Nachbildung des homerischen δῶ für δῶμα), cael für caelum (diuum domus altisonum cael), gau für gaudium (replet te laetificum gau). Andrerseits verfällt er manchmal, gleichsam übermütig im Gefühl seiner Herrschaft über die Sprache, in geschmacklose Spielerei, wie folgende aus Tragödien genommene Verse zeigen:

— — stultust, qui cupita cupiens cupienter cupit.
„Thöricht, wer Begehrtes begehrlich ein Begieriger begehrt."
[Umquam] quicquam quisquam cuiquam, quod ei conueniat neget?
„Weigert wohl jemals jemand jetwas jemanden, was ihm recht?"
Mater, optumarum multo mulier melior mulierum.

und die Hexameter:

O Tite, tute, Tati, tibi tanta, tiranne, tulisti. —
Maerentes, flentes; lacrumantes et miserantes.

Ennius hat auf allen Gebieten der Poesie gearbeitet; am berühmtesten aber war sein großes Epos Annales (Jahrbücher, Chronik) oder Romais, in welchem er die Geschichte der Römer behandelte von Äneas bis auf seine Zeit. Er beanspruchte durch die Schöpfung dieses Nationalwerkes den Ruhm eines römischen Homers und hat auch lange bei seinen Landsleuten dafür gegolten; doch ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den homerischen Epen und den Annalen des Ennius. Der künstlerische Wert der letzteren kann nur gering gewesen sein; es fehlte alle Kunst der Komposition. Das Werk lieferte eine Darstellung der Ereignisse in chronologischer Reihenfolge, und die Erzählung ward nur dadurch zum Gedicht, daß sie in metrischer Form — zum erstenmal bei den Römern im griechischen Hexameter — auftrat, nach dem Muster des Homer, der vielfach in Schilderungen und Bildern und einzelnen Ausdrücken übertragen ward, dichterisch ausgeschmückt und versehen mit der Scenerie der griechischen Götterwelt. Erhalten sind uns von dem ganzen Werke, das von dem Dichter selbst in 18 Bücher geteilt war,

in einzelnen Bruchstücken etwas mehr als 600 Verse und Versteile.

Der Dichter begann das erste Buch der Annalen nach homerischer Weise mit dem Anruf der olympischen Musen, „die wir Casmenen nennen", und ging dann über zur Erzählung eines Traumes, den er auf dem Parnaß gehabt. Dort erschien ihm Homer und berichtete ihm, daß in Q. Ennius jetzt die Seele des Homer wohne, und daß diese vor Homer in dem Körper eines Pfaues gelebt, wobei ihn der Alte auch noch nach der Philosophie des Pythagoras über die Seelenwanderung und das Verhältnis des Körpers zum Geiste belehrt. Wenn in Ennius der homerische Geist sitzt, dann wird gewiß „der Ruhm seiner Gedichte durch alle Völker und Länder ertönen". Die epische Erzählung beginnt mit dem Auszug des Äneas aus dem zerstörten Troja und der Ankunft desselben in Italien. Das Zusammentreffen des Äneas mit Dido, welches Nävius erzählt, scheint Ennius bei Seite gelassen zu haben; dem Nävius, der nur den ersten punischen Krieg behandelte, war dies ein naheliegendes Motiv, dem Ennius nicht. Äneas wird in Latium von dem König von Alba, das damals schon bestand, gastlich aufgenommen, und seine Trojaner vereinigen sich mit den Latinern zu einem Volke. Nun folgt die Geburt des Romulus und Remus, der Söhne des Mars und der Ilia, einer Tochter des Äneas, und ihre wunderbare Rettung durch die Einwirkung der Götter, die auf dem Olymp einen Rat halten:

Iuno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Iovis, Neptunus, Vulcanus, Apollo.

Romulus und Remus beschließen die Gründung einer Stadt und halten zuvor Auspicien:*)

„Sorgenden Herzens, mit großer Besorgnis der Herrschaft begehrend,
Suchen sie eifrig zugleich Wahrzeichen und Vogelverkündung.

---

*) Curantes magna cum cura tum cupientes
Regni dant operam simul auspicio augurioque.

* * * * * * * * * * * * * * * *
— weiht Remus zur heiligen-Schau sich und spähet allein aus
Nach glückbringendem Vogel; doch Romulus forschet, der schöne,
Hoch auf dem Aventin und späht nach dem Fluge der Vögel.
Stritten sie doch, ob Roma die Stadt, ob Remora heiße.
Sorge erfüllte die Männer zumal, wer unter den beiden
Herr sei. Wie, wenn der Konsul das Zeichen zu geben sich anschickt,
Alle zumal voll Gier hinschauen zur Gegend der Schranken,
Wenn sie entsenden den Wagen aus buntbemaleten Pforten:
Also harrte der Dinge das Volk in lautloser Stille,
Welchem von beiden der Sieg und die mächtige Herrschaft bestimmt sei.
In den Schatten der Nacht entwich die Blässe des Mondes;
Rasch schoß drauf hervor das Licht weißschimmernd in Strahlen.
Alsobald flog Glück ankündend der herrlichste Vogel
Links von der Höh', und zugleich geht auf die goldene Sonne.
Jetzo kommen daher hochheilige Vögel vom Himmel
Dreimal vier und fliegen zu günstigen, glücklichen Räumen.
So schaut Romulus, daß ihm sei der Vorzug gewähret,
Durch Wahrzeichen befestigt der Sitz und der Boden der Herrschaft."

Als Remus die Mauer seines Bruders auf dem Palatinus überspringt, erschlägt ihn der Bruder mit den Worten:

---

* * * * * * * * * * * * * * * *
— Remus auspicio se deuouet atque secundam
Solus auem seruat. at Romulus pulcher in alto
Quaerit Auentino, seruat genus altiuolantum.
Certabant urbem Romam Remoramne uocarent.
Omnibus cura uiris, uter esset induperator.
Expectant, ueluti, consul cum mittere signum
Volt, omnes auidi spectant ad carceris oras,
Quam mox emittat pictis e faucibus currus;
Sic expectabat populus atque ora tenebat
Rebus, utri magni uictoria sit data regni.
Interea sol albus recessit in infera noctis.
Exin candida se radiis dedit icta foras lux.
Et simul ex alto longe pulcherruma praepes
Laeua uolauit auis: simul aureus exoritur sol.
Cedunt de caelo ter quattor corpora sancta
Auium, praepetibus sese pulcrisque locis dant.
Conspicit inde sibi data Romulus esse priora,
Auspicio regni stabilita scamna solumque.

„Traun, nicht, was du gethan, wird straflos ein lebender Mensch thun;
Denn du zahlest dafür mit dem warmen Blute mir Buße.“*)

Das erste Buch endet mit der Erhebung des Romulus zu den Göttern. Das zurückbleibende Volk klagt um seinen König:**)

„Sehnsucht fasset die rauhen Gemüter, und solcherlei sprechen
Unter einander sie jetzt: O Romulus, Romulus, hehrer,
Welchen Beschützer erschufen in dir der Heimat die Götter!
O du Vater, Erzeuger, o Blut von Göttern entsprossen!
Du hast uns ja empor an das Reich des Lichtes gezogen!

Diese Verse scheinen dem Geschichtschreiber Livius, dessen Darstellung in der Sagengeschichte Roms öfter an Ennius erinnert, an der Stelle, wo er dieselbe Geschichte erzählt (1, 16), vorgeschwebt zu haben.

Aus den folgenden Büchern besitzen wir verhältnismäßig viel weniger Fragmente, als aus dem ersten, da die Grammatiker ihre anzuführenden Stellen vorzugsweise aus dem Anfang der Werke entnahmen. Das 2. und 3. Buch behandelten die übrige Königszeit bis zum Sturze des Tarquinius, das 4. den Anfang der Republik bis zum gallischen Brand, das 5. die Samniterkriege, das 6. den Kampf mit Pyrrhus, der bei Ennius Burrus heißt. Cicero (de off. 1, 12) citiert aus diesem Buche die Antwort, welche Pyrrhus nach der Schlacht bei Heraklea den wegen Auslösung der Gefangenen gekommenen römischen Ge-

---

Der Ort, wo Remus seinen Sitz genommen, ist in der Lücke ausgefallen; wahrscheinlich war es Remoria. Nach der gewöhnlichen Erzählung saß Romulus auf dem Palatin, Remus auf dem Aventin. — Der sol albus kann nach dem Zusammenhang die Sonne nicht sein, er ist, im Gegensatz zu dem sol aureus, das fahle Mondlicht.

*) Nec pol homo quisquam faciet impune animatus
Hoc nisi tu: nam mi calido das sanguine poenas.

**) Pectora [dura] tenet desiderium, simul inter
Sese sic memorant: o Romule, Romule die,
Qualem te patriae custodem di genuerunt,
O pater, o genitor, o sanguen dis oriundum!
Tu produxisti nos intra luminis oras.

sandten giebt, „Worte von königlicher und eines Sprößlings der Äaciden würdiger Gesinnung“:*)

„Geld nicht fordr' ich für mich, noch sollt ihr Lösung mir geben;
Nicht wie Schacher betreibend den Krieg, nein, kriegerisch, laßt uns
Beide mit Eisen, nicht Gold, den Kampf um das Leben entscheiden,
Mannhaft erproben, ob euch, ob mich zum Gebieter das Schicksal
Will, was sonst es bestimmt. Hör' an das folgende Wort noch:
Deren tapferes Leben das Glück des Krieges verschonte,
Deren Freiheit zu schonen bin ich nicht minder entschlossen.
Nehmt sie von mir zum Geschenk mit dem Willen der mächtigen Götter.“

Wir führen noch aus diesem Buche die Stelle an, wo die Leute des Pyrrhus das Holz für die Bestattung der in der Schlacht bei Heraklea Gefallenen in dem Walde fällen, weil hier Ennius eine Stelle der Ilias (23, 110 ff.), wo die Griechen das Holz zum Scheiterhaufen des Patroklos holen, vor Augen hat und beide Dichter Vergil nachgeahmt hat: Aen. 6, 179 und 11, 134. Die Worte des Ennius heißen in der Übersetzung:**)

„Sie gehn hin durch den ragenden Wald, sie fällen mit Beilen,
Schlagen zu Boden gewaltige Stämm'; es sinket die Eiche,
Bricht die Esch' und es stürzt die ragende Tanne danieder.
Riesige Fichten auch werfen sie um, und von dem Getöse
Schallet der ganze Bezirk des laubbeschatteten Waldes.“

Eine ähnliche Abhängigkeit des Ennius von Homer und des Vergil von beiden ließe sich noch mehrfach nachweisen.

---

*) Nec mi aurum posco, nec mi pretium dederitis,
Non cauponantes bellum sed belligerantes,
Ferro, non auro uitam cernamus utrique,
Vosne uelit an me regnare era quidue ferat fors
Virtute experiamur. Et hoc simul accipe dictum:
Quorum virtutei belli fortuna pepercit,
Eorundem libertati me parcere certum est.
Dono ducite doque uolentibus cum magnis dis.

**) Incedunt arbusta per alta, securibus caedunt,
Percellunt magnas quercus, exciditur ilex,
Fraxinus frangitur atque abies consternitur alta,
Pinus proceras peruortunt: omne sonabat
Arbustum fremitu siluai frondosai.

Die folgenden Bücher 7—9 enthielten den ersten und zweiten punischen Krieg; doch hat Ennius den ersten nur kurz geschildert, weil er schon von Nävius ausführlich behandelt worden war. Mit Geringschätzung auf Nävius herabsehend, sagte Ennius im Anfang des 7. Buches*):

„Es haben in Versen beschrieben
Andre den Stoff, wie einst sie sangen die Faunen und Seher,
Als noch niemand die Klippen der Musen erstiegen und Mühe
Wandt' auf die Rede —.

In dem zweiten punischen Kriege hatte Ennius Gelegenheit, seine großen Zeitgenossen, die sich in dem Kriege ausgezeichnet, gebührend zu preisen. Wir haben noch aus dem 9. Buche die bekannten Verse über Fabius Cunctator:**)

„Ein Mann hat uns allein den Staat durch Zaudern gerettet;
Denn nicht kümmert' ihn mehr der Leute Geschwätz als des Landes
Wohlfahrt; drum auch strahlet sein Ruhm je länger je heller."

In dem 10. und 11. Buche, welche vorzugsweise den Krieg gegen den macedonischen König Philipp abhandelten, wurde besonders T. Flamininus gefeiert; auch fand in dem letzteren wahrscheinlich das Lob des Cato einen Platz. Der Inhalt des 12. Buches läßt sich nicht genau bestimmen. Im 13. und 14. war der Krieg gegen Antiochus, im 15. der Kampf des Fulvius Nobilior gegen die Ätoler beschrieben. Es wird hier an der Verherrlichung der Scipionen und des Fulvius, den der Dichter ja nach Ätolien begleitet hatte, nicht gefehlt haben.

Das 15. Buch endete wahrscheinlich mit dem Tode des Scipio Africanus, und es sollte hiermit das ganze Werk seinen

---

*) scripsere alii rem
Vorsibus, quos olim Faunei uatesque canebant,
Cum neque Musarum scopulos quisquam superarat
Nec dicti studiosus erat —.

**) Unus homo nobis cunctando restituit rem.
Noenum rumores ponebat ante salutem.
Ergo plusque magisque uiri nunc gloria claret.

Abschluß haben. Aber später fügte Ennius noch das 16. Buch hinzu, um einem befreundeten, aber unbedeutenden Manne, dem L. Cäcilius Denter, und dessen Bruder noch Ruhmeskränze zu flechten, und darauf ließ er dann noch zwei weitere Bücher folgen, so daß die römische Geschichte fortgeführt war bis etwa zum J. 174. Man kann aus dieser späteren Fortsetzung schließen, wie locker und kunstlos die Komposition des Ganzen muß gewesen sein. Am Schluß des Gedichtes fügte Ennius noch einiges über seine eigene Person an. Er sagte unter anderem, daß er, ein Abkömmling des Messapus, des Stammheros des messapischen Volkes, in einem Alter von 67 Jahren dieses letzte Buch geschrieben, und damit wird er wohl den Gedanken verbunden haben, daß er nun ausruhen wolle,*)

„Wie ein tapferes Roß, das oft am Ende der Rennbahn
In Olympia siegte, geschwächt vom Alter nun ausruht."

Auch in der Tragödie hat Ennius Außerordentliches geleistet, weit mehr als seine Vorgänger Livius und Nävius, so daß erst durch ihn die Tragödie völlig und für die Dauer in die römische Litteratur eingebürgert worden ist. Seine Trauerspiele waren auch freie Nachbildungen oder Übersetzungen griechischer Stücke; aber in der Handhabung der Sprache bezeichnet er gegen die früheren Tragiker einen bedeutenden Fortschritt. Sein Ausdruck hatte einen kräftigen, hohen und edlen Ton und entsprach der Würde des Trauerspiels; Horaz (Epist. 2, 3, 260) spricht von den „wuchtigen" Versen, die Ennius auf die Bühne gebracht. Wir kennen noch 22 Titel ennianischer Tragödien, von denen aber nur einzelne Bruchstücke erhalten sind. Auch Ennius wählte mit Vorliebe Stoffe aus dem trojanischen Sagenkreis, der den Römern schon durch den Jugendunterricht bekannt war, und außerdem solche von grausigen, stark aufregenden Motiven. Der Wahnsinn und Selbstmord des Aias, der Mutter-

---

*) Sic ut fortis equus, spatio qui saepe supremo
Vicit Olimpia, nunc senio confectus quiescit.

mord und Wahnsinn des Orestes in den Eumeniden, des Alkmäon im Alcumäo, das grause Mahl des Thyestes, der das Fleisch des eigenen Kindes aß, der Kindermord der Medea, das Kindesopfer der Iphigenia, der Andromeda, die blutigen Thaten im Cresphontes waren Darstellungen von erschütternder Wirkung, die das Herz eines an blutigen Gladiatorenkämpfen sich erfreuenden Römers in erwünschte Aufregung zu versetzen vermochten. Der Aias des Ennius ist eine Nachbildung des Sophokles, seine Eumeniden haben das gleichnamige Stück des Äschylus zum Vorbild; die meisten Stücke aber sind dem Euripides nachgedichtet, dem Meister in Ausmalung rührender und ergreifender Scenen, dessen Rhetorik und aufklärerische Reflexion dem Ennius besonders zusagte.

In welcher Weise Ennius seine griechischen Originale übertrug, zeigt Mommsen durch folgende Zusammenstellung des Anfangs der euripideischen und ennianischen Medea:

Εἴθ᾽ ὤφελ᾽ Ἀργοῦς μὴ διαπτάσθαι σκάφος	
Κόλχων ἐς αἶαν κυανέας Συμπληγάδας,	
Μηδ᾽ ἐν νάπαισι Πηλίου πεσεῖν ποτε	Utinam ne in nemore Pelio securibus
Τμηθεῖσα πεύκη, μηδ᾽ ἐρετμῶσαι χέρας	Caesa cecidisset abiegna ad terram trabes,
	Neue inde nauis inchoandae exordium
	Coepisset, quae nunc nominatur nomine
Ἀνδρῶν ἀριστων, οἳ τὸ πάγχρυσον δέρος	Argo, quia Argiui in ea dilecti uiri
	Vecti petebant pellem inauratam arietis
Πελίᾳ μετῆλθον. οὐ γὰρ ἂν δέσποιν᾽ ἐμὴ	Colchis, imperio regis Peliae, per dolum.
Μήδεια πύργους γῆς ἔπλευσ᾽ Ἰωλκίας	Nam nunquam era errans mea domo efferret pedem
Ἔρωτι θυμὸν ἐκπλαγεῖσ᾽ Ἰάσονος.	Medea, animo aegra, amore saeuo saucia.

Nie durch die schwarzen Symplegaden hätte hin	
Fliegen gesollt ins Kolcherland der Argo Schiff,	
Noch stürzen in des Pelion Waldesschlucht jemals	O wär im Pelionhaine von den Beilen nie
Gefällt die Fichte, noch berudern sie die Hand	Gehaun zur Erde hingestürzt der Fichtenstamm,
	Und hätte der Angriff angefangen nie damit
	Des Beginns des Schiffes, das man jetzt mit Namen nennt
Der Tapfern, die das goldne Vließ dem Pelias	Argo, weil drin fuhr Argos' auserlesne Schaar,
	Von Kolchi nach Gebot des Königs Pelias
Zu holen gingen! Nicht die Herrin wäre mir	Mit List zu holen übergüldetes Widdervließ!
Medeia zu des Jolkerlandes Türmen dann	Vors Haus dann irr den Fuß mir die Herrin setzte nie,
Von Jasons Liebe sinnbethört hinweggeschifft.	Medea, krank im Herzen, wund von Liebespein.

„Die Abweichungen der Übersetzung vom Original," sagt Mommsen, „sind belehrend, nicht bloß die Tautologien und Periphrasen, sondern auch die Beseitigung oder Erläuterung der weniger bekannten mythologischen Namen: der Symplegaden, des Jolkerlandes, der Argo. Eigentliche Mißverständnisse des Originals aber sind bei Ennius selten."

Wir fügen noch aus der Medea die folgenden Übersetzungen hinzu:

Ὥσθ' ἵμερος μ'ὑπῆλθε γῇ τε κοὐρανῷ
Λέξαι μολούσῃ δεῦρο Μηδείας τύχας.
Cupido cepit miseram nunc me proloqui
Caelo atque terrae Medeai miserias.
Verlangen hat erfasset mich, Medeas Leid
Dem Himmel und der Erde zu verkünden jetzt.

und:

Νῦν ποῖ τράπωμαι; πότερα πρὸς πατρὸς δόμους,
ἢ πρὸς ταλαίνας Πελιάδας;

Quo nunc me uortam? quod iter incipiam ingredi?
Domum paternamne anne ad Peliae filias?
Wohin mich wenden? Welchen Weg einschlagen jetzt?
Zum Vaterhause? oder zu Pelias' Töchtern gar?

Ganz im Sinne des rationalistischen Euripides sind gesprochen die Worte des Ennius in seinem Telamo, welche von dem Volke mit großem Beifall gehört wurden:

„Himmelsgötter freilich giebt es, sagt' ich sonst und sag' ich noch*);
Doch sie kümmern keineswegs, mein' ich, sich um des Menschen Loos,
Sonst ging's gut dem Guten, schlecht dem Bösen; doch dem ist nicht so."

Ferner die in derselben Tragödie gegen die Bettelpropheten und ihren Anhang gerichteten Verse:

„Diese abergläubischen Pfaffen, dieses freche Prophetenpack**),
Teils aus Faulheit, teils verrückt und teils gedrängt von Hungerpein,
Wollen Andern Wege weisen, die sie sich nicht finden aus,
Schenken Schätze dem, bei dem sie selbst den Pfennig betteln gehn."

Ennius hat auch Komödien gedichtet; doch war er auf diesem Felde nicht glücklich. Es fehlte ihm durchaus die komische Ader. Es sind uns nur zwei Titel seiner Komödien bekannt: Caupuncula und Pancratiastes. — Das Stück Ambracia war höchstwahrscheinlich eine Fabula praetexta (s. S. 21) und behandelte die Belagerung und Unterwerfung der Stadt Ambracia durch Fulvius Nobilior. Auch das Stück Sabinae (Raub der Sabinerinnen) scheint eine Praetexta gewesen zu sein.

Noch sind zu erwähnen die Saturae des Ennius, nicht in dem alten Sinn des Wortes scenische Stücke von der S. 12 bezeichneten Art, sondern eine Sammlung vermischter Gedichte in verschiedenen Metren. In dieser Sammlung, von der wenigstens

---

*) Ego deum genus esse semper dixi et dicam caelitum,
Sed eos non curare opinor, quid agat hominum genus:
Nam si curent, bene bonis sit, male malis, quod nunc abest.

**) Sed superstitiosi uates impudentesque arioli,
Aut inertes aut insani aut quibus egestas imperat,
Qui sibi semitam non sapiunt, alteri monstrant uiam,
Quibus divitias pollicentur, ab eis drachumam ipsi petunt.

noch das 6. Buch citiert wird, fanden sich die mannigfaltigsten poetischen Produkte von größerer und geringerer Ausdehnung, z. B. Fabeln, ein Streit zwischen Tod und Leben, historische Erzählungen, Epigramme, Lehrgedichte verschiedener Art, zum Teil aus dem Griechischen übersetzt, wie die Hedyphagetica, ein gastronomisches Gedicht aus der alexandrinischen Zeit, in welchem unter anderem ein große Menge von Fischen und Muscheltieren mit ihren Fundorten aufgezählt waren, der Epicharmus, ein philosophisches Lehrgedicht, das in den griechischen Göttern Natursubstanzen sah, in Zeus z. B. die Luft.

Auch eine poetische Übersetzuug der „Heiligen Memoiren" (ἱερὰ ἀναγραφή, Sacra historia) des Euhemeros (c. 300 v. Chr.) gehört hierher. In diesem wunderlichen Buche, das bei den Griechen eine willkommene Aufnahme gefunden hatte, war die griechische Göttermythologie in plattester und abgeschmacktester Weise wie eine Menschengeschichte erzählt und behauptet, daß Zeus und die anderen Götter alte Könige und Fürsten gewesen. Da hieß es z. B.: „Titan überließ seinem jüngeren Bruder Saturnus die Herrschaft und schloß einen Vertrag mit ihm, daß er, wenn ihm Söhne geboren würden, diese töte, damit später die Herrschaft an die Nachkommen des Titan käme. Saturnus tötete seinen ersten Sohn, die später geborenen aber zog er heimlich auf. Als dies nun Titan erfuhr, nahm er mit Hilfe seiner Söhne, welche Titanen hießen, den Bruder Saturnus und seine Gemahlin Ops gefangen und kerkerte sie ein. Nachdem aber Jupiter, der Sohn des Saturnus, erwachsen war und hörte, daß seine Eltern in Banden gehalten würden, zog er mit einer großen Schar von Kretensern gegen Titan und seine Söhne, besiegte sie und setzte seine befreiten Eltern wieder in die Herrschaft ein. Darnach erhielt Saturnus das Orakel, er solle sich hüten, daß er nicht von seinem Sohne aus dem Reiche vertrieben werde. Deshalb stellte er dem Jupiter nach, daß er ihn töte; der aber riß die Herrschaft an sich und vertrieb den Vater u. s. w." — „Der König Jupiter lebte zu dieser Zeit meistens auf dem Berg

Olymp, und dahin kamen die Leute, um sich Recht sprechen zu lassen und ihre Erfindungen, die sie zum Wohle der Menschen gemacht, vorzuzeigen.“ — „Saturnus und Ops und die übrigen Menschen der damaligen Zeit pflegten Menschenfleisch zu essen; aber Jupiter, der Gesetz und menschliche Sitte stiftete, verbot die Menschenfresserei“ u. s. w. Diese und andere Bruchstücke aus der Sacra historia hat uns der christliche Schriftsteller Lactantius erhalten; er hat sie genommen aus einer späteren prosaischen Umarbeitung der poetischen Übersetzung des Ennius. Der Epicharmus und Euhemerus des Ennius sind merkwürdige Zeichen seines Strebens, auf dem religiösen Gebiet dem Denken des jüngeren Griechentums auch in Rom Eingang zu verschaffen, und seiner zerstörenden Neuerungssucht. Diese Opposition gegen die bestehende Religion, die damals bei den Römern sich schon vielfach zeigte, entsprang jedoch bei Ennius nicht etwa aus verwerflicher Frivolität, sondern die Aufklärung war ihm eine ernste Herzenssache.

Wir haben noch einiges über den „Scipio“ des Ennius zu sagen, von dem nicht entschieden ist, ob er eine Praetexta oder ein Bestandteil der Saturae war. Jedenfalls war es eine Verherrlichung des Scipio Africanus, gedichtet wahrscheinlich bald nach dessen Rückkehr aus Afrika (201 v. Chr.). Übrigens nur ein Homer, sagt Ennius in diesem Gedicht, vermöchte den großen Mann würdig zu preisen. In der Erzählung von der durch ruhige Witterung begünstigten (Liv. 28, 17) Überfahrt des Scipio nach Afrika standen die malerischen Worte:

„(Jovis winkt,) es ging ein Schweigen durch des Himmels weiten Raum.
Rasten hieß die Meereswogen streng, die grollenden, Neptun,
Seiner Rosse fliegende Hufe hielt zurück der Sonnengott,
Inne hält der Fluß im Fluten, im Gezweig regt sich kein Hauch.“

---

*) . . . mundus caeli uastus constitit silentio,
Et Neptunus saeuus undis asperis pausam dedit.
Sol equis iter repressit ungulis uolantibus:
Constitere amnes perennes, arbores uento uacant.

Wir lassen hier noch zwei ennianische Epigramme*) auf Scipio folgen:

„Hier ruht jener, dem keiner der Bürger und keiner der Fremden
Hat für das, was er that, je zu vergelten vermocht."

„Vom Aufgange der Sonne jenseits der mäotischen Sümpfe
Niemand an Thaten mit mir sich zu vergleichen vermag.
Ist es einem vergönnt in die Räume der Götter zu steigen,
Stehet allein mir weit offen das himmlische Thor."

Die Römer der Folgezeit haben den „Vater ihrer Litteratur" immer in Ehren gehalten. Lucretius (1, 118) sagt, daß Ennius zuerst von dem lieblichen Helikon einen Kranz unvergänglichen Laubes herabgebracht habe, dessen Glanz durch die Völker Italiens prangen sollte. Varro nennt ihn den Schüler der Musen; Cicero erhebt, wo er kann, „den großen, den herrlichen und ausgezeichneten Dichter" und citiert mit Vorliebe seine Verse. Quintilian (10, 1, 88) sagt: „Den Ennius wollen wir verehren wie durch ihr Alter geheiligte Haine, in welchen die gewaltigen und alten Eichen nicht so große Schönheit als Heiligkeit haben." Mit affektierter Überschwänglichkeit äußert sich über den bewunderten Mann Vitruvius in der Vorrede zu seinem Werke: „Wessen Geist mit der Lieblichkeit der schönen Wissenschaften durchdrungen ist, der muß in seiner Brust das Weihebild des Dichters Ennius tragen, wie ein heiliges Götterbild." Wenn auch die Kunstdichter der augusteischen und der Kaiserzeit nach ihrem einseitigen Standpunkte an den Werken des Ennius kein sonderliches Gefallen haben und ohne Rücksicht auf das von ihm thatsächlich Geleistete ihn tadeln wegen seiner relativen Formlosigkeit, so

---

*) Hic est ille situs, cui nemo ciuis neque hostis
Quiuit pro factis reddere opis pretium.

A sole exoriente supra Maeotis paludes
Nemo est qui factis me aequiperare queat.
Si fas endo plagas caelestum ascendere cuiquam est,
Mi soli caeli maxima porta patet.

können sie ihm doch hier und da ihr Lob nicht versagen. So erkennt Ovid sein außerordentliches Talent an,*) und Horaz, der sonst die Bewunderung des altertümlichen Dichters mit den Kritikern seiner Zeit nicht teilt, erkennt (Od. 4, 8, 13 ff.) an, daß Standbilder aus Marmor mit ihrer eingehauenen Schrift die Ruhmesthaten eines Scipio nicht so herrlich und glanzvoll verkünden als die calabrischen Musen (des Ennius). Besonders hoch wurden die Annalen gehalten. Sie waren, hauptsächlich wegen ihres patriotischen Inhalts, den Römern ein Volksbuch geworden, das auch durch die Äneis des Virgil nicht verdrängt wurde; man erklärte sie in den Schulen, bis weit in die Kaiserzeit hinein lasen so genannte Ennianisten sie öffentlich vor, in Rom wie in den Provinzen. Neben den Annalen behaupteten auch die Tragödien des Ennius einen ehrenvollen Platz; sie wurden noch in später Zeit viel gelesen, deklamiert und auf der Bühne geschaut.

---

4. Publius Terentius Afer.
(185 bis 159 v. Chr.)

Terentius starb zehn Jahre nach Ennius, aber nicht, wie dieser, in hohem Greisenalter, sondern als junger Mann von ungefähr 26 Jahren; denn er ward im J. 185 v. Chr. geboren, etwa zu derselben Zeit, wo Plautus starb, den wir gewöhnlich in unsern Gedanken mit Terentius zusammenstellen, da beide für uns die Hauptvertreter des römischen Lustspiels sind.

Auch über das Leben des Terentius fließen uns die Nachrichten des Altertums nur spärlich. Unsere hauptsächliche Quelle ist ein von Donatus, einem Erklärer des Terenz, erhaltener dürftiger Auszug aus Suetons Werk de poetis, eine Zusammenstellung von vielfach mit einander in Widerspruch stehenden Angaben der Grammatiker, denen Donatus noch einige Worte

---

*) Ennius ingenio maximus, arte rudis.

hinzugefügt hat. Eine kleine, aus dem früheren Mittelalter stammende Vita Terentii, welche A. Mai aus einer mailändischen Handschrift entnommen (daher Vita Ambrosiana), ist auch nur ein Excerpt aus Sueton mit einigen willkürlichen Zuthaten ohne Wert.

Terentius war in Karthago geboren, war also, wie die meisten seiner Zunftgenossen dieser älteren Zeit, kein Römer von Geburt. Er kam in früher Jugend nach Rom, wo er Sklave eines sonst unbekannten Senators Terentius Lucanus wurde. Über die näheren Umstände, durch welche er als Sklave nach Rom gekommen, giebt es nur Vermutungen. „Manche glauben," sagt Suetonius, „er sei gefangen worden." Ein Kriegsgefangener aber aus einem der punischen Kriege kann er nicht gewesen sein, da er mit seiner ganzen Lebenszeit zwischen den 2. und 3. punischen Krieg fällt (185—159 v. Chr). Nicht unwahrscheinlich ist die Vermutung Bergks, daß der Knabe bei einem der häufigen Streifzüge der Numidier in das karthagische Gebiet zum Gefangenen gemacht wurde und dann entweder auf dem gewöhnlichen Wege des Handels oder als Geschenk des Masinissa oder eines seiner polischen Agenten als Sklave in das Haus des römischen Senators kam. Dieser Senator Terentius ließ ihm „wegen seiner Geistesgaben und wegen seiner schönen Gestalt die Erziehung eines Freigeborenen zu teil werden und schenkte ihm frühzeitig die Freiheit." So trat denn unser Dichter in das Geschlecht (gens) seines Befreiers ein und erhielt dessen Gentilnamen Terentius. Ob er auch den Vornamen Publius von seinem Patron entlehnt hat, wissen wir nicht, da wir dessen Vornamen nicht kennen; manche vermuten, er habe ihn von irgend einem andern Gönner angenommen, vielleicht von dem jüngeren Publius Scipio Africanus. Den Beinamen Afer (der Afrikaner) hatte Terentius von seinem Geburtslande.

In Rom lebte Terentius nach der Angabe des Sueton mit vielen Vornehmen in freundschaftlichem Verkehr, besonders aber mit Scipio Africanus dem jüngeren und dessen Freund C. Lälius,

dem Weisen, wie er wegen seiner philosophischen Studien hieß, einem Sohn desjenigen Lälius, der ein Freund des älteren Africanus gewesen. Scipio war etwa gleichaltrig mit Terenz, Lälius etwas älter, beide aber waren junge Männer von ausgezeichneter Bildung und standen in der Mitte eines Kreises, der vorzugsweise den feinen Ton und Geschmack der höheren Gesellschaft und die korrekte römische Redeweise vertrat und auf eine durchgreifende Einführung des Hellenismus in die römische Poesie hinarbeitete. Zu diesem Kreise, dem auch die Griechen Polybius und Panätius der Philosoph nahe standen, gehörten unter andern Scipios jüngere Genossen L. Furius Philus und Spurius Mummius, der Bruder des Zerstörers von Korinth, sowie der Satirenschreiber Lucilius. Vielleicht hat Terentius Lucanus, der seinem jungen Freigelassenen eine so schöne Ausbildung hatte zu teil werden lassen, ihm auch den Eintritt in diesen Kreis feingebildeter Männer vermittelt, die ihn wegen seines Talents und seiner Liebenswürdigkeit trotz seiner niederen Stellung bald ihrer Freundschaft würdigten. Mit Scipio und Lälius wenigstens stand Terenz anerkanntermaßen auf vertrautem Fuße, und als nun der frühere Sklave, der geborne Afrikaner, in einem Alter von ungefähr 19 Jahren, mit Komödien hervortrat, welche sich durch Vollendung der Form, feine Urbanität und Korrektheit der Sprache auszeichneten, da konnte leicht der Gedanke entstehen, daß Scipio und Lälius dem Terenz bei seinem Schreiben Hilfe leisteten. Und dies Gerücht hat sich auch in der Folge erhalten.

Bei Sueton lesen wir: „C. Memmius sagt in der Rede, welche er für sich hielt: P. Africanus brachte, die Maske des Terenz borgend, unter dessen Namen auf die Bühne, was er zu seinem Vergnügen zu Hause gedichtet hatte, und Nepos sagt, er habe aus sicherer Quelle erfahren, daß C. Lälius einst auf seiner Villa Puteolanum am 1. März (dem im Schoße der Familie gefeierten Feste der Matronalien, an welchem den Matronen die Gewalt im Hause überlassen war) von seiner Frau erinnert worden sei, zeitiger zu Tische zu kommen, worauf er sie

gebeten habe, ihn nicht zu unterbrechen; spät endlich sei er ins Speisezimmer getreten und habe gesagt, es sei ihm selten beim Schreiben besser geglückt. Dann als man ihn bat, das Geschriebene mitzuteilen, habe er eine Scene aus dem Heautontimorumenos vorgelesen." Cicero scheint die Meinung, daß Lälius die Stücke des Terenz verfaßt habe, nur als leeres Gerücht anzusehen, wenn er in einem Briefe an Atticus (7, 3) schreibt, man glaube dies wegen der feinen Sprache. Terenz selbst hat sich gegen dieses Gerücht, das zuerst seine neidischen Zunftgenossen, zumeist sein älterer Nebenbuhler Luscius Lanuvius, aufgebracht hatten, nur leichthin verteidigt. Er sagt mit Bezug auf Luscius in dem Prolog zum Heautontimorumenos, ein alter bösgewillter Dichter schreie, Terenz habe plötzlich sich der Musenkunst zugewandt, vertrauend dem Geist seiner Freunde, nicht der eignen Kraft, und fügt dann einfach hinzu: „In diesem Punkt wird euer Urteil, euer Spruch entscheiden." In dem Prolog zu den Adelphi, seinem letzten Stück, heißt es:

„Denn was die Feinde verbreiten, Männer von edlem Haus
Die hülfen ihm und dichteten immerfort mit ihm —
Wodurch sie gewaltig ihn zu beleidigen geglaubt —
Das hielt er für sein größtes Lob, da er gefällt
Denen, die euch gefallen und dem ganzen Volk,
Von denen Hilfe jeder schon zur Zeit erfuhr,
Im Krieg, in Muß' und Thätigkeit ohn' Übermut."

Hierzu bemerkt Sueton, Terentius scheine sich etwas leicht verteidigt zu haben, weil er wußte, daß diese Meinung dem Lälius und Scipio nicht unangenehm sei. Übrigens scheinen die zwei letzten der eben angeführten Verse denn doch nicht auf Scipio und Lälius zu passen, da sie um diese Zeit noch zu jung waren, als daß man von ihnen behaupten konnte, sie hätten schon lange in Krieg und Frieden zum Heil ihrer Mitbürger viel gethan. Der Kriegsruhm des jüngeren Scipio beginnt erst mit dem dritten punischen Krieg. Daher sagt denn auch der Litterarhistoriker Santra, wahrscheinlich ein jüngerer Zeitgenosse des

Cicero, bei Sueton, Terentius habe mit diesen Versen nicht Jünglinge bezeichnet, sondern reife Männer, wie etwa einen C. Sulpicius Gallus, einen gelehrten Mann, unter dessen Konsulat (166 v. Chr.) an den megalensischen Spielen das erste Stück des Terenz aufgeführt worden sei, oder Q. Fabius Labeo und M. Popillius, beide Konsularen und Dichter". Mag man mit den betreffenden Versen sich abfinden, wie man will, das steht doch fest, daß schon zu der Zeit, wo Terenz dichtete, Scipio und Lälius für Mitarbeiter desselben galten und daß in späterer Zeit gerade diese beiden vorzugsweise als solche genannt wurden; und diesem Gerüchte mag die Thatsache zu Grund liegen, daß Terenz seine Arbeiten vor der Veröffentlichung im Kreise seiner Freunde vorlas und ihre Bemerkungen und Mitteilungen nach Verdienst berücksichtigte.

Wir besitzen noch die sechs Lustpiele, die Terenz gedichtet hat; sie heißen: Andria (das Mädchen von Andros), Eunuchus, Heautontimorumenos (der Selbstquäler), Phormio, Hecyra (die Stiefmutter), Adelphi (die Brüder). Als er sein erstes Stück, die Andria, in einem Alter von ungefähr 19 Jahren, den Ädilen zur Aufführung an den Megalesien des Jahres 166 anbot, schickten diese ihn zu Cäcilius, der in der Zeit zwischen Plautus und Terenz einer der ersten Komödiendichter war, damit er das Stück prüfe. Cäcilius lag eben zu Tische, als der ärmlich gekleidete Freigelassene eintrat; er ließ ihn sich auf ein Bänkchen neben seinem Speisesopha setzen und die Vorlesung beginnen. Kaum aber hatte Terenz einige Verse gelesen, so lud ihn Cäcilius ein, mit ihm zu speisen, und nach der Mahlzeit hörte er das Stück mit steigender Bewunderung zu Ende. Die Andria wurde aufgeführt und fand Beifall.

Dagegen hatte unser Dichter im nächsten Jahre mit seiner Hecyra entschiedenes Unglück. Da das Stück fast ohne Handlung ist, so sagte es dem Geschmack des römischen Publikums wenig zu. Während der Aufführung „erwartete das Publikum mit Spannung berühmte Faustkämpfer und einen Seiltänzer; das

Zuströmen des sich ihnen anschießenden Gefolges, der Lärm, das Geschrei der Weiber zwangen mich, vor der Zeit die Vorstellung zu schließen." So erzählt in dem Prolog (II.) zu der späteren, dritten Aufführung der Hecyra der Schauspieldirektor L. Ambivius Turpio, der eine Ehre darein gesetzt zu haben scheint, diesem Stück, welches er zuerst auf die Bühne gebracht, trotz des ihm entgegenstehenden Mißgeschicks einen Platz auf dem Repertoir zu erwerben. Zum zweitenmal hatte er im J. 160 bei den Begräbnißfeierlichkeiten des L. Aemilius Paulus, welche dessen Söhne Scipio Aemilianus und Q. Fabius Maximus Aemilianus ausrüsteten, einen Versuch mit demselben Stück gemacht. „Der erste Akt gefällt," sagt Turpio in dem erwähnten Prolog, „aber auf das Gerücht hin, daß Gladiatoren auftreten sollten, entsteht ein Zusammenlauf des Volkes; man tobt, man schreit, man streitet um die Plätze, so daß ich den meinigen nicht behalten konnte." Das Stück war wieder durchgefallen; aber in demselben Jahr, an den im September gefeierten römischen Spielen brachte der beharrliche Turpio das Lustspiel zum drittenmal auf die Bühne, und jetzt endlich ließ das Volk ihm Gnade angedeihn. Wie der alte Turpio, einer der ausgezeichnetsten Schauspieler seiner Zeit, der sich rühmen durfte, durch seine Kunst vielen Stücken die Gunst des römischen Volkes erworben zu haben, hier dem Terenz und seiner Hecyra einen schönen Dienst erwies, so hatte er auch früher dem Cäcilius, der anfangs auf der Bühne wenig Glück hatte, durch hartnäckige Wiederholung seiner Stücke den Weg geebnet und seine Kraft der Bühne erhalten.

Als Terenz im J. 165 zum erstenmal mit seiner Hecyra durchgefallen war, scheint er änglichst und bedenklich geworden zu sein; er lieferte wenigstens für das J. 164 kein neues Stück. Erst im J. 163 trat er mit seinem Heautontimorumenos wieder vor das Publikum, trotz der Intriguen böswilliger Nebenbuhler ohne Mißgeschick. Einen besonderen Erfolg erzielte er im J. 161 durch den Eunuchus, ein trefflich ausgearbeitetes Stück, das zweimal hintereinander aufgeführt und ihm mit dem für die

damalige Zeit sehr hohen Preis von 8000 Sestertien (572 Thr.) bezahlt wurde. Der Eunuch wurde an den megalensischen Spielen (4. April) gegeben, und der Beifall, der ihm ward, veranlaßte vielleicht die Behörden, für die in den September desselben Jahres fallenden römischen Spiele ein zweites Stück bei unserem Dichter zu bestellen, der dann den Phormio lieferte, ein nicht minder gutes Stück. Dieser Erfolg des J. 161 ermutigte wahrscheinlich den Terenz und den Schauspieler Turpio zur erneuerten, aber allerdings wiederum mißglückten Aufführung der Hecyra im J. 160 bei der Begräbnißfeier des Aemilius Paulus, bei welcher auch das letzte und beste Stück des Terentius, die Adelphi, gespielt wurde.

Daß Terenz unter seinen Zunftgenossen Feinde und Neider hatte, das ersieht man aus den Prologen seiner Stücke, die hauptsächlich sich auf seine persönlichen Interessen beziehen und polemischer Natur sind, insofern er sich gegen seine Nebenbuhler verteidigt. Der, welcher ihn am meisten verfolgte, war der schon genannte Komödiendichter Luscius Lavinius. Dieser hatte ihn nicht bloß beschuldigt, daß er sich beim Schreiben von andern helfen lasse, sondern tadelte ihn besonders deshalb, daß er kontaminiere, zwei griechische Komödien gewöhnlich mit einander vermengsele, wogegen Terenz sich mit dem Beispiel seiner Vorgänger, des Nävius, Plautus, Ennius, verteidigt. Als Terenz seinen Eunuch, der aus Menanders Eunuch und Bestandteilen von dessen Kolax zusammengesetzt war, den Ädilen zur Aufführung verkauft hatte, erbat sich Luscius die Erlaubnis, bei dem Probespiel zugegen sein zu dürfen. Als nach dem Erscheinen der Ädilen das Spiel begann, schrie Luscius, ein Dieb, nicht ein Dichter habe das Stück erdacht, doch keinen glücklichen Betrug erdacht; es gäbe von Nävius und von Plautus ein altes Stück Kolax, aus dem habe Terenz die und die Person entlehnt. Terenz erklärt nun in seinem Prolog, daß er bei der Ausarbeitung seines Stückes aus Menanders Kolax die Rolle eines Parasiten und die eines prahlerischen Söldners in dessen Eunuch herübergenommen;

daß aber die Stücke schon lateinisch vorhanden gewesen, hab' er nicht gewußt. „Übrigens wenn dieselben Personen niemand anders brauchen darf,

„Wie darf man ferner schildern eilender Sklaven Lauf?
Wie gute Frauen geben, böse Dirnen wie?
Den hungrigen Schmarotzer, den eitlen Kriegesmann?
Ein Kind einschwärzen, Alte durch Sklaven hintergehn?
Wie lieben, hassen, eifersüchteln? Kurz und gut:
Nicht einen Spruch giebts, der nicht schon gesprochen wär'."

Auch die Mattigkeit der Rede und den niedern Stil tadelte „jener alte Dichter" (womit vielleicht „ein Dichter der alten Schule" bezeichnet wird) an den Stücken des Terenz, „um ihn durch Schmähen vom Schreiben abzuziehn; denn auf andre Weise glaubt er ihn nicht zur Muße zwingen zu können."

Nachdem Terenz die sechs genannten Stücke in Rom zur Aufführung gebracht, reiste er im noch nicht vollendeten 25. Jahre*), am Ende des J. 160 oder im Anfang des folgenden, nach Griechenland, „um," wie Sueton sagt, „der Nachrede aus dem Wege zu gehn, daß er Fremdes für Eigenes ausgegeben, oder um die Sitten und Einrichtungen in Griechenland kennen zu lernen, die er nachher in seinen Komödien zeichnen wollte." Beide Gründe können zugleich bei Terentius vorgelegen haben: er wollte für eine zeitlang dem Parteigetriebe in Rom aus dem Wege gehn und in griechischer Umgebung die Werke der griechischen Komiker, besonders des Menander, studieren und bearbeiten. Als er nach einer Abwesenheit von etwa einem Jahr nach Rom zurückkehren wollte, starb er — also in einem Alter von ungefähr 26 Jahren. Nach der Angabe des Q. Cosconius, eines älteren Zeitgenossen des Cicero, kam er im Meere um, als er „mit übersetzten Komödien des Menander"**) auf der Rückfahrt begriffen

*) Diese Zahl 25 (nicht 35) ist nach der besten Handschrift der Vita des Sueton die richtige.

**) Früher las man in der suetonischen Vita: cum CVIII fabulis conversis a Menandro, „mit 108 übersetzten Komödien des Menan-

war. Andre berichten, er habe sein vorausgeschicktes Gepäck und seine neu gearbeiteten Stücke durch einen Schiffbruch verloren und sei aus Schmerz über den Verlust in eine heftige Krankheit verfallen, die ihn dahinraffte. Man sagte, er sei zu Stymphalos in Arkadien gestorben, oder auf der Insel Leukadia.

Nach Sueton soll Terenz von mittlerer Statur gewesen sein, von schmächtigem Körperbau und bräunlicher Farbe. Ein kleines Bild des Dichters findet sich in einer vatikanischen Handschrift aus dem 9. Jahrhundert und auf einem alten Medaillon zu Gotha; eine Büste desselben mit einer komischen Maske an der rechten Schulter, gefunden im J. 1826, ist im kapitolinischen Museum. „Er hinterließ eine Tochter, welche später einen römischen Ritter heiratete; ferner einige Gärtchen von 20 Morgen an der appischen Landstraße, bei dem Heiligtum des Mars." Er war also nicht besitzlos, so daß die folgenden Worte des Porcius Licinus (s. S. 8), der überhaupt ein Vergnügen daran gehabt zu haben scheint, Skandalgeschichten zu sammeln, wenig Glauben verdienen:

„Während er der Großen Scherze hascht und ihr geschminktes Lob,
Während er des Africanus Götterstimme gierig trinkt,
Schön zu speisen ihm bei Philus dünket und bei Lälius,
Sich geliebt von ihnen wähnet, aufs Albanum oft entführt,
Um der Jugend Blüte — ward er in die höchste Not gestürzt.
Ging darum aus aller Menschen Augen weg nach Griechenland,
Starb in Stymphalus in Arkadien. Nichts hat also ihm genützt
Publius Scipio; gar nichts nützt' ihm Lälius, nichts Furius,
Welche Edle drei zu gleicher Zeit ihn leicht handhabeten.
Hatte nicht einmal durch ihre Sorge ein gemietet Haus,
Als wohin der Sklave konnte melden seines Herren Tod."

Zwischen Terenz und Plautus besteht ein großer Unterschied. Plautus war der Komiker des gewöhnlichen römischen Bürgerstandes, Terenz dagegen schrieb für die vornehme römische

---

der", was ein Unsinn ist. Ritschl hat die Stelle berichtigt durch Streichung der Zahl CUIII, welche durch Dittographie aus CUM entstanden war.

Gesellschaft, der er selbst nahe stand, für den Geschmack fein gebildeter Kenner, welche, das bisher übliche volksmäßige Lustspiel verachtend, eine durchaus kunstgerechte Poesie und eine möglichst vollkommene Übertragung der hellenischen Originale in das römische verlangten. Wie Plautus, Nävius u. a. nahm er seine Stoffe aus der neuen attischen Komödie; aber während Plautus seine Originale in freierer Bearbeitung umdichtete und in das griechische Leben mannigfach römische Lokaltöne eintrug, ist Terenz ein sorgfältiger, treuer Übersetzer seiner griechischen Muster, die er so rein als möglich auf die Bühne zu bringen sucht. Er rühmt sich selbst des wörtlichen Anschlusses an seine Originale, wobei allerdings nicht an eine wörtliche Übersetzung zu denken ist, und hält grundsätzlich und mit Absicht jede Anspielung auf römische Verhältnisse fern; selbst lateinische Titel hat er vermieden. Schon in der Wahl der Originale weicht er von Plautus ab; während dieser seine Stoffe aus dem ganzen Kreis der neuen attischen Komödie nimmt, hält sich Terenz fast ausschließlich an Menander, den feinsten und zierlichsten unter allen Dichtern dieser Gattung. Die Kontamination wendete Terenz häufig an, um dadurch die Handlung seiner Stücke mannigfaltiger und lebendiger zu machen. Er verfuhr dabei so, daß er irgend ein griechisches Stück zu Grunde legte und dann nicht, wie Plautus das wohl that, durch eigene Zuthaten seine Komödie lustiger machte, sondern aus einem zweiten griechischen Stück einzelne Scenen dem ersten einfügte, so daß auch die Intrigue dieses zweiten Dramas zu der ersten hinzukam, und diese beiderseitigen Teile wußte er mit Sorgfalt und studiertem Fleiße so geschickt mit einander zu verschmelzen und zu einem kunstgerechten Ganzen abzurunden, daß er in dieser Hinsicht seine Vorgänger weit übertraf. Plautus z. B. hat in der Regel auf die Komposition seiner Dramen wenig Sorgfalt verwendet, er begnügte sich, mit launiger Erfindungsgabe überraschende, drastische Scenen voll derber Komik, oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, herbeizuführen, um seinen Zuschauern ein augenblickliches Vergnügen zu schaffen.

Gewöhnlich ruht bei ihm die Intrigue auf einem einzelnen schlauen Kopfe, der alles beherrscht, während sie bei Terenz von der Gesamtheit der Personen getragen und in fein berechneter Verschlingung durchgeführt wird, ohne Überraschung, ohne die Frische und Lustigkeit des Plautus. Terenz ist ein reflektierender Dichter, der nüchtern und verstandesmäßig die Handlung in ruhigem, oft mattem Gange dahin gehen läßt. Die komische Kraft und der sprudelnde Witz des Plautus fehlen ihm durchaus, so daß seine Stücke unserem gewöhnlichen Schauspiel näher stehen als dem Lustspiel; es fehlt ihm die Gabe der Erfindung, und gerade das Gefühl dieses Mangels an schöpferischer Kraft scheint ihn bestimmt zn haben, weniger aus sich selbst zu schöpfen, als das anerkannt Schöne bei andern zu suchen und dies korrekt und mit Eleganz zu verarbeiten. Seine Stücke sind durchgehends ebenmäßig, glatt und geschmackvoll, ausgezeichnet durch eine sorgfältige und konsequente Charakterzeichnung, die wir bei Plautus öfter vermissen; er vermeidet in Situationen und Personen das Gemeine und Rohe, alles was unschicklich und unsittlich ist. Er ist bemüht, wie er selber sagt, den Guten zu gefallen. Sein höchster Stolz aber ist die Reinheit und Eleganz seiner Sprache; „ihrem unnachahmlichen Reiz vor allem verdankte er es, daß die feinsten Kunstkenner der Folgezeit, wie Cicero, Cäsar, Quintilian, unter allen römischen Dichtern der republikanischen Zeit ihm den Preis zuerkannten" (Mommsen). Cicero sagte in einer verloren gegangenen Sammlung vermischter Gedichte „Limon" (*Λειμών*, blumenreiche Au):

„Du auch, der du allein, o Terenz, in gewähletem Ausdruck
Übertragen und treu in lateinischer Sprache Menander
Nachgebildet uns beutst mit wenig erregten Affekten,
Feiner und zierlicher Rede, gemischt mit allem, was lieblich."

Die Worte Cäsars heißen:

„Du auch, halbierter Menander, auch du wirst unter die Besten
Immer gezählt, und mit Recht, als Pfleger des richtigen Ausdrucks.
Wär' doch in deinen Gedichten noch Kraft zur Milde gesellet,

Daß du in komischer Wirkung den Griechen an Ehre und Ansehn
Gleichkämst und hierin nicht ständest in solcher Mißachtung.
Daß dies eine dir fehlt, o Terenz, das kränket und schmerzt mich."

Cäsar nennt den Terenz einen halbierten Menander (dimidiatus Menander), insofern er diesem rücksichtlich seiner Charakterzeichnung und sprachlichen Darstellung gleichkommt, aber der komischen Kraft (vis et virtus comica) des Menander entbehre. Dieser Mangel an kräftiger Komik wird auch von Cicero durch die Worte „mit wenig erregten Affekten" (sedatis motibus) bezeichnet, und damit stimmt Quintilian (10, 1, 99) überein, wenn er sagt: „Die Schriften des Terenz sind in der komischen Gattung das durch Feinheit ausgezeichnetste und würden noch mehr gefallen, wenn der Dichter sich auf Trimeter beschränkt hätte". Die Trimeter sind das Metrum des ruhigen, gehaltenen Dialogs, worin eben Terenz vorzüglich war; die anderen, bewegteren Metra wurden angewendet in aufgeregteren Scenen, in denen die Macht der Leidenschaft und der Wechsel der Gemütsstimmungen sich geltend machten. Und dieser höhere Schwung der Begeisterung und der Leidenschaft ging dem Terentius ab.

Das erste Stück, welches Terenz auf die Bühne brachte, die Andria, ist die Umdichtung einer gleichnamigen Komödie des Menander, in welche einige Scenen aus der Perinthia desselben Dichters verarbeitet sind. Pamphilus, der Sohn des athenischen Bürgers Simo, soll die Tochter des reichen Chremes heiraten. Chremes hat sie mit einer großen Mitgift selbst dem Simo für seinen Sohn angeboten, weil dieser sich den Ruf eines sittsamen, wackeren Mannes erworben hat. Auf heute, den Tag, an dem das Stück spielt, war die Hochzeit angesetzt. Aber einige Tage vorher wurde bei dem Begräbnis einer Hetäre aus Andros (Chrysis) offenbar, daß Pamphilus eine Fremde, ein Mädchen aus Andros, das sich im Hause der Chrysis befand, liebte und mit ihr so gut wie vermählt war. Deshalb hatte Chremes sein Wort wegen der Verlobung zurückgenommen. Der alte Simo aber setzte in seinem Ärger zum Schein die Vorbereitungen zu

der Hochzeit fort, um den Sohn, wenn er sich offen erkläre und der in Aussicht gestellten Hochzeit widersetze, Vorwürfe machen zu können und ihn durch Schelten und durch Geltendmachung der väterlichen Autorität dahin zu bringen, daß er doch heirate; denn den gutmütigen Chremes hofft er doch noch zu erbitten, daß er die Tochter giebt. Diese dem Drama zu Grunde liegenden Verhältnisse werden im ersten Akte von Simo mitgeteilt in einer Darlegung, welche von Cicero als Muster einer fesselnden und anschaulichen Erzählung gerühmt wird. Simo kommt eben mit seiner Dienerschaft vom Markte, wo er Einkäufe für die Hochzeit gemacht hat. Während die Andern ins Haus gehen, hält er den alten, treuen Sklaven Sosia, dem er sein ganzes Vertrauen schenkt, zurück, um ihm zu sagen, daß gar kein Hochzeitsfest im Werke sei, daß alles nur zum Schein geschehe. Sosia fragt erstaunt nach dem Grund dieser Verstellung, worauf ihm denn Simo alles von Anfang an erzählt, damit er, wenn er des Sohnes Leben und seinen eigenen Plan erfahren, ihm Beistand leisten könne:

„Seit jener austrat aus den Epheben — denn wie war
Vorher zu wissen und zu kennen sein Gemüt,
Wo Jahre, Furcht, wo Erzieher hinderten? —

Sosia. So ists.

Simo. (fortfahrend.) That jener, was doch fast die meisten Jungen thun,
Daß sie ihr Herz an etwas hängen, Pferde sich
Zu ziehn, oder Hunde zur Jagd, oder an Philosophie —
Von allem dem trieb jener nichts mit Leidenschaft
Vor andrem, und alles dieses mittelmäßig doch.
Das freute mich.

Nam is postquam excessit ex ephebis — nam antea
Qui scire posses aut ingenium noscere,
Dum eum aetas, metus, magister cohibebat?

Sos. Ita est.

Sim. Quod plerique omnes faciunt adulescentuli,
Ut animum ad aliquod studium adiungant, aut equos
Alere aut canes ad venandum, aut ad philosophos,
Horum ille nihil egregie praeter cetera
Studebat, et tamen omnia haec mediocriter.
Gaudebam.

Sos.	(einfallend.) Und mir scheints mit Recht; denn mich bedünkt,
	Gar nützlich sei's im Leben: nie etwas zu viel.
Simo.	So lebt' er, schickt' in alle leicht und duldsam sich.
	Mit wem er zusammen war, dem auch ergab er sich,
	Fügt' sich nach seinen Wünschen, war zuwider keinem je.
	Nie zog er ihnen sich vor. So erwirbt man Lob
	Am leichtesten ohne Neider und schafft Freunde sich.
Sos.	Da hat er's klug gemacht; denn heut zu Tag erschafft
	Nachgeben Freunde, Wahrheit aber nichts als Haß.
Simo.	Indessen ist ein Weib, nun sinds drei Jahre wohl,
	Aus Andros hergezogen, hier in unsre Näh,
	Durch Mangel und der Angehörigen Läßigkeit
	Gedrängt, in blühender Jugend, von herrlicher Gestalt.
Sos.	Ich fürchte, die aus Andros bringt ein Mißgeschick.
Simo.	Erst führte sie ein Leben ehrbar, sparsam und
	Selbst strenge: Woll' und Webstuhl gab ihr Unterhalt.
	Doch als Verliebte kamen, Geld geboten ward
	Von ein' und anderm (wie ja aller Menschen Herz
	Gar leicht von Arbeit zum Vergnügen überneigt),
	So nahm sie die Partie an: dann ward's ein Erwerb.

Sos.	Non iniuria; nam id arbitror
	Adprime in vita esse utile: ut ne quid nimis.
Sim.	Sic vita erat: facile omnes perferre ac pati;
	Cum quibus erat cunque una, eis sese dedere,
	Eorum obsequi studiis; advorsus nemini,
	Nunquam praeponens se illis, ita ut facillume
	Sine invidia laudem invenias et amicos pares.
Sos.	Sapienter vitam instituit; namque hoc tempore
	Obsequium amicos, veritas odium parit.
Sim.	Interea mulier quaedam abhinc triennium
	Ex Andro commigravit huc viciniae,
	Inopia et cognatorum negligentia
	Coacta, egregia forma atque aetate integra.
Sos.	Ei, vereor, ne quid Andria adportet mali.
Sim.	Primum haec pudice vitam parce ac duriter
	Agebat, lana ac tela victum quaeritans.
	Sed postquam amans accessit, pretium pollicens,
	Unus et item alter; ita ut ingenium est omnium
	Hominum ab labore proclive ad lubidinem,
	Accepit conditionem, dein quaestum occipit.

Und die sie liebten, nahmen einmal meinen Sohn
Zufällig mit hin, um daselbst ihr Gast zu sein.
Da dacht' ich auf der Stelle: „Sicher ist er weg,
Weg." Morgens geb' ich auf der Freunde Sklaven acht,
Die kamen oder gingen, fragte: „Höre, Bursch,
Sag', bitte, wer hatte Chrysis gestern? — denn so hieß
Das Weib aus Andros.

Sos. Verstehe.

Simo. „Phädrus, Clinia,
Oder auch Niceratus", hieß es; denn die liebten da
Zugleich sie. — He, aber Pamphilus? Wie? — „Seinen Teil
Gab er und aß." — Das freute mich. Frug den andern Tag
Dasselbe; nichts, erfahr' ich, fechte Pamphilus
Nur irgend an. Da dacht' ich denn, er sei genug
Geprüft, ein großes Muster von Enthaltsamkeit.
Denn wer mit Menschen deß Gelichters zusammentrifft,
Und sein Gemüt wird hierzu nicht gereizt, der kann,
Das glaub' mir, selbst schon zügeln seines Lebens Lauf.
Nicht mir allein gefiel dies, alle wünschten mir
Einstimmig Glück dazu und rühmten mein Geschick,

Qui tum illam amabant, forte, ita ut fit, filium
Perduxere illuc, secum ut una esset, meum.
Ego continuo mecum: Certe, captus est;
Habet. Observabam mane illorum servolos
Venientis aut abeuntis; rogitabam: Heus, puer,
Dic sodes, quis heri Chrysidem habuit? — Nam Andriae
Illi id erat nomen.

Sos. Teneo.

Sim. Phaedrum aut Cliniam
Dicebant aut Niceratum; nam hi tres tum simul
Amabant. — Eho, quid Pamphilus? — Quid? symbolam
Dedit, cenavit. — Gaudebam. Item alio die
Quaerebam. Comperiebam nihil ad Pamphilum
Quicquam adtinere. Enimvero spectatum satis
Putabam et magnum exemplum continentiae.
Nam qui cum ingeniis conflictatur eiusmodi,
Neque commovetur animus in ea re tamen,
Scias posse iam habere ipsum suae vitae modum.
Cum id mihi placebat, tum uno ore omnes omnia
Bona dicere et laudare fortunas meas,

Daß mir ein Sohn geworden so charakterfest.
Wozu der Worte? Trieb doch, denk' dir, dieser Ruf
Chremes zu kommen und die einzige Tochter mir
Mit großer Mitgift anzutragen für den Sohn.
Mir gefiel's, ich verlobte sie, und heut sollt' Hochzeit sein.

Sos. Was also hindert, sie zu freien?

Simo. Höre zu.
Nur wenige Tage später, als dies abgemacht,
Starb Chrysis, unsre Nachbarin —

Sos. (ihn unterbrechend.) O ganz allerliebst!
Gottlob — die machte mir bange.

Simo. (ohne sich stören zu lassen.) Da nun war mein Sohn,
Gesellt zu Chrysis' Freunden, oft in jenem Haus,
Besorgte mit die Leiche; traurig während deß
Ließ oft er Thränen fallen. Dies gefiel mir nun.
Ich dachte so: Um einen kurzen Umgang nur
Nimmt er zartfühlend sich zu Herzen ihren Tod.
Hätt' er geliebt? Wie? mir, dem Vater, was wird er thun?
Ich glaubte, der ganze Anteil sei nur ein Beweis
Von seiner Güte, Sanftmut. Doch was zögr' ich lang?

Qui gnatum haberem tali ingenio praeditum.
Quid verbis opus est? Hac fama impulsus Chremes
Ultro ad me venit, unicam gnatam suam
Cum dote summa filio uxorem ut daret.
Placuit, despondi. Hic nuptiis dictus dies.

Sos. Quid igitur obstat, cur non fiant?

Sim. Audies.
Fere in diebus paucis, quibus haec acta sunt,
Chrysis vicina haec moritur.

Sos. O factum bene!
Beasti; ei metui a Chryside.

Sim. Ibi tum filius
Cum illis, qui amarant Chrysidem, una aderat frequens;
Curabat una funus. Tristis interim;
Nonnunquam collacrumabat. Placuit tum id mihi.
Sic cogitabam: Hic parvae consuetudinis
Causa huius mortem tam fert familiariter:
Quid si ipse amasset? quid hic mihi faciet patri?
Haec ego putabam esse omnia humani ingeni
Mansuetique animi officia. Quid multis moror?

Ich selber ging darum zum Leichenzuge mit,
Nichts Böses noch vermutend.

Sos. (gespannt.) Nun was ist's?

Sogleich.

Simo. Der Zug beginnt. Indessen seh' ich bei den Fraun,
Die da waren, ein ganz junges Mädchen von ungefähr,
Von welcher Gestalt —!

Sos. Wohl hübsch?

Simo. Ihr Antlitz, Sosia,
So unschuldsvoll — so allerliebst — nichts Schönres giebts!
Weil sie mehr als die andern da zu jammern schien,
Und weil sie von Gestalt auch vor den übrigen
Ansehnlich, edel war, so trat ich zum Gefolg
Und frug, wer sie sei. Der Chrysis Schwester, sagten die.
Das fiel mir gleich aufs Herz: „Haha, so? Das ist es!
Daher die Thränen. Das ist jenes Schmerzes Grund!"

Sos. Wie fürcht' ich, wo du hinauswillst!

Simo. Vorschritt während deß
Die Leiche; — wir folgen; — kommen bei dem Grabe an,
Man legt sie auf die Flamme. Die Klag' erschallt: da trat

Egomet quoque eius causa in funus prodeo,
Nihil suspicans etiam mali.

Sos. Hem, quid id est?

Sim. Scies.
Ecfertur. Imus. Interea inter mulieres,
Quae ibi aderant, forte unam adspicio adulescentulam,
Forma —

Sos. Bona fortasse.

Sim. Et voltu, Sosia,
Adeo modesto, adeo venusto, ut nil supra.
Quae cum mihi lamentari praeter ceteras
Visa est, et quia erat forma praeter ceteras
Honesta ac liberali, accedo ad pedisequas,
Quae sit, rogo. Sororem esse aiunt Chrysidis.
Percussit ilico animum. Attat hoc illud est;
Hinc illae lacrumae, haec illast misericordia.

Sos. Quam timeo, quorsum evadas.

Sim. Funus interim
Procedit. Sequimur. Ad sepulcrum venimus.
In ignem impositast. Fletur. Interea haec soror,

Zu nah dem Feuer jene Schwester unbedacht
Mit genug Gefahr. Da gab denn Pamphilus außer sich
Der Liebe gut verhehlt Geheimnis plötzlich kund.
Er eilet, schlingt die Arme um des Mädchens Leib.
„Glycerium", ruft er, „was ist das? was suchst du den Tod?"
Sie — so daß leicht man konnte vertraute Liebe sehn —
Warf weinend sich zurück recht traulich an seine Brust.

Sos. Was du sagst!

Simo. Erzürnet geh' ich und verdrießlich heim.
Und doch war nicht Grund genug zum Zanken. Wenn er sprach:
„Was that ich? Was verbrach ich? War es ein Vergehn,
Sie zu verhindern, daß sie nicht ins Feuer sprang,
Sie zu retten?" so ists ein triftig Wort.

Sos. Ganz richtig ja!
Denn tadelst den du, der ein Leben rettete,
Was willst du dem thun, welcher Schaden, Unglück schafft?

Simo. Am Morgen drauf kommt schreiend Chremes mir ins Haus:
„Verdammter Streich! Ich weiß es, Pamphilus hält sich
Die Fremde dort als Frau." Mit Eifer leugne ich,
Daß dies so sei; doch er besteht darauf; kurz, zuletzt

Quam dixi, ad flammam accessit imprudentius,
Satis cum periclo. Ibi tum exanimatus Pamphilus
Bene dissimulatum amorem et celatum indicat.
Adcurrit; mediam mulierem complectitur:
Mea Glycerium, inquit, quid agis? cur te is perditum?
Tum illa, ut consuetum facile amorem cerneres,
Reiecit se in eum flens quam familiariter.

Sos. Quid ais?

Sim. Redeo inde iratus atque aegre ferens.
Nec satis ad obiurgandum causa. Diceret:
Quid feci? Quid commerui aut peccavi, pater?
Quae sese in ignem iniicere voluit, prohibui,
Servavi. Honesta oratio est.

Sos. Recte putas.
Nam si illum obiurges, vitae qui auxilium tulit,
Quid facias illi, qui dederit damnum aut malum?

Sim. Venit Chremes postridie ad me clamitans:
Indignum facinus: comperisse, Pamphilum
Pro uxore habere hanc peregrinam. Ego illud sedulo
Negare factum. Ille instat factum. Denique

Trenn' ich mich so von ihm, daß er erklärt, sein Kind
Ihm nicht zu geben.

Sos. Hast du nicht den Sohn — —?

Simo. Auch dies
Giebt nicht genügend Grund zum Zanken.

Sos. Ei wie so?

Simo. „Du selbst hast hierin, Vater, mir ein Ziel gesetzt;
Bald muß ich fügen mich der fremden Sinnesart:
Jetzt laß indes mich leben nach dem eignen Sinn."

Sos. Wo bleibt dir denn zum Zanken noch Gelegenheit?

Simo. Wenn um der Liebschaft willen die Heirat er verschmäht.
Die Unbill erst, begeht er sie, ist strafenswert."

Nach dieser Exposition des ersten Aktes verschlingt sich dann die Intrigue so, daß der schlaue, dem Pamphilus ganz ergebene Sklave Davus in Erfahrung bringt, die Hochzeit sei nur fingiert, und den Pamphilus bestimmt, sich scheinbar dem Willen des Vaters zu fügen, Simo aber dem Chremes die Tochter aufs neue abschwatzt, und so alles in die höchste Verwirrung gebracht ist. Da bringt Davus seinem verzweifelnden Herrn Rettung in der Not; er läßt das Knäblein, welches das Mädchen aus Andros eben dem Pamphilus geboren, unter den Augen des Chremes vor die Thür des Simo legen. Chremes giebt natürlich die Hochzeit wieder auf. Es offenbart sich aber bald, daß jenes Mädchen von Andros eine geborene Athenerin ist, und zwar eine früher verloren gegangene Tochter des Chremes. Dieser willigt jetzt

---

Ita tum discedo ab illo, ut qui se filiam
Neget daturum.

Sos. Non tu ibi gnatum —?

Sim. Ne haec quidem
Satis vehemens causa ad obiurgandum.

Sos. Qui cedo?

Sim. „Tute ipse his rebus finem praescripsisti, pater.
Prope adest, quom alieno more vivendumst mihi;
Sine nunc meo me vivere interea modo."

Sos. Qui igitur relictus est obiurgandi locus?

Sim. Si propter amorem uxorem nolit ducere,
Ea primum ab illo animadvertenda iniuriast.

gern in die Vermählung des Pamphilus mit seiner wiedergefundenen Tochter, und auch einem andern athenischen Jüngling, welcher die dem Pamphilus früher bestimmte Tochter leidenschaftlich liebte, wird geholfen; das Stück endet mit einer Doppelhochzeit.

Der mit so großem Beifall aufgenommene Eunuchus ist ein mit vieler Kunst aus Menanders Eunuch und Zuthaten aus dessen Kolax (Schmeichler) zusammengesetztes Stück. „Aus einer im Anfang schlichten Intrigue entwickelt sich in natürlichster Folge die reichste, mannigfaltigste Handlung, die heiterste, kühnste Verwirrung, die sich in eben so leichter, natürlicher Weise löst." Der junge Phädria liebte eine ziemlich edel gehaltene Hetäre Thais und erfreute sich wahrer Gegenliebe; jetzt aber hält sie ihn von sich fern, und als sie ihn dann zu sich bescheidet, erzählt sie ihm, daß ihrer Mutter, die in Rhodos wohnte, einst von einem Kaufmann ein kleines Kind aus Attika geschenkt worden sei, das Seeräuber zu Sunium geraubt und ihm verkauft hätten. Die Mutter erzog das Kind (Pamphila) aufs beste, und die Leute hielten es für der Thais Schwester. Thais ging mittlerweile mit einem Kriegsmann Thraso, der sich in sie verliebt, nach Athen und lernte hier, nachdem Thraso sich nach Karien begeben, den Phädria kennen; Pamphila aber wurde, nachdem ihre Pflegemutter gestorben, von dem geizigen Bruder der Thais verkauft, und zwar an den zufällig anwesenden Thraso. Der wollte jetzt das schöne Mädchen, ohne ihr Verhältnis zu Thais zu kennen, dieser zum Geschenke geben. Thais hofft das ihr so teure Mädchen ihren Verwandten in Athen, denen sie schon auf der Spur ist, zurückstellen zu können und dadurch sich in der Stadt schützende Freunde zu erwerben. Da aber der Kriegsmann merkt, daß Thais mit Phädria Umgang hat, so sucht er Grund, sein Geschenk zu verweigern. Deshalb bittet sie den Phädria, daß er wegen des Kriegsmanns nur auf zwei Tage ihr entsage, bis sie im Besitz der Pamphila sei. Dann soll der Kriegsmann, ein dummer, eitler Tölpel, wieder fortgejagt

werden. Der schwache Liebhaber überwindet endlich seine Eifersucht und will auf zwei Tage aufs Land gehen, ja er verspricht sogar, der Geliebten eine Äthiopierin und einen Eunuchen, die er gestern für sie gekauft, durch seinen Sklaven Parmeno ihr als Geschenk ins Haus zu schicken.

Parmeno sieht die jugendlich schöne Pamphila in das Haus der Thais führen und ärgert sich, daß das alte schwarze Weib und der abgelebte häßliche Eunuch, die er der Thais überbringen soll, gar sehr hinter jenem Geschenk des Thraso zurückstehen werden; dazu muß er sich auch noch von dem Überbringer des Mädchens, Gnatho, dem Parasiten des Thraso, den Hohn gefallen lassen, daß sein Herr von dem Kriegsmann ausgestochen werde. Während er noch so im Ärger vor dem Hause der Thais dasteht, kommt eilenden Fußes Phädrias jüngerer Bruder Chärea daher; er hat die schöne Pamphila im Piräus gesehen, ist ihr voll heißer Liebe nachgegangen, hat sie aus dem Gesicht verloren und hört jetzt, daß sie im Hause der Thais ist. Wie zu ihr kommen? Der in seiner Eitelkeit verletzte Parmeno, der zugleich auch Mitleid mit der Leidenschaft des Jünglings hat, kommt auf den Gedanken, den Chärea für den Eunuchen auszugeben und in den Kleidern des wahren Eunuchen in das Haus der Thais zu bringen. Das geschieht. Dem jungen Eunuchen wird Pamphila in besondere Obhut gegeben; aber der Schändliche bewältigt die Arme und bringt dadurch alles in größten Aufruhr und Verwirrung; er hat der Thais ihren ganzen Plan in betreff des Mädchens, dessen Bruder in Athen jetzt fest ermittelt ist, verrückt. Doch der Taugenichts kann auch liebenswürdig sein; durch das Bekenntnis seiner Schuld, durch seine Erklärung, daß er das Mädchen, eine athenische Bürgerin, zu heiraten wünsche, und durch Schmeicheleien, denen Frauen so leicht zugänglich sind, weiß er Thais für sich zu gewinnen, so daß diese ihm die Hand der Pamphila bei ihrem Bruder Chremes erwirkt. Es fehlt nur noch für Chärea der Segen des Vaters (Laches), den der Dichter auf eine geistreich überraschende Weise herbeiführt. Der schlaue

Parmeno hatte sich durch seine Einschmuggelung des Chärea in das Haus der Thais den Zorn der alten Dienerin zugezogen. Um sich zu rächen, bindet sie ihm auf, Chärea solle eben drinnen im Hause der Thais, in das er zur Verlobung hineingegangen, in grausamster Weise als Ehebrecher bestraft werden. In seinem Schreck weiß sich Parmeno nicht anders zu helfen, als daß er schleunigst dem Vater Laches das drohende Unglück meldet, und dieser stürzt nun in größter Angst in das Haus, um dort heiter enttäuscht zu werden; Parmeno aber muß sich den Spott der alten Dienerin gefallen lassen. Thais hat sich dem Laches so empfohlen, daß er sie in Schutz und Obhut nimmt und ihr, als der Geliebten seines Sohnes Phädria, für die Zukunft eine sorgenlose Existenz verschafft. Auch der Kriegsmann mit seinem Parasiten wird nicht ganz verstoßen; der Tölpel darf bisweilen kommen, sein Geld zu Gastereien und Lustbarkeiten hergeben und sich hänseln lassen.

Wir wollen aus diesem Stück ein Gespräch des prahlerischen Kriegsmannes mit seinem Parasiten, das der oben (S. 56 ff.) aus dem Miles gloriosus des Plautus aufgeführten Scene ähnlich ist, hier mitteilen, damit man den Unterschied des plautinischen und terenzischen Witzes erkenne. Der Parasit Gnatho hat eben die Pamphila der Thais als Geschenk überbracht, und Thraso fragt:

„Nicht war, es sagte mir Thais großen Dank?

Gn. Er ist
Unendlich!

Thr. Wirklich? Freut es sie?

Gn. Nicht das Geschenk
So, als daß Du es gabst; darüber triumphiert
Sie wahrlich.

Thr. Ja gewiß, mir ists
Verliehn, daß alles, was ich thu', mir Dank erwirbt.

Gn. Bei Gott, ich hab's bemerkt.

Thr. Der König selbst hat mir,
Was ich gethan, stets hoch gedankt; nie andern so.

Gn. Ruhm, den ein andrer durch gewalt'ge Müh' erwirbt,
Trägt oft auf sich durch Worte, wer mit Witz begabt,
Wie du.

Thr. Ganz recht!
Gn. So warst du des Königs —
Thr. Ei gewiß!
Gn. Augapfel.
Thr. Recht! Er vertraute mir das ganze Heer —
Die Pläne.
Gn. (mit großer Verwundrung.) Wunderbar!
Thr. Wenn er der Menschen satt
War, oder Arbeit ihm etwa entleidet war,
Oder wollt' er einmal ausruhn, gleich als . . . du weißt . . .
Gn. Ich weiß,
Als wollt' er jenes Elend von sich spein.
Thr. Du hast's . . .
Dann nahm er mich allein mit sich zu Tische.
Gn. Hm!
Wie fein der König wählt!
Thr. So ist er nun einmal
Ein Mann für wenige.
Gn. (zur Seite.) Nein, für niemand, dächt' ich, wenn
Mit dir er umgeht.
Thr. Alle waren voller Neid
Und bissen heimlich: mich bekümmert's keinen Deut.
Sie waren jämmerlich neidisch, einer aber doch
Zumeist, der Oberst von den Elephanten war.
Der ward mir gar zu lästig. Da sprach ich: hör', Strato,
Bist du so wild, weil du die Bestien kommandierst?
Gn. Gar fein, bei Gott! und äußerst klug. Ei, ei!
Der war zerschmettert! Was sagt' er?
Thr. Er verstummte gleich.
Gn. Wie konnt' er anders?
Thr. Wie war das doch, Gnatho?
Wo ich den Rhodier bei dem Gastmahl hab' gepackt?
Sagt' ich's dir niemals?
Gn. Niemals; doch ich bitt', erzähl's.
(leiser.) Ich hört's schon tausendmal.
Thr. Beim Gastmahl war zugleich
Der, den ich meine, so ein rhodisch Jüngelchen.
Ich hatt' ein Mädchen. Mit ihr beginnt zu tändeln der
Und spottet meiner. „Was, Schamloser?" sprach ich, „du
Bist selbst ein Has, und suchst den Braten?"
Gn. Ha, ha!
Thr. Was meinst du?

Gn. Wie witzig! köstlich! fein! Ganz einzig ist's.
War dieses Wort, ich bitte, von dir? Ich hielt's für alt.
Thr. Hast du's denn schon gehört?
Gn. Oft! und mit den ersten zählt's.
Thr. 'S ist mein!
Gn. Nur Schade, daß der Stich 'nen armen, freien Jüngling trifft.
Doch was sagt' er?
Thr. Vernichtet war
Er. Alle wollten vor Lachen bersten, und zuletzt
War ich der Schrecken aller.
Gn. Und mit vollem Recht."

Die Adelphoe oder die Brüder, kontaminiert aus Menanders Adelphen und einer Komödie des Diphilus, sind wohl das gelungenste Stück des Terenz. Es ist ein Tendenzstück, in welchem zwei verschiedene Weltanschauungen namentlich in Bezug auf Erziehung zur Darstellung kommen, die der einfachen, strengen, wenn auch beschränkten altgriechischen und altrömischen Zeit gegenüber dem freieren, milderen Geiste des menandrischen Zeitalters, der auch in das damalige Rom einzuziehen begonen hatte. Von zwei Brüdern vertritt der ältere, Demea, die Ansichten der strengen alten Zeit, Micio die humane Nachsicht und Milde der Neuzeit. Demea hat zwei Söhne, von denen er den einen (Ctesipho) selbst nach seinen Grundsätzen erzieht; den andern (Äschinus) hat sein unverheirateter Bruder Micio adoptiert und zur Erziehung übernommen. Der letztere spricht im Anfang des Stücks seine Grundsätze aus:

„Heute Nacht kam Äschinus vom Mahl nicht heim,
Noch einer der Sklaven, die man entgegen ihm gesandt.
Traun, richtig sagt man: gehst du einmal aus wohin,
Verweilst du irgendwo, ist's besser, das trifft ein,
Was gegen dich die Gattin sagt, was sie bei sich
Unwillig denkt, als was ein Vater liebend ahnt.
Die Gattin, wenn du ausbleibst, meint, daß Liebelei
Du treibst, geliebt wirst, oder trinkst, behaglich lebst;
Daß du, indes es schlimm ihr geht, dir gütlich thust.
Doch ich, was denk' ich, da mein Sohn nicht heimgekehrt?
Wie manches ängstigt mich! Daß er sich erkältet hat,
Oder daß er wo gefallen, oder sich ein Glied

Zerbrach! Ach, daß ein Mensch den Gedanken fassen kann,
Sich zu suchen, was ihm teurer ist, als er sich selbst!
Er ist nicht mein, er ist — des Bruders Sohn! und der
Ist mir an Neigungen unähnlich. Von Jugend an
Hab' ich dies stille Leben, diese städt'sche Ruh
Gewählt; was jenen gilt als großes Glück, ein Weib
Besaß ich nie. Er, ganz das Gegenstück von mir,
Lebt auf dem Lande, hält sich sparsam immer und
Sehr streng. Er nahm ein Weib; zwei Söhne wurden ihm
Geboren. Den ältsten nahm ich auf an Sohnes statt,
Erzog ihn von Kind auf, hielt' ihn, liebt' ihn, als wär' er mein.
Nur er ist meine Lust, mein Liebling einzig er.
Daß er mir gleich ergeben sei, ist mein Bemühn.
Ich bin nachsichtig, geb' ihm Geld. Aus Grundsatz brauch'
Ich nicht mein Recht in allem; ja, er ist von mir
Gewöhnt, was andre treiben, den Vätern unbewußt,
Was Jugend mit sich bringt, mir nicht zu verheimlichen.
Wozu gewöhnt' ich ihn an Lug und Trug? Er wagt's
Beim Vater — wie viel mehr bei andern wagt er dies!
Durch Ehrgefühl und Milde seine Kinder stets
Zu lenken, ist weit besser, glaub' ich, als durch Furcht.
Darin nun denkt mein Bruder anders: ihm mißfällt's.
So kommt er scheltend oft: „Was soll das, Micio?
Warum verdirbst du uns den Jungen? Warum liebt,
Was zecht er? Warum giebst du ihm das Geld dazu?
Du kleidest ihn zu reich: zu unklug handelst du."
Er ist zu strenge, mehr als billig ist und recht.
Und weit ab irret — wenigstens nach meinem Sinn —
Wer Macht, die auf Gewalt ruht, für gewichtiger
Und sichrer hält, als die, wo Freundschaft schließt das Band.
Mein Grundsatz ist, und davon bin ich überzeugt:
Wen Furcht vor Strafe seine Pflicht zu leisten zwingt —
So lang Entdeckung drohet — hütet der sich nur;
Doch drohet die nicht, kehrt er zur Natur zurück.
Wen du durch Wohlthun bindest, der thut gern die Pflicht,
Er will vergelten, fern und nah bleibt er sich gleich.
Drum soll ein Vater den Sohn gewöhnen, lieber stets
Freiwillig, als aus Furcht vor andern, recht zu thun.
Dies trennt den Herrn vom Vater. Wer's nicht einsieht, der
Gestehe nur, daß Kinderleitung fremd ihm sei. —
Doch sieh, kommt er nicht selbst, von dem ich sprach? Ja wohl!
Er scheint verstimmt, ich weiß nicht wie: gleich wird er wohl,

Wie gewöhnlich, zanken! — Freut mich, dich gesund zu sehn,
Mein Demea!"

Demea ist in sehr schlimmer Laune, er hat einen neuen bösen Streich des Äschinus gehört,

jüngst hat er
Erbrochen eine Thür! Ein fremdes Haus gestürmt,
Das ganze Gesinde durchgeprügelt und den Herrn
Bis auf den Tod mißhandelt, eine Dirn' entführt,
Die ihm gefiel. Empörend, schreien alle, sei
Die That! Wie viele sagten's mir, wie ich zur Stadt
Kam! Alles Volk spricht jetzt davon! Sieht er, um ihm
Ein Muster vorzuhalten, seinen Bruder nicht
Der Arbeit pflegen nüchtern, sparsam auf dem Land?
Der treibt es niemals so! Sag' ich von jenem das,
So gilt's dir, Micio; du giebst ihn dem Laster preis."

Aber es ergiebt sich im Verlaufe des Stücks, daß dieser Musterjüngling Ctesipho, von dessen Tugend der Vater so fest überzeugt ist, die Dirne, das Zithermädchen, liebt und ihre Entführung veranlaßt hat, daß Äschinus aus Liebe zu dem Bruder die That gethan, wozu dieser keinen Mut gehabt; er hat das Mädchen, dessen Preis er selbst dem beraubten Kuppler zahlen will, dem Bruder zu Lieb in sein Haus, in das des Micio, gebracht, und Micio läßt es geschehen, daß hier jetzt Ctesipho, der vom Lande hereingekommen, unter Gasterein ein lustig Leben führt. Nur das macht dem Duckmäuser Ctesipho große Sorge, daß der Vater sein Treiben erfahren möchte; „dann wäre ich auf ewig unglücklich!" Aber Micios alter Sklave Syrus, der bei dem leichtsinnigen Streiche mitgewirkt, weiß den Demea, der den Sohn zu suchen kommt, dadurch, daß er ihn lügnerisch hierhin und dorthin auf die Suche schickt, aus dem Hause fern zu halten und treibt noch seinen Spott mit ihm, indem er ihn in dem Glauben an die Tugend seines Sohnes bestärkt. Als der Gefoppte nach langem vergeblichen Wandern zurückkehrt, merkt er aus dem unbesonnenen Worte eines Sklaven, daß Ctesipho im Hause ist, und stürzt nun trotz dem Wehren des Syrus hinein, „wahrlich kein bequemer Zechgenoß, besonders für den Ctesipho".

Wir wollen den Demea drinnen einmal allein sich umsehen lassen, um unterdes unser Augenmerk einer zweiten Intrigue, die mit der ersten verflochten ist, zuzuwenden, der Liebe des Äschinus. Dieser vielfach Verkannte hat schon lange ein ehrliches und treues Liebesverhältnis mit einem nahe wohnenden attischen Mädchen (Pamphila), der Tocher einer armen Wittwe (Sostrata), und hat versprochen, sie zu heiraten, hat aber seinem Adoptivvater noch nichts davon gesagt. Als die Familie der Sostrata die Geschichte von dem Raub der Zitherspielerin erfuhr, kam sie in Schreck und Trauer; denn sie glaubte, Äschinus vergesse seine Pflicht gegen sie und hänge sich an das Zithermädchen. Ein alter Bürger (Hegio), ein Verwandter und Beschützer der armen Familie, macht dem Micio Mitteilung, und dieser ist sogleich bereit, alles in Ordnung zu bringen; Pamphila wird dem Äschinus zum Weibe bestimmt, und noch heute soll die Hochzeit sein. Als Micio, eben aus dem Hause der Sostrata kommend, auf das eigne Haus zugeht, stürzt Demea voll Wut heraus und fällt mit Vorwürfen über ihn her; denn er weiß jetzt alles, was geschehen. Aber Micios Zuspruch beschwichtigt den Verzweifelten, daß er sich zuletzt in alles fügt, dem Ctesipho erlaubt, die Zitherspielerin für immer mit aufs Land zu nehmen, und mit des Äschinus Heirat, trotz der Armut des Mädchens, sich zufrieden erklärt. Er wird die Hochzeit mit heitrer Stirne mitfeiern. Seine Bekehrung spricht er in folgendem Monolog aus:

„Nie hat jemand seine Rechnung für das Leben gemacht so gut,
Daß nicht Schicksal, Alter, Erfahrung stets was neues mitgebracht
Oder gelehrt; so daß du, was du glaubtest zu wissen, doch nicht weißt,
Und was dir das Beste schien, da wo's Versuchen gilt, verschmähst.
Ging auch mir jetzt so; ein hartes Leben, wie ich bisher gelebt,
Geb' ich auf am Ziel der Bahn. Warum? Ich find' es durch die That,
Daß dem Menschen nichts so frommt, als Milde und Nachgiebigkeit.
Daß dies wahr, kann jeder leicht an mir und meinem Bruder sehn.
Dieser verbrachte seine Tag' in Muße und in Gastereien —
Sanft und gütig — tadelt ins Gesicht nie — lächelt jeden an —
Lebte für sich — bezahlte für sich nur: alle loben, lieben ihn.
Ich, ein Landmann, rauh und strenge, sparsam, finster, geizig, zäh,

Nahm ein Weib. Welch' Mißgeschick erlebt' ich! Kinder kamen. Ach!
Neue Pein! Doch da ich mich bemühte, ihnen möglichst viel
Zu erwerben, bracht' ich meine Lebenstage elend hin.
Jetzt nun wird am Lebensende mir zum Lohn für meine Müh
Haß — und jener trägt dagegen mühlos Vaterglück davon.
Jenen liebt, mich flieht man; ihm wird jeder Gedanke anvertraut.
Jenen ziehn sie vor; bei ihm sind beide; ich bin ganz allein.
Jenem wünscht man langes Leben, meines Todes harret man.
So hat die, die ich mit größter Müh' erzog, durch wenig Geld
Der gewonnen. Jedes Leid wird mir nur, — Freude ihm zu teil.
Doch jetzt will einmal ich's Gegenteil versuchen, ob ich kann
Schmeichelnd reden, milde handeln; ruft er doch mich selbst zum Kampf!
Ich auch will der Meinen Lieb' und Achtung mir gewinnen. Wenn's
Durch Geschenke geht und Nachsicht, werd' ich nicht der Letzte sein."

Nun ist Demea gegen jeden, der ihm begegnet, freundlich und liberal, allerdings auf Kosten des Micio, der jetzt mit den eignen Waffen geschlagen werden soll. Dem Äschinus zu Gefallen veranlaßt er, daß im Garten der Zaun, welcher die Häuser des Micio und der Sostrata trennt, niedergerissen wird, damit ein Haus und eine Familie werde, er bringt den sich sträubenden Micio dazu, daß er sich entschließt, Sostrata zu heiraten, daß er dem armen Hegio ein Gut vorm Thore zur Nutzung überläßt, daß er dem Syrus und seinem Weibe die Freiheit und ein Darlehn giebt. „Was ist das?" ruft Micio zuletzt, „was hat so plötzlich deine Sitten umgekehrt? Welche Laune? Welche schnelle Schenklust?" Demea antwortet:

„Nun so höre denn!
Zeigen wollt' ich so, daß, wo man gütig dich und artig glaubt,
Dies nicht statt hat, weil du Recht liebst, weil du gut und billig bist;
Sondern weil du Ja sagst, nachsiehst und verschwendest, Micio.
Ist nun meine Lebensweise drum verhaßt auch, Äschinus,
Weil ich nicht in alles, nicht in Recht und Unrecht füge mich:
Sei es! So verschwendet, kaufet, alles thut, was euch beliebt!
Wollt ihr aber lieber, daß, was wegen Jugend minder gut
Ihr erkennet, leidenschaftlich wünscht, wenig überlegt,
Einer tadle und verbessre, sonst willfahre, wo es paßt:
Seht da mich! Da dien' ich gerne."

Teuffel in seinen „Studien und Charakteristiken" giebt S. 286 über Micios und Demeas Charakter und Handlungsweise folgendes Urteil: „Micio ist von dem Dichter mit entschiedener Vorliebe gezeichnet, offenbar weil Menander wie Terenz in seiner Denkweise ihre eigene geschildert haben. Seinem engherzigen, pedantischen Bruder gegenüber erscheint Micio mit seinem weiteren Blicke, seinen neumodisch elastischen Grundsätzen und seinem leichten Blute als der geistig überlegene, wiewohl es an Pfiffigkeit und klugem Berechnen seines Vorteils dem Demea nicht fehlt. Fast Zug für Zug vom Bilde des Micio entspricht dem, was wir von dem im Hause der Scipionen herrschenden Geist und Tone wissen, und es ist daher gewiß nicht unwahrscheinlich, daß Terenz die Adelphen des Menander darum sich zur Bearbeitung gewählt habe, weil das Stück eine Apologie der in seinem Freundeskreise waltenden Denkweise enthielt. Welches von beiden Systemen das bessere sei, zeigen die Früchte, welche beide ziehen, in Äschinus und Ctesipho. Äschinus ist burschikos, wild und leichtsinnig, aber durch und durch nobel, gutartig und aufopferungsfähig; Ctesipho ängstlich den Schein der Ehrbarkeit wahrend, nachdem er doch innerlich mit der Tugend gebrochen hat, und mit seinem schwerlötigen Wesen zugleich tiefer einsinkend auf dem schlammigen Boden der Genußsucht. Demeas System erleidet eine gründliche Niederlage; nichts als Heuchelei zeigt sich als seine Frucht, wogegen Micios Methode triumphiert. Mit diesem Siege der neuen Zeit über die alte sollte man meinen, daß das Stück schließe; aber diese neue Zeit selbst ist sich in dem griechischen Dichter zu sehr ihrer inneren Hohlheit, Nichtigkeit und Unfähigkeit bewußt und empfindet die Wirkungen davon zu oft und zu schmerzlich, als daß sie so stolz und siegsgewiß auftreten könnte. Nachdem daher in dem Stücke die neue Zeit über die alte triumphiert hat, so triumphiert nachträglich auch noch die alte über die neue: Demea, der eben erst den Micio wegen seiner Denkart glücklich gepriesen hat, der ganz zu dieser bekehrt schien, unterfängt sich

den Micio ad absurdum zu führen und den Beweis zu liefern, daß nicht wahres Wohlwollen, sondern Schwäche die Triebfeder von seinem Handeln gewesen sei. Indem so auch Demea zu seinem Rechte kommt, genügt das Stück scheinbar einer Forderung der Gerechtigkeit, in Wahrheit aber entrichtet es dem Nihilismus seinen Zoll und bekundet die geistige und sittliche Erschöpfung, die Ausgebranntheit der Zeit, aus der es stammt. Hierauf eben beruht das Unbefriedigende des Schlusses, der unreine Eindruck, den er zurückläßt."

Der Heautontimorumenos, nach dem gleichnamigen Stücke des Menander ohne Kontamination ausgearbeitet, hat seinen Namen nach einem Vater (Menedemus), der sich selbst quält, der sich alle Entbehrungen und die härtesten Arbeiten auferlegt aus Reue darüber, daß er gegen seinen Sohn, einen braven und tüchtigen Jüngling, wegen einer Liebschaft zu hart gewesen und ihn gezwungen hat, die Heimat zu verlassen und in Asien Kriegsdienste zu nehmen; er will nicht eher sein Leben ändern, als bis der Sohn zurückgekehrt ist. Als diesen die Sehnsucht der Liebe wieder zurückführt, ist alles bald ausgeglichen. Dem sentimental schwachen, kraft- und saftlosen Menedemus ist als zweite Hauptperson des Stückes ein kräftiger, aber harter und starrer Mann (Chremes) entgegengestellt. Der starre Vater hat einen verschwenderischen Sohn, und erst nachdem auch er sich zur Milde gewandt, lösen sich auch für ihn die häuslichen Verwirrungen. So haben wir hier ähnliche Gegensätze, wie in den Adelphen, ohne daß jedoch die Tendenz so sichtbar hervortritt.

Phormio, nach dem Parasiten des Stückes benannt, eine Nachbildung einer Komödie des Apollodorus von Karystos auf Euböa, zeichnet sich vor den übrigen Dramen des Terenz durch eine lebhaftere Komik aus und kann sich jedem der andern an die Seite stellen. Molière hat das Stück nachgeahmt in seinen Fourberies de Scapin. — Die schwächste unter den terenzischen Komödien ist die Hecyra. Das Stück hat wenig Handlung und

Komik und ist eigentümlich in der Charakterzeichnung. Donatus, der alte Erklärer des Terenz, sagt in seinem Vorwort: „Die Hauptsache in dieser ganzen Komödie ist, daß neue Dinge geschehen, welche jedoch nicht von der Gewohnheit abweichen; es treten nämlich wohlwollende Schwiegermütter auf, eine ehrfurchtsvolle Schwiegertochter, ein gegen seine Frau sehr milder, zugleich seiner Mutter ergebener Mann, eine gute Hetäre." Auch der Sklave ist nicht wie in den meisten andern Stücken ein schlauer, listiger Geselle, sondern ein Schwätzer, dessen Hauptgeschäft es ist, stets hin- und hergeschickt zu werden.

Nach dem Tode des Terentius wurden allerdings seine Stücke noch Jahrzehnte lang aufgeführt; da sie jedoch dem Geschmack des großen Publikums wenig entsprachen, so werden sie sich schwerlich lange auf der Bühne gehalten haben. Dagegen blieb Terenz als Kunstdichter und als Muster der echt römischen Umgangssprache (sermo urbanus) ein Liebling der Gebildeten, der viel gelesen und oft citiert wurde. Die Grammatiker betrachteten ihn als hohe Autorität und schrieben fortlaufende Erklärungen zu seinen Stücken. Erhalten ist uns mit Ausnahme des den Heautontimorumenos betreffenden Teils ein wertvoller Kommentar des Älius Donatus, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu Rom Grammatik und Rhetorik lehrte. Im Mittelalter war Terenz ein beliebtes, viel gelesenes Schulbuch, und auch noch in der Reformationszeit behielt er in der Schule sein Ansehn.

---

5. Marcus Porcius Cato.

(234 bis 149 v. Chr.)

Die Begründer der poetischen Litteratur in Rom waren fast durchgängig Männer aus niederem Stande, Freigelassene und Fremde. Dagegen ging ungefähr zu derselben Zeit, wo die römische Poesie entstand, die lateinische Prosa aus den Kreisen der höchsten Aristokratie hervor; sie wurde vertreten von Männern,

die, getragen von stolzem nationalen Bewußtsein, aber immerhin von hellenischer Bildung angeregt, eine echt lateinische Litteratur zu erschaffen beabsichtigten, im Gegensatz zu der aufwuchernden Poesie, die den Hellenimus einer entarteten Zeit in das römische Volk einführte. Und grade der Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit höchster Energie für die Erhaltung des römischen Wesens kämpfte und das Hereinbrechen des ordinären, das römische Leben zersetzenden Tageshellenismus zurückzudämmen suchte, M. Porcius Cato, war der erste Schöpfer der lateinischen Prosalitteratur.

Cato*), zum Unterschied von Cato von Utica, seinem Urenkel, maior und priscus — auch censorius, sapiens und orator genannt, gehörte seiner Geburt nach nicht der hohen Aristokratie Roms an, er war ein homo novus, ein „Emporkömmling", der sich durch die Kraft seines Geistes zu den höchsten Stufen im Staate emporarbeitete und viele Jahre lang in Rom den mächtigsten Einfluß übte. Er war geboren in Tusculum, einem Municipium im Albanergebirg, im J. 234 v. Chr., und besaß von seinen Vätern her, unbekannten, aber, wie er selbst rühmt, mutvollen und tapferen Bürgern, ein Landgut im Sabinerlande, das er schon in jungen Jahren selbst bebaute. Das Jünglingsalter Catos fällt in die ersten Jahre des hannibalischen Krieges, und er hat denselben in seiner ganzen Dauer als ein tüchtiger und tapferer Soldat mitgemacht. Seine ländliche Beschäftigung und die einfache, mäßige Lebensweise, der er von Jugend auf sich befließ, hatten seinen ohnehin starken und robusten Körper gekräftigt, so daß er den schwersten Anstrengungen des Krieges gewachsen war. Schon in seinem 17. Jahre (217 v. Chr.) machte er den ersten Feldzug gegen Hannibal mit, und ehe er zum Manne reifte, war seine Brust mit zahlreichen Wunden bedeckt. In den Schlachten stand er

*) Lebensbeschreibungen des Cato besitzen wir von Plutarch und Cornelius Nepos.

trotzigen Blicks, wacker um sich hauend, fest und unverrückt auf seinem Platze, auf den Märschen ging er zu Fuß und trug seine Waffen selbst; seine Bedürfnisse waren im Felde so gering wie zu Hause. Im J. 214 focht er in Campanien unter Fabius Cunctator, welcher dem einfachen, den unverdorbenen Sitten der alten Zeit ergebenen Jüngling sein besonderes Wohlwollen schenkte. Unter Fabius nahm er auch im J. 209, wahrscheinlich als Kriegstribun, an der Eroberung von Tarent teil. Zwei Jahre später kämpfte er in der Schlacht am Metaurus gegen Hasdrubal und gegen Ende des Krieges begleitete er den Scipio Africanus als Quästor nach Afrika.

Die Zeit, welche der Krieg ihm ließ, verwendete Cato auf die Bebauung seines Landes und die Verwaltung seines Haushaltes; daneben bildete er sich praktisch in der Redekunst und Rechtskenntnis aus, indem er für Bewohner der benachbarten Dörfer und Städte als Anwalt auftrat. Er scheint schon damals seine Blicke auf Rom, auf einen höheren Wirkungskreis gewendet zu haben; das Gefühl der Kraft trieb ihn über ein gemeines Ziel hinaus. Aber die nächste Veranlassung, daß er nach Rom zog, soll ihm ein angesehener römischer Patricier, L. Valerius Flaccus, gegeben haben, dessen Güter in der Nähe des Cato lagen. Als dieser von der Arbeitsamkeit und strengen Lebensweise des jungen Mannes hörte, der Winters im ärmellosen Unterkleid, Sommers nackt mit seinen Leuten auf dem Felde arbeite, der das gleiche Brot mit seinen Sklaven esse, denselben Wein trinke, so lud er ihn, um ihn näher kennen zu lernen, zu sich zu Gaste. Und da er selbst ein höchst einfacher Mann und ein Feind der Neuerungen im Staat und in der Sitte war, so fand er Gefallen an dem schlichten jungen Mann, der eine ungewöhnliche Geisteskraft verriet, und redete ihm zu, nach Rom zu gehen und sich der Staatsverwaltung zu widmen, indem er ihm die Unterstützung seines Hauses versprach.

So zog denn Cato nach Rom, wo er sich durch die Empfehlungen des Flaccus sowie durch die eigne Persönlichkeit und

seine Anwaltsdienste viele Freunde erwarb. In einem Alter von 30 Jahren erhielt er die Quästur, die erste Stufe der höheren Staatsämter. Er ging als Quästor mit P. Cornelius Scipio nach Afrika, stand aber mit diesem nicht in dem freundschaftlichen und innigen Verhältnis, das man zwischen Quästor und Konsul verlangte, wie er denn ein beständiger Gegner der Scipionen gewesen ist. Im J. 199 war Cato Ädil, 198 ging er als Prätor in die Provinz Sardinien. Hier erwarb er sich durch seine Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit und besonders durch die Strenge, mit der er die römischen Wucherer vertrieb, das Vertrauen und die Zuneigung der Einwohner in hohem Grade. Drei Jahre später (195) wurde er, in einem Alter von 39 Jahren, zum Konsul erwählt, zugleich mit seinem Freund und Gönner Valerius Flaccus. Damals wurde von zwei Volkstribunen der Vorschlag gemacht, daß das in den Drangsalen des hannibalischen Krieges gegebene oppische Gesetz, welches den Luxus der Frauen beschränkte, wieder aufgehoben werde. Der Konsul Cato sprach in einer Rede, deren Inhalt wir bei Livius 34, 2—4 mitgeteilt finden, mit Entschiedenheit gegen den Antrag; aber die Frauen bestürmten in Masse die Bürger und Magistrate derart, daß das Gesetz aufgehoben ward. Freudetrunken zogen sie, zum großen Ärger des Konsuls, noch an demselben Tage mit dem schon bereit gehaltenen Putze über den Markt und durch die Straßen.

Im nächsten Jahre ging Cato als Prokonsul nach dem im Aufstand begriffenen diesseitigen Spanien. Er unterwarf es durch mehrere Schlachten, und um für die Zukunft neue Empörungen zu verhüten, befahl er allen Städten, an einem und demselben Tage ihre Mauern niederzureißen. Später rühmte er sich großsprecherisch, er habe in Spanien mehr Städte erobert, als er Tage daselbst verlebt habe. Der Senat beschloß ihm zu Ehren ein Dankfest von drei Tagen und gestattete ihm nach seiner Rückkehr einen Triumph. Zum letztenmal sehen wir Cato als Kriegsmann im J. 191. Damals begleitete er nebst Vale-

rius Flaccus und L. Scipio den M'. Acilius Glabrio als Legat in den Krieg gegen Antiochus, den König von Syrien. Bei der Erstürmung der Thermopylen, wo Antiochus in einem stark befestigten Lager stand, leistete Cato durch Umgehung des Passes wichtige Dienste; aber auch hier hat der im Eigenlob nie sparsame Mann seine That wieder bis zum Himmel erhoben. Er sagte, wer ihn damals die Feinde habe verfolgen und niederwerfen sehen, der habe erkennen müssen, daß Cato nicht soviel Verbindlichkeit gegen das Volk, als das Volk gegen Cato habe; der Konsul Glabrio aber habe ihn, noch warm vom Siege, umarmt und lange in den Armen gehalten, laut rufend, daß weder er selbst noch das römische Volk Catos Verdienste würdig belohnen könnte.

Nach der Schlacht in den Thermopylen erhielten Cato und L. Scipio den Auftrag, die Siegesbotschaft nach Rom zu bringen, unterwegs aber die griechischen Staaten im Süden in ihrer Treue gegen Rom zu befestigen. Cato kam auch nach Athen und hielt hier eine Rede an das Volk in lateinischer Sprache, die ein Dolmetscher übersetzen mußte. Die Athener bewunderten, nach Catos Versicherung, die Kürze und Schärfe seines Ausdrucks; was er mit Wenigem gesagt, das habe der Dolmetscher weitläufig und mit vielen Worten ausgedrückt; überhaupt glaube er, daß die Worte den Griechen von den Lippen, den Römern von Herzen kämen. Cato hat sich mit den griechischen Wissenschaften erst spät, in seinem Greisenalter, eingehender beschäftigt; aber die griechische Sprache war ihm schon früh bekannt. Er sprach daher vor den Athenern lateinisch nicht aus Unkenntnis des Griechischen, sondern weil er, wie Plutarch behauptet, der altväterlichen Sitte treu bleiben wollte.

Cato war überhaupt der damaligen griechischen Bildung gram und suchte ihr Eindringen in Rom zu verhindern, weil er befürchtete, daß die Sitten und Anschauungen des politisch und moralisch herabgekommenen Volkes den Römern verderblich werden könnten. In einem Schreiben an seinen Sohn heißt es: „Von

diesen Griechen werde ich an seinem Orte sagen, mein Sohn Marcus, was ich zu Athen über sie in Erfahrung gebracht habe; und ich will es beweisen, daß es nützlich ist, ihre Schriften einzusehen, nicht aber, ihnen ein ernstes Studium zu widmen. Es ist eine grundverdorbene und unregierliche Race — glaube mir, das ist wahr wie ein Orakel; und wenn das Volk seine Bildung herbringt, so wird es alles verderben." Daher drang er denn auch noch in seinem hohen Alter, im J. 155 v. Chr., als die Athener wegen einer Angelegenheit ihres Staates drei Philosophen nach Rom schickten, den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos, und diese während ihres langen Anfenthaltes durch ihre glänzenden Vorträge die vornehme Jugend an sich zogen, im Senate mit allem Eifer darauf, daß man die Angelegenheit der Athener so bald wie möglich erledige und die Männer aus der Stadt entferne, welche durch ihre griechischen Künste die Jugend verdürben. Von den Römern aber verlangte er, daß sie römisch sprächen und römisch schrieben, nicht griechisch. Eine wohlverdiente Rüge gab er seinem jüngeren Zeitgenossen Aulus Postumius Albinus, dessen widerliches Hellenisieren von den Griechen selbst verspottet wurde. Dieser hatte eine römische Geschichte in griechischer Sprache geschrieben und in der Vorrede wegen seines mangelhaften Griechisch um Entschuldigung gebeten, weil „er ein Römer sei, geboren in Latium; die griechische Sprache sei ihm eine durchaus fremde." Cato sagte zu ihm: „Du bist doch ein gar arger Schwätzer, indem du eine Sünde lieber entschuldigen als meiden willst. Denn man pflegt um Entschuldigung zu bitten, wenn man entweder aus Versehen geirrt oder aus Zwang gefehlt hat. Wer hat dich denn, ich bitte dich, gezwungen das zu begehen, wofür du, noch ehe du es thust, schon um Verzeihung bitten mußt."

Nachdem mit dem Feldzug im J. 191 Catos kriegerische Laufbahn beendigt war, hat er noch 40 Jahre zu Rom in den Gerichten, im Senat und in der Volksversammlung mit ununterbrochener Thätigkeit gewirkt und gekämpft, lange Zeit der erste

im Staate, der einflußreichste Sachwalter und Staatsredner. Während dieser Zeit traten die Eigentümlichkeiten seines Wesens am stärksten hervor in dem beständigen Kampfe gegen den Verfall der altrömischen Sitte und das von allen Seiten eindringende fremde Wesen, gegen die Mißbräuche und Neuerungen in der Staatsverwaltung, gegen den Luxus und die Sittenlosigkeit der Großen, gegen Unrecht und Gewaltthat jeder Art. Er selbst war eine ächte altrömische Kernnatur, mit einem gesunden, durch Mäßigkeit, durch Kriegsdienst und ländliche Beschäftigung gestählten Körper, einfach in Kleidung und Wohnung, mäßig in seiner Lebensweise, rechtschaffen und ehrbar, streng gegen sich selbst, aber strenger noch und härter gegen andre. Sein durchdringender Verstand, seine genaue Kenntnis des römischen Rechts und aller Verhältnisse, eine furchtlose schlagfertige Rede, derber Witz und beißender Spott machten ihn zu dem gefürchtetsten Manne in Rom, zumal da seine Angriffe oft mehr der Person als der Sache galten und er überall mit schonungsloser Härte und mit der ganzen Heftigkeit und Starrheit seines Charakters auftrat. Er war im vollen Sinn der Feind seiner Feinde, und Rache hielt er für Pflicht. Gegen die Menge zeigte er sich leutselig, und sie näherte sich ihm gern; denn sein äußeres Wesen und Auftreten hob den Unterschied auf, sie schenkte ihm Achtung und Vertrauen wegen seiner Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit und seines unerschrockenen Auftretens den Vornehmen gegenüber. Die Vornehmen aber, die den furchtlosen, hochfahrenden Emporkömmling, den Mann mit dem roten Haar und den graugrünen Augen*) verachteten und haßten, waren, wo sie eine Blöße boten, stets seinem mitleidlosen Angriffe ausgesetzt. Er verfolgte sie in zahllosen Prozessen, in seinen Reden vor dem Volk und in dem Senat, hatte aber auch natürlich von ihrer Seite häufige An-

*) Das folgende, allerdings erst später entstandene Distichon hätte auch ein zeitgenössischer Feind machen können:

Nein, den Roten, das Katzenaug', den bissigen Priscus
Nimmt Proserpina selbst tot in den Hades nicht auf.

fechtungen zu erfahren; 44mal wurde er angeklagt, aber jedesmal freigesprochen.

Am schlimmsten für Catos Feinde und den Adel überhaupt war die Zeit seiner Censur, 184 und 183 v. Chr. Als Bewerber um dieses Amt traten ihm und seinem Freunde Valerius Flaccus sieben Männer aus den vornehmsten Familien entgegen, unter ihnen auch seine Feinde P. und L. Scipio und Fulvius Nobilior. Die Partei der Vornehmen bot alles auf, um den gefürchteten und gehaßten Mann von dem wichtigen und ehrenvollsten Amte auszuschließen und dasselbe den Männern aus ihrer Mitte zuzuwenden. Aber Cato war auch seinerseits nicht müßig; er verhinderte die Wahl der Scipionen dadurch, daß er gegen sie eine allerdings ungerechtfertigte Anklage wegen Unterschlagung von Staatsgeldern veranlaßte, und setzte es bei der ihm gewogenen Menge, der er anriet, nicht den angenehmsten, sondern den schärfsten, im Schneiden und Brennen geschickten Arzt zu wählen, durch, daß er mit seinem Gesinnungsgenossen Flaccus gewählt wurde.

Während seiner Censur hielt Cato eine Musterung des Senats und Ritterstandes mit unerbittlicher Strenge. Sieben Senatoren stieß er aus der Kurie, unter ihnen den L. Flamininus, den Bruder des ihm verfeindeten Befreiers der Griechen, weil er im cisalpinischen Gallien beim Gastmahl, vom Weine erhitzt, einen Verurteilten hatte enthaupten lassen, um einen von ihm geliebten Knaben für die Fechterspiele in Rom zu entschädigen; ebenso den gewesenen Prätor Manilius, weil er am Tage vor den Augen seiner Tochter seine Gattin geküßt habe, während er selbst nur bei schwerem Gewitter seine Gattin umarme. Den Lucius Scipio stieß er aus der Ritterschaft und züchtigte ihn noch obendrein mit harten Worten, obgleich ihm eine Veruntreuung von Geldern durchaus nicht nachgewiesen werden konnte. Außerdem steuerte er mit Strenge dem überhandnehmenden Luxus. Er legte eine hohe Steuer auf den Putz der Frauen, eiferte gegen die neue Sitte, Haus und Land-

häuser mit Gemälden und Statuen zu verzieren, Bilder der Ahnen und Verwandten auf öffentlichen Plätzen aufzustellen. Das öffentliche Interesse vertrat er dem einzelnen gegenüber unter anderem dadurch, daß er alle Röhren, mit welchen Privatpersonen gesetzwidrig Wasser aus den Wasserleitungen in ihre Wohnungen oder auf ihre Felder leiteten, vernichtete, daß er Privatgebäude, soweit sie auf dem Grund und Boden des Staates standen, in die Straßen vortraten oder überhingen, niederreißen ließ.

Dieses strenge Verfahren, das besonders die Reichen und Vornehmen traf, fand bei dem Volke großen Beifall. Es ließ ihm eine Bildsäule in dem Tempel der Salus, der öffentlichen Wohlfahrt, errichten und an das Fußgestell die Inschrift setzen, Cato habe als Censor den römischen Staat, der sich zum Schlimmen geneigt und herabgesunken, durch treffliche Heilmittel, durch weise Gewöhnung und Anleitung wieder emporgerichtet. T. Flaminius dagegen und seine Anhänger bewirkten nach seiner Censur, daß ihn einige Tribunen wegen Mißbrauchs seiner censorischen Gewalt verklagten und er um zwei Talente gestraft wurde. Cato aber ließ sich durch solche Vorfälle nicht einschüchtern, sondern befolgte auch nachher dieselben Grundsätze. Er geißelte und verfolgte bis an sein Lebensende das Treiben der ehrgeizigen und raubsüchtigen Nobilität, ihre Genußsucht, ihre Gewaltthätigkeit und Erpressungen in den Provinzen, ihre Unterschlagung der Beute u. s. w. Wer Privatgut stehle, sagte er, werde in Ketten gelegt, aber wer den Staat beraube, prange in Purpur und Gold. Ebenso unerschrocken tadelte er die unredliche Politik des Senates. Aber die Zeit ging ihren unaufhaltsamen Gang, sein Eifer vermochte ihr keinen Damm entgegen zu setzen, und je älter er wurde, desto vereinsamter stand er da, desto mehr verfeindete er sich mit den jüngeren Geschlechtern. Schon lebte er, wie Nestor, mit dem dritten Geschlechte, und klagte, als er noch in seinem 81. Lebensjahre vor Gericht stand, daß es schwer sei, sich gegen Menschen zu verteidigen, mit denen er nicht gelebt habe.

Das Ankämpfen des Cato gegen den Zeitgeist war erfolglos. Sein keineswegs weitsichtiger Blick durchschaute seine Zeit nicht bis auf den Grund; er griff das Übel nicht an der Wurzel an, sondern kämpfte nur gegen einzelne Erscheinungen, die sich auf der Oberfläche zeigten, er wollte seine Zeit nicht verbessernd fortbilden, sondern zurückschrauben in die starren Formen vergangener Zeit. „Cato züchtigte sein Volk", sagt Drumann, „als Ankläger und Richter, ohne es durch Erziehung und Gesetze zu veredeln, er zeigte die wunden Stellen der Gesellschaft, aber er heilte sie nicht."

Im Privatleben behielt Cato bis in sein Alter die von Jugend auf befolgten Grundsätze der äußersten Einfachheit und Mäßigkeit, wenn er auch als Greis in manchem etwas nachgab. So sehr ihn das äußere Leben in Anspruch nahm, der Mittelpunkt seiner Existenz blieb doch stets das Familienleben. Er war ein guter, liebevoller Gatte und Vater; er achte es für ein größeres Lob, sagte er, ein guter Gatte als ein guter Senator zu sein. Aus seiner ersten Ehe mit Licinia hatte er einen Sohn, M. Porcius Cato Licinianus. Noch in hohem Alter heiratete er zum zweitenmal, die Tochter eines seiner Klienten, Salonia, die ihm den M. Porcius Cato Salonianus gebar. Den ältesten Sohn unterrichtete und erzog er selbst mit großer Sorgfalt, obgleich sein Sklave Chilon ein geschickter Lehrer war, durch welchen er sogar des Erwerbs halber eine Schule unterhielt; aber er glaubte nicht, daß ein Sklave fähig sei, einen freigeborenen Knaben gehörig zu erziehen. Er unterwies den Sohn selbst in den gewöhnlichen Leibesübungen des jungen Römers, im Ringen und Fechten, im Reiten und Schwimmen, er lehrte ihn auch selbst lesen und schreiben und die Kenntniß des Rechts und schrieb zu seiner Unterweisung eine größere Zahl von Büchern. Licinianus wurde ein sehr gebildeter und gelehrter Mann und hat auch im Felde sich tapfer gezeigt. Aber er war von schwacher Gesundheit und starb noch vor seinem Vater; sein Bruder Salonianus ist der Großvater des Cato Uticensis.

Cato war nicht arm; er hatte Ländereien im Sabinischen und sammelte mit der Zeit ein großes Vermögen. Sein Vermögen zu vermindern, pflegte er zu sagen, sei keinem Manne erlaubt, sondern nur einer verwitweten Frau; dagegen verdiene ein Mann Ruhm und Bewunderung, der in seinen Rechnungen mehr Erworbenes als Ererbtes hinterlasse. Anfangs suchte er seinen Erwerb nur im Landbau, später aber sah er sich, um seine Habe schneller zu vermehren, auch nach andern Erwerbsquellen um. Einen Teil seines Geldes legte er mit Wucher im Handel an. Auch trieb er unter fremdem Namen Menschenhandel. Er ließ junge Sklaven aufkaufen, ließ sie ein Jahr lang unterrichten und üben und verkaufte sie dann um hohen Preis. Die Sklaven hatten bei ihm ein hartes Los. Er betrachtete und behandelte sie nach den Grundsätzen des Altertums, die jedoch von mildgesinnten Menschen nicht mit voller Strenge gehandhabt wurden, wie ganz rechtlose Geschöpfe, wie eine dem Vieh gleichstehende Ware. Er kaufte nie einen Sklaven für mehr als 1500 Denare; er ließ sie abrichten wie Pferde und Hunde und verkaufte sie dann wieder; die, welche er für seine eigne Arbeit behielt, nährte er gut und ließ sie schlafen, wenn sie nicht arbeiteten, damit sie um so arbeitsfähiger würden; waren sie aber abgenutzt und durch Alter zur Arbeit unnütz geworden, so stieß er sie, um sie nicht füttern zu müssen, unbarmherzig aus dem Hause oder verkaufte sie noch. Er suchte immer unter seinen Sklaven Uneinigkeit und Streit zu unterhalten, weil er ihre Eintracht für gefährlich hielt; schon für geringe Fehler und Nachlässigkeiten züchtigte er mit Peitschenhieben, schwere Vergehen strafte er mit dem Tod.

Mochte Cato auch in manchen Dingen besser sein, als viele seiner Zeitgenossen, ein wahrhaft tugendhafter Mann, wofür ihn Spätere ausgeben wollten, war er nicht. Er erhob sich in seinen Begriffen von Redlichkeit und Rechtlichkeit nicht über den Standpunkt der Römer, eiferte gegen seine Zeit und war doch in vielen Stücken ein Kind seiner Zeit. So kam er in Widerspruch mit

sich selbst. Er predigte Einfachheit der Sitten und half den Staat bereichern, trieb sogar selbst Wucher, um sich zu bereichern, und doch erklärte er den Wucherer und den Mörder für gleich strafbar; er griff die Einzelnen an, welche die Provinzen ausbeuteten, hieß aber die Einrichtungen der Provinzialverwaltung gut, welche Gelegenheit zu solchen Ausschreitungen gab. Ein Grundübel seines Charakters, aus welchem seine Schwächen und Fehler zum Teil entsprangen, war die Selbstsucht. Daraus erklärt sich unter anderm auch seine widerwärtige Ruhmredigkeit, sowie seine leidenschaftliche Rach- und Verfolgungssucht. So macht man ihm mit Recht den Vorwurf, daß es hauptsächlich Rachsucht war, die ihn noch in seinem höchsten Alter trieb, auf die Vernichtung Karthagos zu dringen. Bei einer Gesandtschaft glaubte er sich von den Karthagern beleidigt, und seitdem war er unermüdlich mit seinem bekannten: Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam („übrigens halte ich dafür, daß Karthago zerstört werden muß"). Und er hat noch die Freude erlebt, daß im J. 149 der Vernichtungskrieg gegen Karthago beschlossen ward; aber es war ihm denn doch nicht mehr vergönnt, die verhaßte Feindin zerstört zu sehen. Er starb noch in demselben Jahr 149 in einem Alter von 85 Jahren.

Bevor wir zu der schriftstellerischen Thätigkeit Catos übergehen, wollen wir noch die Charakteristik, die Livius 39, 40 von ihm giebt, mitteilen. „Dieser Mann besaß eine solche Kraft des Geistes und Talentes, daß, in welchem Stande er auch geboren wäre, er überall, wie es scheint, sein Glück sich selbst gebildet haben würde. Keine Eigenschaft fehlte ihm zur Verwaltung des Hauses, wie des Staates; gleich gut verstand er sich auf die städtischen, wie auf die ländlichen Geschäfte. Zu den höchsten Ehrenstellen hat den einen die Rechtskenntnis, den andern die Beredsamkeit, noch andere der Kriegsruhm erhoben; Cato besaß eine solche Vielseitigkeit des Geistes, daß er, was er gerade betrieb, zu diesem allein geboren zu sein schien. Im Krieg zeigte er die größte persönliche Tapferkeit und machte sich durch viele ausgezeichnete

Kriegsthaten berühmt. Derselbe war, nachdem er zu hohen Ehrenstellen gelangt war, der tüchtigste Feldherr, derselbe im Frieden der erfahrenste, wenn man ihn um eine Rechtssache befragte, der beredteste, wenn eine Streitsache mündlich zu führen war, und zwar nicht bloß so, daß seine Zunge sich nur bei seinen Lebzeiten wirksam gezeigt hätte; nein, seine Beredsamkeit lebt und wirkt noch fort, durch Schriften jeder Art verewigt. Es sind noch viele Reden vorhanden, die er teils für sich, teils für und gegen andere gehalten hat; denn er ermüdete seine Gegner nicht nur durch Anklagen, sondern auch durch Verteidigungen. Anfeindungen mehr als genug haben ihn teils selbst beunruhigt, teils setzte er andre damit in Unruhe; und es ist schwer zu entscheiden, ob der Adel ihn mehr bedrängt oder er dem Adel mehr zugesetzt habe. Ohne Zweifel war sein Gemüt rauh, seine Sprache herb und über die Maßen frei; aber sein Herz ließ sich von Leidenschaften nicht überwältigen, er war von einer unbeugsamen Rechtlichkeit, ein Verächter der Gunst und des Reichtums. In der Mäßigkeit, in dem Ertragen von Mühen und Gefahren zeigte er einen Körper und Geist fast wie von Eisen, so daß selbst das Alter, das doch alles mürbe macht, ihn nicht brechen konnte."

Bis in sein hohes Alter zeigte Cato eine bewundernswürdige Thätigkeit. Obgleich seine öffentliche Wirksamkeit, die Verwaltung seines Hauswesens und Vermögens ihm einen großen Teil seiner Zeit wegnahm, so fand er doch auch noch Raum für umfassende Studien und zum Ansammeln eines reichen Schatzes von Kenntnissen, den er zum Teil wieder schriftstellerisch verarbeitete. Seine ganze litterarische Thätigkeit fällt erst in sein Greisenalter. Auch sein großes Geschichtswerk, die Origines, begann er nach dem Zeugnis des Cornelius Nepos erst als Greis, also wohl nicht vor dem 60. Lebensjahre (174 v. Chr.). Dieses Werk ist die erste römische Geschichte in lateinischer Sprache, so daß Cato als der älteste römische Geschichtschreiber anzusehen ist. Bis zum Ende des zweiten punischen Krieges hatten die Römer nur kurze amtliche Aufzeichnungen der denkwürdigsten Vorfälle in jedem

einzelnen Jahre, wie unter andern die von dem Pontifex Maximus geführten Annales pontificum, eine Art Stadtchronik, sowie Privatchroniken und Familienbücher; aber eine eigentliche Geschichtschreibung gab es nicht. Als jedoch nach Besiegung des mächtigen Karthagos das römische Volk mit hohem Selbstgefühl auf seine Großthaten zurückblickte und die vornehmen Familien die schriftstellerische Thätigkeit der Griechen auch auf dem Gebiete der Geschichte kennen lernten, da wurde auch bei den Römern das Bedürfnis rege, die Thaten und Geschicke ihres Volkes durch zusammenhängende Darstellung der Welt bekannt zu machen. Weil aber die römische Prosa noch nicht genugsam zu diesem Zwecke ausgebildet war, so geschah dies zunächst in dichterischer Form, wie in den früher erwähnten Werken des Nävius und Ennius, oder römische Männer schrieben ihre Landesgeschichte in griechischer Prosa. So hatten die Annalisten Q. Fabius Pictor und der etwas jüngere L. Cincius Alimentus, beide Zeitgenossen des hannibalischen Krieges, die römische Geschichte vom Ursprung der Stadt bis auf den hannibalischen Krieg in griechischer Prosa abgehandelt, und es folgten ihrem Beispiel noch die Zeitgenossen des Cato C. Acilius und A. Postumius Albinus, sowie der Sohn des älteren Africanus. Cato schrieb zuerst römische Geschichte in römischer Prosa.

Die Origines („Ursprungsgeschichte") des Cato behandelten die römische Geschichte vom Ursprung der Stadt bis in sein letztes Lebensjahr (149 v. Chr.); denn wir wissen aus Ciceros Brutus (23), daß er noch im J. 149 gegen Galba, der kurz vorher als Prätor die Lusitanier in hinterlistiger Weise hatte niedermetzeln lassen, eine Rede gehalten und diese einige Tage oder Monate vor seinem Tode in sein Geschichtswerk aufgenommen hat. Das Werk zerfiel in sieben Bücher. Das erste enthielt nach Cornelius Nepos (Cato 3) die römische Königsgeschichte, das zweite und dritte berichtete, wahrscheinlich in Verfolgung des weiteren Verlaufs der römischen Geschichte, über den Ursprung der übrigen italischen Städte und deren Eintritt in die römische

Eidgenossenschaft, wodurch zuletzt die Einigung Italiens unter Rom herbeigeführt wurde. So erweiterte sich das Werk zu einer Geschichte Italiens. Im vierten Buche ward dann der erste punische Krieg, im fünften der zweite erzählt. Die beiden letzten Bücher enthielten die späteren Kriegszüge der Römer und die weitere Geschichte der Stadt bis zum J. 149. Der Titel Origines, „Ursprungsgeschichte", paßt nicht auf das gesamte Werk; er erklärt sich am besten durch die Annahme, daß die drei ersten Bücher, welche die Anfänge der italischen Städte behandeln, zuerst für sich allein veröffentlicht worden sind und die späteren Bücher allmählich sich anschlossen. Von dem siebenten Buch ist es gewiß, daß es erst nach den andern ausgearbeitet und veröffentlicht worden ist (Ciceros Brutus 23). Cato begnügte sich nicht mit einer trockenen, kurzen Aufzählung von zum Teil wertlosen Ereignissen, wie sie sich in den Annales pontificum fand. Er selbst sagte in seinem Buche: „Ich verspüre keine Lust zu berichten, was auf der Tafel im Hause des Pontifex Maximus steht, wie oft das Getreide teuer war, wie oft Mond oder Sonne sich verfinstert habe." Er verfuhr im ganzen nach der Art der Annalisten, so daß seine Darstellung bald mager, bald ausführlicher war und sogar ganze Reden, namentlich von ihm selbst gehaltene, Aufnahme fanden; denn der ruhmbegierige Mann ließ in seinen Berichten über die eigene Zeit nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Seine Erzählung verfolgte die Ereignisse nicht Jahr für Jahr; sondern er behandelte sie nach dem Ausdruck des Cornelius Nepos capitulatim, d. h. abschnittsweise „nach den Hauptsachen, unter Hervorhebung besonders bezeichnender Handlungen und Äußerungen," mit großem Fleiß und Sorgfalt, aber nulla doctrina, „ohne Büchercitate". In den vier letzten Büchern, in welchen die Ereignisse der von ihm selbst durchlebten Zeit erzählt wurden, nannte er die Anführer der Kriege nicht, sondern berichtete bloß Thatsachen, wovon der Grund zum Teil wohl in seiner unfreundlichen Stimmung gegen die römischen Adelsgeschlechter zu suchen ist. Um die

Chronologie hat sich Cato ein großes Verdienst erworben; er war der erste, der das Gründungsjahr Roms festgestellt hat, und zwar fand er als solches das J. 751 v. Chr. (= Ol. 7, 1/2).

Die Ereignisse, die Cato selbst erlebt, konnte er nach der eignen Erfahrung und den Berichten der Zeitgenossen erzählen; über die Quellen aber, aus denen er seine Urgeschichten geschöpft, und über die Art und Weise, wie er sich hierzu seine Hilfsmittel verschafft, ist uns nichts bekannt. Man hat behauptet, er sei besonders von griechischen Geschichtschreibern abhängig gewesen, und dadurch seien viele griechische Fabeleien über den Ursprung italischer Städte in sein Geschichtswerk gekommen; aber wenn sich auch fabelhafte Erzählungen von dem griechischen oder trojanischen Ursprung italischer Städte vielfach vorfanden — wie z. B. daß Tibur gegründet sei von dem Arkader Catillus, einem Flottenführer des Euander, Politorium von Polites, einem Begleiter der Äneas — so waren diese doch so wenig, wie die Gründungssage von Rom, aus griechischen Büchern genommen. Gründungssagen, welche an die griechische Heldensage anknüpften, waren zu Catos Zeit sicher schon in vielen italischen Städten aufgekommen und anerkannt, und man fand sie in den Fasten und Annalen der betreffenden Städte aufgezeichnet. Diese Bücher standen dem römischen Staatsmann leicht zur Verfügung und dienten ihm ohne Zweifel vorzugsweise als Quelle. Von griechischen Büchern hat Cato gewiß nicht wenige gelesen; namentlich führt Plutarch an, daß er als Greis die Werke des Thukydides und des Demosthenes mit Fleiß studierte und daß seine Schriften mit griechischen Lehrsätzen und Erzählungen reichlich geziert gewesen; und darum dürfen wir annehmen, daß auch in dem Geschichtswerk des Cato trotz seines griechenfeindlichen Sinnes die Darstellung im ganzen nicht ohne griechischen Einfluß geblieben ist.

Die Origines waren ein sehr bedeutendes Geschichtswerk, wohl das bedeutendste, das über die Geschichte des alten Italiens geschrieben worden ist, und standen in der Folgezeit bei den

Männern der Wissenschaft in Rom in wohlverdientem Ansehen; im ganzen wurden sie aber doch wenig gelesen, und auch die Geschichtschreiber, wie Livius, benutzten sie nicht sonderlich. Der Grund hiervon war wohl einerseits der veraltete Stil und die Schmucklosigkeit der Darstellung, andrerseits die Ungleichheit der Behandlung, sowie der Umstand, daß die Namen der Heerführer in einem großen Teil der Erzählung nicht genannt waren.

Als Beispiel der Darstellungsweise Catos in seinen Origines folge hier eine von Gellius (3, 7) aufbewahrte Stelle, in der die Heldenthat eines Kriegstribunen Q. Cädicius im ersten punischen Kriege in schlichter Weise berichtet wird. Die Erzählung ist allerdings von Gellius nicht mit den eigenen Worten des Cato, aber doch, wie es scheint, im wesentlichen getreu wiedergegeben („ad hanc ferme sententiam"): „Der punische Feldherr rückt [im Lande Sicilien im ersten punischen Kriege] vorwärts, dem römischen Heer entgegen. Die Hügel und die günstigen Punkte besetzt er vor demselben. Die römischen Soldaten geraten so in eine Stellung, die sie der Hinterlist und der Vernichtung aussetzt. Der Tribun kommt zu dem Konsul; er weist einen schnellen Untergang nach aus der ungünstigen Örtlichkeit und der einschließenden Stellung der Feinde. „Ich meine", sagte er, „wenn du das Heer retten willst, so ist es an der Zeit, daß du etwa 400 Mann nach jener Höhe (verruca) marschieren lässest und ihnen befehlest und ans Herz legest, sie zu besetzen. Gewiß werden, sobald die Feinde dieses sehen, ihre tapfersten und kampfestüchtigsten sich vor allen gegen diese wenden, und sie werden alles an diese eine Unternehmung setzen, und sonder Zweifel werden jene 400 allesamt niedergemacht werden. Dann wirst du unterdes, während die Feinde mit dem Gemetzel beschäftigt sind, Zeit haben, das Heer aus dieser Gegend herauszuführen. Einen andern Weg der Rettung als diesen giebt es nicht." Der Konsul erwiderte dem Tribun, sein Plan scheine ihm zwar gleichfalls verständig. „Aber", sagte er, „wer wird die 400 Mann dorthin in die Schlachtreihen der Feinde führen

wollen?" „Wenn du keinen andern findest", sagte der Tribun, „so magst du mich zu dieser gefährlichen Unternehmung nehmen; ich gebe für dich und den Staat dieses mein Leben hin". Der Konsul drückt dem Tribun seinen Dank und seine Bewunderung aus. Der Tribun und die 400 marschieren zum Tode ab. Die Feinde staunen über ihre Kühnheit; sie sind voll Erwartung, wohin sie wohl gehen würden. Wie es nun aber sich zeigte, daß sie ihren Marsch zur Besetzung jener Höhe nehmen, schickte der karthagische Feldherr von den Reitern und dem Fußvolk die entschlossensten Männer, die er im Heere hatte. Die römischen Soldaten werden umzingelt, aber sie wehren sich. Es entsteht ein lange zweifelhafter Kampf. Endlich trägt die Übermacht den Sieg davon. Die 400 fallen alle bis auf den letzten Mann, von Schwertern durchbohrt oder von Wurfgeschossen überschüttet. Der Konsul zieht sich unterdes, während der Kampf dauert, auf ein sicheres und hochgelegenes Terrain zurück." Das weiter folgende sind die eigenen Worte des Cato („non iam nostris, sed ipsius Catonis verbis subiecimus"): „Die unsterblichen Götter haben dem Kriegstribun ein Los beschieden, wie es seine Tapferkeit verdiente. Denn so traf es sich: wenn er auch dabei vielfach verwundet worden war, so hatte er doch keine lebensgefährliche Wunde erhalten. Und sie erkannten ihn zwischen den Toten, entkräftet von Wunden und Blutverlust; sie hoben ihn auf, und er genaß wieder, und noch oft leistete er dem Staate nachdem wackere und tüchtige Dienste. Und durch jene That, daß er jene Soldaten da hinauf führte, rettete er das übrige Heer. Aber es macht einen gar großen Unterschied, in was für ein Licht man ein und dieselbe Heldenthat stellt. Leonidas, der Lakone, der ähnliches bei Thermopylä gethan, dem hat wegen seiner Tugenden das gesamte Griechenland seinen Ruhm und das besondere Verdienst seiner hochherrlichen That geschmückt durch Denkmäler, Bildwerke und Standbilder; durch Inschriften, geschichtliche Darstellungen und anderes haben sie ihre größte Dankbarkeit für diese That gezeigt. Aber dem Kriegstribun ist

nur ein geringes Lob für seine That geblieben, und doch hatte er dasselbe gethan und den Staat gerettet."*)

Cato war der größte Redner seines Jahrhunderts — man nannte ihn den römischen Demosthenes — und er war auch der erste, der als Redner in vollem Maße in die lateinische Litteratur eingetreten ist, indem er einen großen Teil seiner Reden niederschrieb und veröffentlichte; denn bis dahin waren höchstens einige Leichenreden und wohl auch diese und jene politische Rede, wie die, welche Appius Claudius im Senate gegen Pyrrhus gehalten hatte, in die Öffentlichkeit gekommen. Cato hat seit Beginn seines Mannesalter vielfach Reden gehalten und bei seiner so großen öffentlichen Thätigkeit sein langes Leben hindurch außerordentlich viel Gelegenheit gehabt, als Redner aufzutreten. Die bedeutendsten Reden schrieb er später nieder, für politische Zwecke, als politische Streitschriften oder Memoiren. Cicero in seinem Cato maior (c. 11) läßt ihn als Greis sagen, daß er eben jetzt von interessanten Prozessen, in denen er als Verteidiger aufgetreten sei, die Reden ausarbeite. Manche seiner Staatsreden hat er auch, wie schon erwähnt, in seine Origines aufgenommen; sie scheinen in späterer Zeit besonders zusammengestellt worden zu sein und dadurch sich länger erhalten zu haben, als das Geschichtswerk selbst. Cicero sagt (Brut. 17), er habe

*) Di immortales tribuno militum fortunam ex virtute eius dedere. Nam ita evenit: cum saucius multifariam ibi factus esset, tamen vulnus capiti nullum evenit, eumque inter mortuos, defetigatum vulneribus atque quod sanguen eius defluxerat, cognovere, eum sustulere isque convaluit, saepeque postilla operam reipublicae fortem atque strenuam perhibuit. Illoque facto, quod illos milites subduxit, exercitum ceterum servavit. Sed idem benefactum loco in quo ponas, nimium interest. Leonides Laco qui simile apud Thermopylas fecit, propter eius virtutes omnis Graecia gloriam atque gratiam praecipuam claritudinis inclitissimae decoravere monumentis, signis, statuis; elogiis, historiis aliisque rebus gratissimum id eius factum habuere. At tribuno militum parva laus pro factis relicta, qui idem fecerat atque rem servaverat.

von den catonischen Reden noch mehr als 150 vorgefunden und gelesen. Wir kennen noch Titel und Bruchstücke von ungefähr 80 Reden, von denen keine vor sein Konsularjahr fällt. Davon waren etwa die Hälfte gerichtliche Reden, die andre Hälfte Staatsreden, im Senat und vor der Volksversammlung gehalten. Manche, von denen wir wissen, daß sie veröffentlicht worden, waren erwiesenermaßen nicht wirklich gehalten.

Gellius hat in seinen Noctes Atticae uns eine Anzahl Fragmente aus catonischen Reden aufbewahrt, von denen die größten aus der in das fünfte Buch der Origines eingelegten Rede pro Rhodiensibus genommen sind. Der Sachverhalt, der die Rede veranlaßte, war der: In dem Kriege der Römer gegen Perseus von Macedonien hatten die Rhodier, ein mit den Römern befreundeter, durch Handel und Schiffahrt nicht unbeträchtlicher Staat, es versucht Frieden zu stiften, und da sie in Rom nichts ausrichteten, so war von mehreren Bürgern in den Volksversammlungen der Vorschlag gemacht worden, den Perseus gegen das römische Volk zu unterstützen; aber einen Beschluß in diesem Sinne hatten die Rhodier nicht gefaßt. Nach der Besiegung des Perseus schickten daher die Rhodier eine Gesandtschaft nach Rom, um die Verwegenheit einiger ihrer Landsleute zu entschuldigen und die Römer ihrer Treue zu versichern. Als die Gesandten aus der Kurie entlassen waren und bei der nun folgenden Abfragung der Meinungen ein Teil der Senatoren, lüstern nach den Reichtümern der Rhodier, für Krieg gegen die schlechtgesinnte Republik stimmte, da erhob sich Cato und hielt seine berühmte Rede zur Verteidigung der Rhodier. Tiro, der bekannte gelehrte Freigelassene Ciceros, hatte in einem Briefe an Q. Axius diese Rede einer mißbilligenden Kritik unterworfen, welche nun Gellius (7,3) zu widerlegen sucht. Dabei führt er mehrere Stücke aus der Rede wörtlich an.

Im Anfang der Rede hieß es: „Ich weiß, daß den meisten Menschen in guten und glücklichen und günstigen Umständen das Herz sich zu überheben und Stolz und Hochmut zuzunehmen und

zu wachsen pflegt; und dies erregt mir jetzt große Besorgnis, daß, weil dieser Krieg so glücklich abgelaufen ist, bei unserer Beratung etwas Unheilvolles herauskomme, was unser Glück dämpfe, und daß sich diese unsere Freude allzu ausschweifend äußern könne. Das Unglück zügelt und lehrt, was not thut; das Glück pflegt in der Freude vom rechten Pfade der Klugheit und der Einsicht abzuführen. Mit um so größerem Nachdrucke spreche ich es daher aus und rate es, daß diese Angelegenheit einige Tage verschoben werde, bis wir nach einer so großen Freude wieder unserer Herr geworden sind".*) — Ein weiteres Bruchstück lautet: „Ich bin nun freilich auch der Meinung, daß die Rhodienser gar nicht gewünscht haben, daß wir den Kampf so zu Ende führten, wie er zu Ende geführt worden ist, noch daß der König Perseus besiegt werde. Aber das wünschten nicht bloß die Rhodienser nicht; sondern, wie ich glaube, viele Völker und viele Nationen haben es ebenfalls nicht gewünscht. Doch hat vielleicht ein Teil derselben ein solches Ergebnis nicht unserer Schmach wegen nicht gewünscht; sondern sie besorgten nur, daß, wenn es keinen Menschen gäbe, vor dem wir uns scheuten, wenn wir nur thäten, was uns beliebe, sie unter unserer Herrschaft allein, in unserer Knechtschaft stehen würden. Ihrer eigenen Freiheit wegen, glaube ich, haben sie eine solche Gesinnung gehabt. Und doch haben die Rhodienser dem Perseus nie öffentlich beigestanden. Bedenket, wie weit vorsichtiger wir unter uns im

---

*) Scio solere plerisque hominibus rebus secundis atque prolixis atque prosperis animum excellere atque superbiam atque ferocitatem augescere atque crescere. Quod mihi nunc magnae curae est, quod haec res tam secunde processit, ne quid in consulendo advorsi eveniat, quod nostras secundas res confutet, neve haec laetitia nimis luxuriose eveniat. Advorsae res edomant et docent, quid opus siet facto; secundae res laetitia transvorsum trudere solent a recte consulendo atque intellegendo. Quo maiore opere dico suadeoque, uti haec res aliquot dies proferatur, dum ex tanto gaudio in potestatem nostram redeamus.

Privatleben handeln. Denn jeder von uns, wenn er glaubt, es geschehe etwas gegen seinen Vorteil, kämpft mit aller Macht dagegen, damit nichts gegen denselben geschehe, indes jene dies ruhig haben geschehen lassen." — Ferner: „Wer am strengsten sich gegen sie ausspricht, spricht so: sie sind willens gewesen, Feinde zu werden. Giebt es denn wohl unter euch irgend einen, der, was ihn betrifft, es für billig halten sollte, daß er deshalb bestraft werde, weil man ihn beschuldigt, er habe Übles thun wollen? Niemand, glaube ich. Denn ich wenigstens, was mich betrifft, ich möchte es nicht. Und ferner, wo giebt es wohl ein so hartes Gesetz, welches lautete: Wenn jemand mehr als 500 Joch Acker besitzen will, so soll seine Strafe so oder so groß sein; wenn jemand eine größere Anzahl Vieh haben will, so soll er eine so oder so große Straffumme zahlen. Wir wollen ja in allen mehr haben, und deshalb wird uns doch niemand bestrafen." — „Wenn es ferner nicht billig ist, jemandem deshalb eine Ehre zu erweisen, weil er sagt, er habe etwas Gutes thun wollen, hat es aber nicht gethan: soll es da den Rhodiensern Schaden bringen, daß sie nichts Schlimmes gethan haben, sondern nur, wie man sagt, haben thun wollen?" — „Sie behaupten, die Rhodienser seien übermütig, und machen ihnen damit etwas zum Vorwurf, was ich am wenigsten möchte, daß es mir und meinen Kindern nachgesagt würde. Gut, sie seien übermütig. Was geht uns das an? Zürnet ihr darüber, wenn jemand übermütiger ist als ihr?"

Am Schluß seiner Antikritik sagt Gellius: „Cato hat in dieser Rede ohne Unterschied alle Mittel der Verteidigung und des Angriffs in Anwendung gebracht: bald empfiehlt er die Rhodier als solche, die sich aufs beste verdient gemacht, bald rechtfertigt er sie, als wären sie unschuldig, und mahnt, nicht nach ihren Schätzen und Reichtümern Verlangen zu tragen, bald auch legt er Fürbitte für sie ein, als hätten sie aus Irrtum gefehlt, bald zeigt er, wie befreundet und eng verbunden sie dem Staate seien, bald erinnert er an die Milde und Sanftmut der

Vorfahren, bald an das Interesse des Staates. Und alles dieses hätte vielleicht mit mehr Schmuck und rhythmischem Wohlklang gesagt werden können, aber gewiß nicht mit mehr Kraft und Lebendigkeit." Wenn Cato nach den Worten des Gellius in seiner Rede alle Waffen und Hilfsmittel der Rhetorik in Bewegung setzt, so beruht eine solche Beredsamkeit doch nicht auf dem Studium der wissenschaftlichen Rhetorik, von der er überhaupt nichts wissen will, sondern sie ist ein Ausfluß des angebornen, durch eignes Nachdenken geschulten Talentes, das, frei von Künstelei, überall den richtigen Ausdruck und den wirksamsten Ton zu treffen weiß. Der strengste Ernst wechselt mit spielendem Scherz, mit Zorn und beißendem Spott; „seine Beredsamkeit," sagt Plutarch, „ist zugleich lieblich und ernst, angenehm und erschütternd, scherzhaft und herb, sinnreich und heftig." Dabei bleibt immer sein Hauptgrundsatz: rem tene, verba sequentur: „halte die Sache im Auge, so werden die Worte schon folgen." „Seine Sprache ist allerdings etwas veraltet," sagt Cicero, der den Cato als Redner außerordentlich hochstellt (Brut. 16, 63 ff., 85, 293 ff., de or. 1, 37, 171, or. 45, 152), „und einige Worte klingen allzu rauh — aber damals sprach man so. Ändre das, was jener damals nicht anders zu machen vermochte, füge noch den rhythmischen Klang hinzu, ordne die Worte, daß die Rede besser ins Gehör falle, und bringe sie gleichsam in die Fugen, und du wirst dem Cato niemanden vorziehen." Die veraltete und rauhe Sprache war wohl hauptsächlich der Grund, daß in Ciceros Zeit Catos Reden wenig mehr studiert wurden; „wer von unsern Rednern," klagt Cicero, „liest noch den Cato? wer kennt ihn überhaupt auch nur?" Indes haben sich die Reden des Cato durch die Rhetoren und Grammatiker verhältnismäßig lange erhalten. Zu besonderem Ansehen kamen sie im zweiten Jahrhundert n. Chr., zur Zeit des Kaisers Hadrian und des Rhetors Fronto, durch die damals herrschende Vorliebe für die altertümliche Litteratur; Hadrian selbst, der auch den Ennius über Vergil, den Griechen Antimachus über Homer stellte, zog

ihn dem Cicero vor. Noch im vierten Jahrhundert n. Chr. werden die Reden des Cato citiert.

Die schriftstellerische Thätigkeit des Cato war außerordentlich vielseitig. Er schrieb Anleitungen zur Landwirtschaft, Gesundheitspflege, Beredsamkeit, zur Kriegsführung und zur Handhabung des Rechts. Vielleicht waren alle diese Lehrbücher Teile eines großen didaktischen Werkes, einer Art Encyklopädie, die er unter dem Titel Praecepta ad filium für seinen Sohn Marcus schrieb, um ihn mit dem für einen Römer Wissenswürdigsten aus den betreffenden Gebieten bekannt zu machen; doch kann man bezweifeln, ob auch die Vorschriften über das Kriegs- und das Rechtswesen Bestandteile jenes für den Sohn geschriebenen Werkes gewesen sind. Mommsen sagt über diese Schriftstellerei Catos Folgendes: „Im allgemeinen tritt der Wissenschaftsbestand dieser Epoche mit großer Bestimmtheit hervor in der Gesamtheit jener von Cato für seinen Sohn aufgesetzten Handbücher, die als eine Art Encyklopädie in kurzen Sätzen darlegen sollten, was ein tüchtiger Mann (vir bonus), als sittlicher Mensch überhaupt, ferner als Redner, Arzt, Landwirt, Kriegsmann und Rechtskundiger sein müsse.*) Ein Unterschied also zwischen propädeutischen und Fachwissenschaften wurde noch nicht gemacht, sondern was von der Wissenschaft überhaupt notwendig und nützlich erschien, von jedem rechten Römer gefordert. Ausgeschlossen ist dabei teils die lateinische Grammatik, die also damals noch nicht diejenige formale Entwicklung gehabt haben kann, welche der eigentliche wissenschaftliche Sprachunterricht voraussetzt, teils die Musik und der ganze Kreis der mathe-

*) Als Definition eines Redners schickte er seiner Anweisung zum Redner den Satz voraus: „Ein Redner ist, mein Sohn Marcus, ein wackrer, redeerfahrener Mann" (Orator est, Marce fili, vir bonus, dicendi peritus); in dem Buche über die Landwirtschaft heißt die Definition: „Ein Bauer ist ein wackrer Mann, mein Sohn Marcus, im Ackerbau erfahren, dessen Eisengerät glänzt" (Colonus est vir bonus, Marce fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent).

matischen und physikalischen Wissenschaften. Durchaus sollte in der Wissenschaft das unmittelbar Praktische, aber auch nichts als dies, und dieses möglichst kurz und schlicht zusammengefaßt werden. Die griechische Litteratur wurde dabei wohl benutzt, aber nur um aus der Masse von Spreu und Wust einzelne brauchbare Erfahrungssätze zu gewinnen — „die griechische Litteratur muß man einsehen, aber nicht durchstudieren," lautet einer von Catos Weidsprüchen. So entstanden jene häuslichen Not- und Hilfsbücher, die freilich mit der Spitzfindigkeit und Unklarheit auch den griechischen Scharf- und Tiefsinn austrieben, aber eben dadurch für die Stellung der Römer zu den griechischen Wissenschaften für alle Zeiten maßgebend geworden sind."

Ob das von Gellius (11, 2) erwähnte Carmen de moribus, „Gedicht über die Sitten", auch zu den Praeceptis ad filium gehörte, ist sehr fraglich. Gellius teilt einige Sätze aus diesem Buche mit; so aus einer Schilderung guter alter Zeit die Worte: „Es war Sitte, auf dem Forum anständig, im Hause zur Notdurft gekleidet zu gehn. Die Pferde kauften sie teurer als die Köche. Die poetische Kunst stand nicht in Ehren. Wenn sich einer mit dieser Sache abgab oder fleißig Schmausereien besuchte, so hieß er ein Bummler." In demselben Buche stand der folgende schöne Vergleich: „Das menschliche Leben ist ungefähr wie das Eisen. Das nutzt sich ab, wenn es gebraucht wird; braucht man es aber nicht, so bringt ihm doch der Rost den Untergang. Auch die Menschen sehen wir sich abnutzen, wenn sie ihre Kräfte brauchen; braucht man sie aber nicht, so bringt Müßiggang und Trägheit mehr Schaden, als die Anstrengung." — Ein Versmaß ist allerdings aus diesen Worten schwer herauszufinden; lag ein solches zu Grunde, so war es gewiß kein griechisches, sondern das saturnische.

Noch ist zu erwähnen, daß Cato auch Briefe, welche an seinen Sohn gerichtet waren, und vielleicht auch solche an andre Personen veröffentlicht hat. Dann existierte von ihm eine Sammlung von witzigen und treffenden Aussprüchen be-

rühmter Männer (facete dicta, ἀποφθέγματα), die er als Früchte seiner Lektüre griechischer Schriftsteller für sich zusammengestellt hatte; auch gab es eine wahrscheinlich bald nach seiner Zeit entstandene Sammlung seiner eigenen Witzworte und Sentenzen, von denen noch eine große Zahl bei Plutarch zu lesen ist. Übrigens hat die jetzt noch existierende, in der Kaiserzeit entstandene Sammlung von Spruchgedichten in metrischer Form, die den Namen Catos trägt, mit Cato nichts zu schaffen.

Die einzige noch vollständig vorhandene Schrift des Cato ist das Werk de re rustica („über die Landwirtschaft"). Cato selbst hat von Jugend auf, als echter Römer alter Zeit, mit Vorliebe sich mit Landwirtschaft beschäftigt. „Als er sich mit Eifer auf Erwerb zu legen begann," sagt Plutarch, „fand er, daß der Landbau mehr angenehme Unterhaltung als Geldquelle sei; daher kaufte er Teiche, warme Quellen u. s. w., auch Güter, die natürliche Weiden und Gehölze hatten, wovon er viele Einkünfte zog." Vom Ackerbau suchte er natürlich auch Gewinn zu ziehen, wie denn das Streben nach Geld und Besitz echte Römerart war; aber er verband damit, wie man aus Plutarchs Worten ersieht, eine einträgliche Viehzucht. „Als ihn jemand fragte," erzählt Cicero (de off. 2, 25), „was am meisten förderlich sei zur Vermehrung des Vermögens, antwortete er: ein guter Viehstand. — Was zweitens? Ein ziemlich guter Viehstand. — Was drittens? Ein geringer Viehstand. — Was viertens? Der Ackerbau." Den Ackerbau erklärte er selbst in der Vorrede zu seiner Schrift über die Landwirtschaft für den frömmsten, sichersten und neidlosesten Erwerb; wer dieser Beschäftigung obliege, komme am wenigsten auf schlechte Gedanken; von den Bauern stammten die tüchtigsten Männer und bravsten Soldaten. Das Buch de re rustica ist keine allgemein über die ganze Landwirtschaft und den Ackerbau sich verbreitende Schrift, sondern eine Anleitung für die Bewirtschaftung eines bestimmten Gutes des L. Manlius, das bei Casinum und Venafrum lag. Auf diesem Gute wurde wenig Ackerbau betrieben, weil die Äcker desselben

verpachtet waren. Daher ist in der catonischen Schrift von Getreidebau auch wenig die Rede, desto mehr aber von Wein- und Olivenbau; denn in der Gegend von Casinum wuchs trefflicher Wein, und treffliches Öl bei Venafrum. Das Buch zerfällt in einen systematischen und einen speziellen Teil; der letztere enthält „in ziemlicher Unordnung eine bunte Menge von Rezepten, Haushaltungsregeln, Formeln für Kauf und Miete, für Opfer und sympathetische Kuren, sogar Handwerkeradressen aus Casinum und Venafrum. Der Ton entspricht der schroffen Weise des Cato; aphoristisch hingeworfene kurze Sätze von großer Bestimmtheit lösen einander ab.“ Da die Sprache nur geringe altertümliche Färbung zeigt, so vermutet man, daß das Buch in späterer Zeit eine modernisierende Überarbeitung erfahren habe.

Zweite Periode.

(78 v. Chr. bis 14 n. Chr.)

---

6. Marcus Tullius Cicero.

(106 bis 43 v. Chr.)

Nachdem die vorher betrachteten Männer die römische Litteratur ins Leben gerufen hatten, folgte seit etwa dem Untergang Karthagos eine Zeit, die wenigstens der Fortbildung der Poesie nicht besonders günstig war. Seit dem Falle von Karthago und Korinth verfiel die Nobilität, die in den Provinzen ihr schamloses Raubwesen trieb, immer mehr in niedere Genußsucht und Schwelgerei, und auch das Volk begann, seit Rom keinen äußeren Feind mehr zu fürchten hatte, seine alte Spannkraft zu verlieren und ergab sich allmählich der Genußsucht, der Zuchtlosigkeit und Trägheit. Mit der gracchischen Zeit aber fingen infolge der allmählich eingerissenen Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse die leidenschaftlichen politischen Kämpfe der Nobilität und der Volkspartei an, welche zu Revolution und blutigen Bürgerkriegen führten. Solche Zustände sind kein gedeihlicher Boden für Poesie, und daher kam es, daß die Zeit von dem Untergange Karthagos bis zum Tode des Sulla auf dem Gebiete der Poesie nur wenige Erzeugnisse von größerer Bedeutung geliefert hat. Wir erwähnen unter diesen nur die verloren gegangenen Satiren des Ritters C. Lucilius (180—103 v. Chr.), der dieser eigentümlich römischen Dichtungsart zuerst ihren Charakter gab, indem er die Gebrechen seiner Zeit mit heiterer Laune und treffendem Witz einer scharfen, schonungslosen Kritik unterwarf.

Fehlte es also innerhalb des bezeichneten Zeitraumes der römischen Nation im allgemeinen an dichterischem Vermögen und Streben, so wuchsen dagegen zu selber Zeit in der Hitze der Parteikämpfe die Beredsamkeit und die Geschichtschreibung. Von Geschichtschreibern begegnet uns von Cato bis Sulla eine nicht unbeträchtliche Reihe; aber sie bilden allerdings in Auffassung, Form und Anordnung nur eine Fortsetzung der früheren Annalisten; ihre Werke, die Quellen der späteren Geschichtschreiber, waren einförmig, schmuck- und kunstlos. Einen höheren Schwung hatte die Beredsamkeit genommen, ganz besonders durch C. Gracchus, dessen von edler Leidenschaft erfüllte Reden, wie wir noch heute aus den geringen Resten derselben erkennen können, von gewaltiger Wirkung gewesen sein müssen und zu den besten klassischen Schriften der Römer zu rechnen sind; sie gelten als der Anfang der eigentlichen rednerischen Kunst. In der Generation nach ihm werden L. Licinius Crassus (140—91) und M. Antonius (142—87) als die größten Meister der Beredsamkeit gerühmt. Ihre höchste künstlerische Ausbildung aber erhielt die Beredsamkeit in der Periode, in welche wir jetzt eintreten, in der zweiten Periode oder dem goldnen Zeitalter der römischen Litteratur.

Das Charakteristische in dieser zweiten Periode war, daß jetzt der hellenische und der römische Geist sich zu engem Bunde geeinigt haben, daß die hellenische Bildung und Litteratur, welche schon zur Zeit des Livius Andronicus sich in Italien und Rom Eingang verschafft hatte, aber noch lange von einer nationalen Partei aus bekämpft worden, im Verlauf der Jahre unter den höheren Ständen eine allgemeine Verbreitung gefunden und das römische Leben nach allen Richtungen hin durchdrungen hat. Gelehrte Griechen, und unter ihnen nicht wenige durch Geist und Wissen bedeutende Männer, haben in unendlicher Zahl sich nach Rom gezogen und sind in alle Häuser der Aristokratie aufgenommen als Lehrer der Jugend und Gesellschafter der Erwachsenen. Der Jugendunterricht ist ganz in den Händen von Griechen oder griechisch gebildeten Männern, Jung und Alt studieren die griechi-

schen Schriften; man machte Studienreisen nach den Centralpunkten griechischer Wissenschaft und Kunst, namentlich nach Athen, Apollonia, Rhodus, Mytilene, den Hauptsitzen der philosophischen und rhetorischen Studien. Die Kunstwerke Griechenlands waren massenhaft nach Rom gekommen, in den Besitz des Staates und der Privaten, und ebenso wanderten in Menge dorthin die griechischen Bücherschätze. Unter solchen Verhältnissen gewann die römische Schriftstellerei an Achtung und Popularität; es wurde viel geschrieben, und namentlich bethätigten sich auch Männer aus den vornehmsten Ständen auf den verschiedenen Gebieten der römischen Litteratur mit Eifer und Glück. So nahm die römische Litteratur einen mächtigen Aufschwung und erreichte ihre höchste Blütezeit.

Die Erzeugnisse dieser Litteratur verleugnen ihren römischen Ursprung nicht; aber der gediegene, von griechischem Geiste durchdrungene nationale Inhalt stellt sich dar in sorgfältig ausgearbeiteter, von den Hellenen erlernter Form. Zunächst, in der ersten Hälfte dieses Zeitraums, erreichte die Prosa ihre Höhe, und zwar zumeist in den mit dem praktischen Leben zusammenhängenden Gebieten, besonders in der Beredsamkeit und der Geschichtschreibung, während die Poesie noch zurückblieb. Diese tritt erst in der zweiten Hälfte, in dem friedlichen augusteischen Zeitalter, in den Vordergrund. Die vorhergehende Zeit der vollendeten Prosa kann man das ciceronianische Zeitalter nennen, da Cicero in demselben die hervorragendste Persönlichkeit in der Litteratur und der maßgebende Mittelpunkt war.

Marcus Tullius Cicero*) war geboren am 3. Januar

---

*) Den Beinamen Cicero sollen die arpinatischen Tullier nach Plutarch (Leben des Cicero 1) von einem Auswuchs, den einer der Vorfahren in Gestalt einer Kichererbse (cicer) auf der Spitze der Nase trug, erhalten haben. Wahrscheinlicher ist die Ableitung von der Kultur der Kichererbse, welche einer der Vorfahren mit Vorliebe mag betrieben haben. In ähnlicher Weise entstand der Name Piso von pisum (Erbse), Fabius von faba (Bohne), Lentulus von lens (Linse).

106 v. Chr. auf einem Landgute seines gleichnamigen Vaters in der Nähe von Arpinum, der Vaterstadt des Marius, dessen Vatersschwester seine Großmutter war. Er war neun Monate älter als Pompejus, sechs Jahre älter als Julius Cäsar. Arpinum war eine kleine, ursprünglich volskische Stadt im südöstlichen Latium, welche im J. 303 v. Chr. das römische Bürgerrecht, aber erst das Stimmrecht im J. 188 v. Chr., zur Zeit von Ciceros Großvater, erhalten hatte; und daraus erklärt es sich wohl, daß erst Ciceros Vater, nicht sein Großvater, römischer Ritter genannt ward. Das Geschlecht des Cicero war von alter Zeit her in Arpinum ansässig und gehörte zu den wohlhabendsten und angesehensten der Stadt. Das Landhaus in der Nähe der Stadt, das die Familie in der Regel bewohnte, in einer gesunden und freundlichen Landschaft gelegen, war einfach und unscheinbar, so daß Cicero selbst es mit dem sabinischen Gütchen des Curius Dentatus verglich, wurde aber von Ciceros Vater und noch mehr von Cicero selbst, dem der Schauplatz seiner Jugend stets lieb und wert blieb, beträchtlich erweitert. Die Mutter unseres Cicero, Helvia, hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen in das Haus gebracht und war eine tüchtige, sorgsame Hausfrau. Doch fehlte es ihr auch an Bildung nicht, ihr Gatte fand an ihr bei der Erziehung der Kinder eine gute Unterstützung. Dieser, ein höchst achtbarer Mann und Freund der Wissenschaften, zog wegen seiner schwächlichen Gesundheit das Landleben dem Aufenthalte in Rom vor und trug für die Erziehung und den Unterricht der beiden Söhne, des Marcus und des vier Jahre jüngeren Quintus, die treuste Sorge.

Die ersten Jugendjahre des M. Cicero fallen in die Zeit, wo Marius, der arpinatische Bauernsohn, mit seinen Kriegsthaten die Welt mit Bewunderung erfüllte. Natürlich war in Arpinum der große Landsmann in aller Munde, und namentlich wird sich in dem ciceronischen Hause das Gespräch gar oft und mit Stolz um den berühmten Verwandten gedreht haben. In der Seele des jungen Marcus mochte der Ruhm des gefeierten

Mannes, der aus niederem Stande sich zu solcher Höhe durch seine persönliche Tüchtigkeit emporgeschwungen hatte, eine tiefe Wirkung geübt und die ersten Keime des Ehrgeizes wachgerufen haben, so daß schon jetzt in ihm der Gedanke erwuchs, dem großen Verwandten nachzustreben und in ähnlicher Weise sich aus seinem Dunkel zu Glanz und Ruhm emporzuarbeiten. Daß er schon in seiner frühesten Jugend von glühendem Ehrgeiz erfüllt gewesen, sagt Cicero selbst in einem Briefe an seinen Bruder Quintus; sein Wahlspruch war der homerische Vers: „Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern“; aber allerdings zu einem Kriegsmann war Cicero nicht angelegt, das mochte der Knabe selbst fühlen. Doch gab es in dem römischen Staate neben der Laufbahn des Kriegers noch einen zweiten Weg, auf welchem man Ruhm und Ehre erlangen konnte, den eines Redners und Staatsmannes; und diesen faßte der junge Cicero mit einer unermüdlichen Lernbegierde ins Auge.

Als der Vater Ciceros den eigenen Unterricht für die beiden Söhne nicht mehr für ausreichend hielt, zog er mit denselben zu ihrer weiteren Ausbildung nach Rom, wo er auf den Carinen ein Haus besaß. Hier genossen die beiden Knaben unter der Leitung des großen Redners Crassus den Unterricht griechischer Lehrer, unter denen auch der Dichter Archias war, welchen Cicero später in der noch erhaltenen Rede vor Gericht verteidigte. Der junge Marcus leuchtete nach dem Zeugnis des Plutarch durch sein Talent und seine Strebsamkeit vor seinen Mitschülern so hervor und erwarb sich unter den Knaben so sehr Namen und Ansehen, daß selbst ihre Väter in die Schule kamen, um den Cicero von Angesicht zu sehen und seine vielgepriesene schnelle Auffassung beim Unterrichte kennen zu lernen. Unter des Archias Anleitung versuchte er sich schon früh in der Dichtkunst, er verfaßte unter anderem als Knabe von 15 bis 16 Jahren ein Gedicht Glaucus Ponticus in trochäischen Tetrametern, etwas später ein episches Gedicht über die Thaten des Marius und übersetzte des Aratus *Φαινόμενα καὶ Διοσημεῖα*, sowie Abschnitte aus Homer

in lateinische Hexameter. Diese poetischen Arbeiten betrieb er, nach der damaligen Sitte der römischen Jugend, mehr als Stilübung, als daß sie von innerem dichterischen Drange wären veranlaßt worden. Seine Hauptneigung war der Beredsamkeit zugewendet, für welche er eine besondere Anlage zeigte. Um hierin sich auszubilden, versäumte er keine Gelegenheit. Er besuchte häufig das Forum, um die Reden eines M. Antonius und L. Crassus zu hören, trat in Beziehung zu den großen Schauspielern Aesop und Roscius, aus deren Kunst er für seinen späteren Beruf als Redner Vorteil zu ziehen trachtete, sowie zu sonstigen gebildeten und gelehrten Männern.

Im J. 91 oder 90 v. Chr. legte Cicero die toga virilis an, was damals im 15. oder 16., in früherer Zeit gewöhnlich im 17. Lebensjahre geschah. Damit trat der junge Römer aus der Knabenzeit heraus und wurde befähigt zum Kriegsdienste wie zu öffentlichen Geschäften, zum Stimmrecht und zu privatrechtlichen Handlungen, ohne jedoch die Volljährigkeit und die Unabhängigkeit von der väterlichen Gewalt zu erlangen, die erst mit dem 25. Lebensjahr eintrat. Nach Anlegung der toga virilis hörte der gewöhnliche Jugendunterricht auf, und der vornehme Römer, der sich dem Militärdienste widmen wollte, begann sein tirocinium militiae, indem er in das Gefolge eines Feldherrn eintrat und sich für eine Offizierstelle vorbereitete; wer dagegen die staatsmännische Laufbahn erwählte, hielt ungefähr ein Jahr lang sein tirocinium fori. Er besuchte häufig das Forum und wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, weniger jedoch, um sich aktiv zu beteiligen, als um zu lernen. Dies geschah in der Weise, daß er sich einem bewährten Staatsmann anschloß, in dessen Begleitung er den gerichtlichen und politischen Verhandlungen beiwohnte und dessen Belehrung er umgangsweise genoß. So wurde jetzt Cicero von seinem Vater in die Obhut des Augurs Q. Mucius Scävola gegeben, der für einen großen Kenner des Rechts galt, damit er unter dessen Anleitung sich namentlich mit dem Rechte bekannt mache. Cicero wich nicht von seiner Seite

und schloß sich nach dessen Tode (87) einem noch vorzüglichern Rechtsgelehrten aus derselben Familie an, dem Oberpontifex Q. Mucius Scävola. Neben dem Studium des Rechts setzte Cicero auch seine rhetorischen und die seit etwa 90 v. Chr. schon begonnenen philosophischen Studien fort. Zuerst hatte er sich dem Epikureer Phädrus zugewandt; dann schloß er sich, von 88 an, dem Akademiker Philon von Larissa an, der sich, als Sulla Athen besetzte, von da nach Rom geflüchtet hatte. Den Stoiker Diodot nahm er in sein Haus auf und trieb mit ihm vornehmlich Dialektik; kein Tag verging ohne Redeübungen in griechischer und lateinischer Sprache.

Die Studienzeit Ciceros war im J. 89 für kurze Zeit unterbrochen worden durch seine Teilnahme an dem Krieg gegen die aufgestandenen italischen Bundesgenossen (bellum marsicum), der Rom in große Gefahr brachte und die gesamte römische Jugend unter die Waffen rief. Cicero diente in dem Heere des Konsuls Cn. Pompejus Strabo zugleich mit dessen Sohn Pompejus Magnus, der ihm gleichaltrig war. Pompejus Strabo kämpfte in diesem Jahre glücklich gegen die Marser; doch scheint Cicero sich gerade nicht durch Heldenthaten ausgezeichnet zu haben. Er war froh, daß er noch in demselben Jahre zu seinen friedlichen Studien zurückkehren konnte, und nahm dieselben mit verdoppeltem Eifer wieder auf.

Auch während der bald folgenden blutigen Bürgerkriege zwischen den Marianern und Sullanern lebte Cicero in völliger Zurückgezogenheit, nur mit den Wissenschaften und rhetorischen Übungen beschäftigt; sein jugendliches Alter gab ihm das Recht, sich den Parteien fern zu halten. Nachdem aber durch Sulla wieder Ruhe und Ordnung hergestellt war, wagte es Cicero, durch mehrjährige unermüdliche Anstrengungen für die praktische Laufbahn vorbereitet, in das öffentliche Leben hervorzutreten und im Dienste des Rechts und der Ordnung sich als Redner zu erproben. Er trat unter Sullas Diktatur öfter in Civil- wie in Kriminalprozessen als Verteidiger auf. Die uns erhaltene Rede

für P. Quinctius, in einer Privatangelegenheit gesprochen, war die erste in der von ihm veranstalteten Sammlung seiner Reden, doch nicht die zuerst gehaltene. Sein Gegner in dieser Rechtssache war der bis dahin als der vorzüglichste Redner Roms anerkannte Q. Hortensius, der auch jedenfalls hier den Sieg davontrug, da im andern Falle Cicero gewiß seinen Triumph irgendwo ruhmredig würde erwähnt haben. Seinen Ruf als Redner begründete Cicero zuerst im J. 80 als junger Mann von 26 Jahren durch die Verteidigung des S. Roscius von Ameria, der des Vatermordes angeklagt war. Der Vater desselben, ein reicher Gutsbesitzer, war von Verwandten ermordet worden, welche mit einem Freigelassenen und Günstling des Sulla, Chrysogonus, gemeinsame Sache machten, um das Vermögen des Gemordeten unter sich zu teilen. Um ihrer Sache einen gesetzlichen Schein zu geben, setzten sie den getöteten Roscius auf die Proskriptionsliste, und Chrysogonus kaufte die Güter um eine unbedeutende Summe; um vor dem Sohne sicher zu sein, ließen sie ihn des Vatermordes anklagen. Cicero übernahm die Verteidigung des unschuldig Verfolgten und bewirkte durch seine treffliche Rede voll warmer Begeisterung für Wahrheit und Recht die Freisprechung des Jünglings. Sein Ruhm war um so größer, da er den Mut gehabt hatte, dem mächtigen Günstling des Diktators zum Schutze der Unschuld offen und frei entgegenzutreten. Die Rede verschaffte ihm nach seinen eigenen Worten so viel Empfehlung, daß er fortan jeder noch so schweren Aufgabe gewachsen schien.

Im folgenden Jahre (79) unternahm Cicero eine Reise nach Griechenland und Asien, nicht, wie Plutarch behauptet, aus Furcht vor Sulla, dessen Arm ihn auch leicht in der Provinz hätte erreichen können, sondern um sich in seiner Kunst weiter auszubilden und um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Er selbst erzählt in seinem Brutus: „Mein Körper war damals außerordentlich hager und schwächlich, der Hals schlank und dünn, kurz, ich besaß einen Wuchs und eine Figur, der man

keine Aussicht auf langes Leben zu stellen pflegt, besonders für den Fall, daß Arbeit und große Anstrengung der Lunge hinzukommt. Und dies beunruhigte alle, denen ich teuer war, um so mehr, als ich alles ohne Nachlaß, ohne Abwechslung, mit größter Kraft der Stimme und Anstrengung des ganzen Körpers sprach. Meine Freunde und die Ärzte redeten mir deshalb zu, das Sachwalteramt niederzulegen; ich wollte mich dagegen lieber jeder Gefahr unterziehen, als dem gehofften Ruhm als Redner entsagen. Weil ich aber bedachte, daß ich durch Dämpfung und Mäßigung der Stimme und durch Veränderung meiner Sprechweise nicht nur der Gefahr entgehen, sondern auch gemäßigter werden könne, so war mir dies ein Grund, nach Asien zu reisen."

In Athen verweilte Cicero sechs Monate und beschäftigte sich daselbst mit seinem Bruder Quintus und mit T. Pomponius Atticus, der bis ins Alter hinein sein treuester und vertrautester Freund war, hauptsächlich mit philosophischen Studien; auch ließ er sich damals mit Atticus in die eleusinischen Mysterien einweihen. Von Athen begab sich Cicero in die römische Provinz Asien, wo er überall die berühmtesten Rhetoren aufsuchte, um mit ihnen seine Redeübungen fortzusetzen. Dann ging er nach Rhodus hinüber, um die Belehrung und Unterweisung des ausgezeichneten Rhetors Apollonius Molon, den er schon in Rom mit Bewunderung gehört, zu genießen. „Dieser bemühte sich, seinen in jugendlicher Ungebundenheit frei dahinströmenden Redefluß zu mäßigen und, da er gleichsam über die Ufer trat, ihn einzudämmen" (Brut. 91); die Leistungen des jungen Römers aber preßten ihm eines Tages den verzweifelten Ausruf aus: „Ich lobe und bewundere dich, mein Cicero, aber Griechenlands Schicksal beklage ich; denn die einzigen Vorzüge, welche uns noch übrig geblieben waren, sind durch dich an die Römer übergegangen" (Plutarch Cic. 4). In Rhodus lernte Cicero auch den gelehrten Stoiker Posidonius kennen, mit dem er in der Folge in Briefwechsel blieb. Nach zwei Jahren kehrte er „nicht bloß geübter, sondern fast umgewandelt", kräftig an Körper

und Geist, nach Rom zurück, wo er jetzt als würdiger Nebenbuhler der Redner C. Cotta und Q. Hortensius auftreten konnte.

Bald nach seiner Rückkehr vermählte sich Cicero mit Terentia und nahm seine frühere Thätigkeit als Sachwalter wieder auf. Er führte mehrere bedeutende Rechtsfälle als Verteidiger mit Erfolg durch und erwarb sich durch seinen Eifer solche Anerkennung bei dem Volke, daß er im J. 76 v. Chr. in einem Alter von 30 Jahren für das folgende Jahr einstimmig zum Quästor erwählt wurde. Er diente als solcher in Sicilien unter dem Proprätor Sextus Peducäus, einem humanen und gebildeten Mann, mit welchem er auch für die Folge in freundschaftlichem Verhältnisse blieb, und zwar in der westlichen Hälfte Siciliens; denn diese Provinz hatte immer zwei Quästoren, von denen der eine in Syrakus, der andere in Lilybäum seinen Sitz hatte. Damals war in Sicilien das Getreide schlecht geraten, so daß man in Rom eine beträchtliche Steigerung der Preise befürchten mußte. Der neue Quästor, der sich in Rom beliebt machen wollte, war darauf bedacht, möglichst viel Getreide und zwar um ziemlich mäßigen Preis nach Rom zu schicken, und erwarb sich dadurch keineswegs die Gunst der Sicilianer; aber bald versöhnte er sie durch sein schonendes, gerechtes und uneigennütziges Verfahren, so daß man ihm bei seinem Abgange „unerhörte Ehren“ beschloß. Noch größere Anerkennung erwartete der ehrgeizige junge Mann, der mit der Welt noch wenig bekannt war, in Rom wegen seiner verdienstlichen Wirksamkeit; aber wie fand er sich getäuscht, als er auf seiner Rückreise in Puteoli mit Bekannten aus Rom zusammentraf, die nicht einmal wußten, daß er in Lilybäum Quästor gewesen. Das kränkte ihn; die gemachte Erfahrung aber hat ihm, wie er selbst erklärt, mehr genützt, als wenn ihn damals alle Welt beglückwünscht hätte. „Nachdem ich erkannt“, sagt er, „daß das römische Volk stumpfe Ohren, aber scharfe Augen hat, hörte ich auf, daran zu denken, was die Leute über mich hören würden, und beschloß, beständig im Angesichte der Stadt zu leben und dem Volke nicht mehr von der Seite zu weichen.“ Darum

trug er auch nach der Prätur und dem Konsulat kein Verlangen, in eine Provinz zu gehen.

Nach Verwaltung der Quästur trat Cicero dem Gesetze gemäß in den Senat ein; aber er widmete nicht schon damals alle seine Kräfte der Senatspartei. Er wußte, daß er als Emporkömmling, als homo novus, von der Nobilität, die im Senat Sitz und Stütze hatte, nicht Förderung, sondern eher Hemmung und Zurücksetzung zu erwarten habe, und suchte daher, ohne gerade der Demokratenpartei sich anzuschließen, seine Stütze in dem Volke. Er trat in vielen Rechtshändeln als Verteidiger auf, erschien täglich auf dem Forum und war jedermann zu jeder Stunde zugänglich, um sich auf diese Weise dem Volke als Kandidat der Ädilität zu empfehlen. Denn um die nächste Würde, das Volkstribunat, mochte er sich nicht bewerben, da er in diesem Amte eine entschiedene Parteistellung hätte nehmen und es entweder mit der einen oder der anderen Partei hätte verderben müssen. Es gelang dem Cicero, daß er für das J. 69 vor allen Mitbewerbern zum kurulischen Ädilen erwählt wurde. In diesem Amte trieb er nur mäßigen Aufwand zur Vergnügung des Volkes; aber er verteilte an dasselbe eine große Masse Getreide, das ihm von den dankbaren Sicilianern zum Geschenk gegeben worden war, dafür, daß er kurz vorher für sie den berüchtigten Prozeß gegen Verres mit größtem Eifer und schönstem Erfolg geführt hatte.

C. Verres hatte seit 73 v. Chr. als Proprätor von Sicilien diese Provinz drei Jahre lang mit unerhörter Schamlosigkeit, Härte und Grausamkeit ausgeplündert und mißhandelt. Als er im J. 70 als Privatmann nach Rom zurückgekehrt war, beschlossen die sicilischen Gemeinden, ihn wegen Erpressung zu belangen, und baten den Cicero, der als Redner und Sachwalter einen großen Ruf besaß und während seiner Quästur sich ihr Vertrauen und allgemeine Liebe erworben, die Anklage zu übernehmen. Cicero willfahrte ihnen gern teils aus Mitleid mit den Mißhandelten, teils auch, wie er in seinen Reden hervorhebt, aus Haß gegen alles Schlechte und aus Rücksicht gegen den Staat,

welche erforderte, daß so große Verbrecher, wie Verres war, zur Rechenschaft gezogen und andere von gleichen Schandthaten abgeschreckt würden. Es war dem emporstrebenden Manne, den die Nobilität mit Eifersucht betrachtete und niederzuhalten suchte, die Gelegenheit willkommen, die Entartung dieser die Provinzen verwüstenden Klasse und namentlich die schmachvolle Haltung des Senates, seine gewissenlose Rechtspflege und seine Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung bloßzustellen und zu züchtigen und die ihm entgegenarbeitenden Feinde zu schrecken. Ferner war es bekannt, daß Q. Hortensius den Verres verteidigen wollte. Dieser, acht Jahre älter als Cicero, galt allgemein unter seinen Zeitgenossen für den größten Redner und hatte durch sein Talent, seinen Reichtum und seine Verbindungen mit der Nobilität großes Ansehen und Einfluß. Er beherrschte die Gerichte und trat überall als der geschickte Verteidiger der Ansprüche und gesetzwidrigen Handlungen der Nobilität auf. Cicero war überzeugt, daß „dem Herrn der Gerichte“ in diesem Prozesse des Verres seine Künste nicht gelingen würden; er hoffte ihn zu überwinden. Dann stand er in den Augen des Volkes da als ein siegreicher Schützer des Rechts, als ein Hort des Volkes und des Staates gegen die Schlechtigkeit der Nobilität und als der erste Redner und Sachwalter Roms.

Cicero betrieb den Prozeß mit aller Energie eines ruhmbegierigen, aufstrebenden Mannes, um so mehr, da Verres und seine zahlreichen und einflußreichen Freunde alles anwandten, um die Klage zu hintertreiben, um sie dem Cicero zu entwinden oder in das nächste Jahr hinauszuschieben, weil durch die höchsten Magistrate dieses Jahres die Umstände alsdann für Verres günstiger waren. Er verschmähte das Gold der Gegenpartei und machte ihre Intriguen zu nichte. Da ein gewisser Q. Cäcilius Niger, der unter Verres Quästor in Lilybäum gewesen, auf dessen Anstiften, um den Cicero zu verdrängen, mit der Forderung auftrat, den Verres anklagen zu dürfen, so wurde vor dem Prozeß eine sogenannte divinatio nötig, eine Entscheidung unbeeidigter

Richter, welcher von den Kompetenten das Vorrecht der Klage erhalten sollte. Cicero siegte, indem er in seiner Rede gegen Cäcilius, welche ebenfalls divinatio hieß — divinatio in Caecilium — das Spiel seiner Gegner aufdeckte und die Unfähigkeit des Cäcilius nachwies, und durchreiste alsdann in größter Eile, in 50 Tagen, ganz Sicilien, um sich die nötigen Beweise und Zeugen zu verschaffen. Am 5. August (nach altem Kalender) begann die erste Gerichtsverhandlung. Damit der Prozeß sich nicht in das nächste Jahr verschleppe, entschloß sich Cicero zu einem ungewöhnlichen Verfahren. Anstatt eine ausführliche glänzende Anklagerede zu halten, sprach er zur Einleitung nur wenige Worte und ging dann die wichtigsten Klagepunkte in der Weise durch, daß nach einer kurzen Erörterung bei jedem einzelnen die Zeugen befragt und die Beweisurkunden vorgelesen wurden (Actio I. in Verrem). Der Prozeß dauerte nur neun Tage; die vorgebrachten Anklagen waren so massenhaft, die Beweise und das ganze Verfahren des Redners so überwältigend, daß Verres vom dritten Tage an sich nicht mehr im Gerichte sehen ließ und, von seinem Patron Hortensius verlassen, freiwillig die Stadt räumte. Er wurde vom Gericht zu Verbannung und zum Schadenersatz im Betrag von 40 Millionen Sestertien verurteilt. Um sich selbst und den Urteilsspruch zu rechtfertigen, zugleich auch, um seine Beredsamkeit leuchten zu lassen, verarbeitete Cicero das gegen Verres gesammelte Material in fünf Büchern der Actio II. in Verrem.

Seit der Besiegung des Verres und des Hortensius galt Cicero für den ersten Sachwalter und Redner Roms und genoß wegen des bewiesenen Mutes und Rechtsgefühls, wegen seines Talentes und seiner unermüdlichen Thätigkeit in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen des Volkes. Deshalb konnte er es auch während seiner Ädilität (69) verschmähen, durch die gewöhnlichen niederen Mittel, durch glänzenden Aufwand für die Belustigung der Menge um die Volksgunst zu werben. Er gab mit mäßigen Kosten drei Spiele; aber die Verteilung des von

den Siciliern geschenkten Getreides gewann ihm doch manche Stimme für die Prätur, um welche er sich für das J. 66 bewarb. Er wurde wiederum vor allen seinen Mitbewerbern einstimmig gewählt und verwaltete die städtische Prätur mit Auszeichnung.

Während seiner Ädilität war Cicero auch öfter als Sachwalter in Privatprozessen aufgetreten. In dieses J. 69 fallen unter anderen seine Reden pro M. Fonteio und pro A. Caecina, in das folgende wahrscheinlich die Rede pro Roscio comoedo. Während seiner Prätur verteidigte er den A. Cluentius gegen die Anschuldigung der Vergiftung seines Vaters, „ein höchst zweifelhafter und sittlich widerlicher Fall, dessen Übernahme dem Cicero wenig Ehre macht“ (Teuffel). Als Prätor hielt er auch seine erste Staatsrede pro lege Manilia oder de imperio Cn. Pompei. Der Tribun Manilius hatte den Gesetzesvorschlag gemacht, dem Lucullus die Führung des Krieges gegen Mithridates abzunehmen und dem Pompejus, der nach Beendigung des Seeräuberkrieges in der Nähe des Kriegsschauplatzes stand, mit den ausgedehntesten Vollmachten zu übertragen. Der hochangesehene Q. Catulus und der Redner Hortensius bestritten den Vorschlag als verfassungswidrig und verderblich; aber andere hervorragende Männer, wie der Konsular Servilius Isauricus und der Volksfreund Julius Cäsar, empfahlen das Gesetz dem ohnedies für Pompejus begeisterten Volke. Der Sieg war sicher vorauszusehen, und der Prätor Cicero übernahm es nur noch, nach der hergebrachten Form den Vorschlag in einer Staatsrede in Schutz zu nehmen und durchzuführen. Die Tribus genehmigten das Gesetz einstimmig.

Cicero hatte die Empfehlung des manilischen Vorschlages hauptsächlich übernommen, weil er wußte, daß er sich dadurch dem Volke genehm machen würde, und um sich für seine demnächstige Bewerbung um das Konsulat die Gunst und Unterstützung des mächtigen Pompejus zu verschaffen. Denn auf dem Wege nach dieser höchsten Staffel der Ehren, dem Konsulat, das

seit vielen Jahren nur in dem Besitz der Nobilität gewesen, hatte Cicero viele Hindernisse zu überwinden. Der größte Teil der Nobilität betrachtete ihn als politischen Gegner und arbeitete seiner Wahl entgegen, um Männer ihres Standes und ihrer Partei ans Ruder zu bringen; zu dem gemeinen Mittel der Bestechung aber, welches mehrere seiner Mitbewerber in großartigem Maße anwendeten, sich herabzulassen, erlaubte ihm sein edles Selbstgefühl nicht. Da galt es denn, auf alle Weise sich einflußreiche Freunde und Gönner zu erwerben. Er verpflichtete sich viele durch Führung ihrer Prozesse; selbst seinen Mitbewerber Catilina verteidigte er gegen eine Klage wegen Erpressung, damit dieser bei der Bewerbung rücksichtsvoller gegen ihn auftrete. Er bat seinen Freund Atticus, daß er für ihn bei Pompejus, der noch in Asien beschäftigt war, und in Rom wirken möchte, und ging selbst nach Oberitalien, um sich dort zu empfehlen. Auf die Verwaltung einer Provinz, die er nach Ablauf der Prätur beanspruchen konnte, hatte er verzichtet, um in Rom stets unter den Augen des Volkes verbleiben zu können.

Übrigens wären vielleicht alle Bemühungen des Cicero fruchtlos geblieben, wenn nicht schlimme Gerüchte über verschwörerische, auf den Umsturz des Staates gerichtete Pläne des Catilina, die er als Konsul durchzuführen gedächte, in die Öffentlichkeit gedrungen wären und unter der Aristokratie großen Schrecken verbreitet hätten. Schon zweimal hatte sich Catilina vergebens um das Konsulat beworben; jetzt bot er alle möglichen Mittel auf und zog alle verderbten und herabgekommenen Elemente der Bürgerschaft an sich, um für das J. 63 sich und seinem Verbündeten, dem C. Antonius Hybrida, das Konsulat zu verschaffen und in dieser Machtstellung sich und seine Helfershelfer durch Vernichtung der Schuldbücher und Proskription der Reichen aus der Schuldennot und Schande zu befreien. Keiner aus der Mitte des Adels verspürte Lust, den Kampf gegen den gefährlichen, jedes Verbrechens fähigen Mann zu übernehmen, und so trat denn die Adelspartei, ihres Standeshochmuts vergessend,

auf die Seite des Cicero, dem sie Mut und Energie genug zutraute, das verbrecherische Treiben seines Gegners zu unterdrücken. Da Cicero ohnedies einen großen Teil des Volkes für sich hatte, so wurde er am Wahltage ohne die gewöhnliche Abstimmung der Centurien durch allgemeinen Zuruf zum ersten Konsul für das nächste Jahr 63 ernannt. Dagegen konnte nicht verhindert werden, daß Antonius zu seinem Mitkonsul gewählt wurde, während Catilina nur einige Stimmen weniger hatte als dieser. Cicero wußte jedoch bald seinen Kollegen von der Sache des Catilina ab auf die Seite des Senates herüberzuziehen, indem er ihm die Provinz Makedonien überließ, welche ihm selbst durchs Los für das nächste Jahr zugefallen war, und sich mit dem diesseitigen Gallien begnügte, das er jedoch dem damaligen Prätor Q. Metellus Celer abtrat. Makedonien war eine reiche Provinz und bot auch durch Kriegsgelegenheit Aussicht auf Ruhm und Beute; sie war daher dem überschuldeten Antonius höchst erwünscht. Wenn übrigens Cicero, der überhaupt nicht beabsichtigte, nach seinem Konsulat Rom zu verlassen, diesen Tausch mit Antonius von vornherein als eine uneigennützige That hinstellte, wozu ihn nur das Interesse des Staates veranlaßt hätte, so hat er dabei nicht die volle Wahrheit gesagt, er hat verschwiegen, daß er sich von Antonius einen Teil des Gewinnes ausbedungen hatte. Es mußte ihm daher später höcht unangenehm sein, als Antonius seine Raubgier in der Provinz damit entschuldigte, daß er für Zwei Geld sammeln müsse.

Mit dem Konsulat hatte Cicero das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, und von nun an änderte er seine politische Parteistellung. Er wandte sich von der demokratischen Partei ab, „deren Abgott Pompejus, deren Auswuchs Catilina und deren geheimer Leiter Cäsar war“, und ging, seiner aristokratischen konservativen Natur gemäß, zu der Senatspartei über, deren Interesse er gegen die Volkspartei von nun an mit Eifer verfocht. Gleich nach dem Antritt des Konsulats bekämpfte er das von Cäsar veranlaßte volksfreundliche Ackergesetz des Tri-

bunen P. Servilius Rullus, das allerdings so maßlos war, daß eine Durchführung desselben kaum möglich schien. Cäsar scheint auch bloß damit beabsichtigt zu haben, Volk und Senat noch mehr zu entzweien und den Konsul Cicero zu zwingen, seine veränderte Parteistellung offen zu zeigen. Diese war denn auch in den vier Reden gegen Rullus, von denen noch drei erhalten sind, nicht zu verkennen, obgleich der Redner sich noch immer als einen Gegner der Nobilität und Freund des Volkes hinstellt, der nur im Interesse des Volkes den verderblichen Vorschlag bekämpfe. Es gelang ihm, die Annahme des Gesetzes zu verhindern, wofür Senat und Ritterschaft ihm dankbar waren. Seine neue Parteistellung zeigte Cicero auch bald darauf in der Verteidigung des Senators C. Rabirius, der vor 36 Jahren einen Volkstribun, den meuterischen L. Apulejus Saturninus, getötet haben sollte. Cäsar ließ den alten Mann durch den Tribunen Labienus anklagen, nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern weil er durch dessen Verurteilung das Ansehen des Tribunates sichern und den Senat abschrecken wollte, nicht wieder, wie damals, zu außerordentlichen Maßregeln zu greifen. Rabirius wäre wahrscheinlich trotz der Verteidigung des Cicero und des Hortensius in der Volksversammlung verurteilt worden, wenn nicht der Prätor Metellus die List gebraucht hätte, die Volksversammlung durch Wegnahme der Kriegsfahne auf dem Janiculum zu unterbrechen, worauf Labienus die Verfolgung aufgab. Auch den dem Volke verhaßten, auf Cäsars Betreiben verklagten C. Piso verteidigte Cicero in diesem Jahre mit Erfolg. Ein besonderes Verdienst um den Senat erwarb sich Cicero während seines Konsulats auch dadurch, daß er den Ritterstand, zu dem er ja selbst gehörte, eng mit dem senatorischen verband und diesem so einen festeren Halt gab.

Den größten Ruhm erlangte das Konsulat des Cicero durch die Entdeckung und Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung. Als Catilina im J. 63 sich wiederum auf gesetzlichem Wege vergebens um das Konsulat beworben hatte, war

er entschlossen, auf dem Wege der Gewalt, durch Mord und Zerstörung sich zum Herrn von Rom zu machen. Er warb Truppen in verschiedenen Teilen Italiens und schickte einen gewissen Manlius, einen Veteranen aus Sullas Schule, nach Fäsulä in Hetrurien, um die geworbenen Empörer in einem Lager zu sammeln. Er selbst wollte zu diesem Heere abgehen; jedoch bevor er die Stadt verließ, sollte der Konsul Cicero aus dem Wege geräumt werden. Als er in der Nacht vom 6. auf den 7. November die angesehensten Verschwornen in die Sichelstraße, in das Haus des M. Porcius Läca, zu einer Versammlung berufen hatte, that er seinen Entschluß kund und bestimmte, wer in Rom zurückbleiben und was daselbst geschehen sollte. Zu seinem Stellvertreter in Rom ernannte er den Lentulus; Cethegus übernahm es, die feindlich gesinnten Senatoren, Gabinius, die Gegner unter den andern Bürgern zu töten, Cassius, die Stadt anzuzünden. Zwei Ritter, Cornelius und Varguntejus, versprachen, am nächsten Morgen den Cicero in seinem Hause zu ermorden. Aber Cicero hatte ein Weib Namens Fulvia und durch sie den Curius, einen Teilnehmer der Verschwörung, gewonnen, daß dieser den Verräter spielte und durch Fulvia den Konsul von allen Schritten und Absichten des Catilina benachrichtigte. Als am Morgen die beiden Ritter im Hause des Cicero erschienen, unter dem Vorgeben, den Konsul begrüßen zu wollen, wurden sie nicht vorgelassen, und als am 8. November der Konsul den Senat zur Beratung in den mit bewaffneten Rittern umstellten Tempel des Jupiter Stator berief und auch Catilina mit der gewohnten Frechheit sich einstellte, da fiel der Konsul mit Entrüstung über den Unverschämten her und donnerte ihm die erste catilinarische Rede entgegen. Er hielt ihm alles vor, was er von seinen Anschlägen wußte, und forderte ihn auf, seinen Vorsatz auszuführen, die Stadt zu verlassen und zu seinem Heere zu gehn. Catilina begann seine Unschuld zu beteuern und auf den Konsul zu schmähen; als aber die Senatoren ihn unterbrachen und Feind und Mörder des Vaterlandes

nannten, da eilte er voll Zorn aus der Versammlung und ging in der nächsten Nacht nach Hetrurien zu seinem Heere. Am folgenden Tage hielt Cicero vor dem Volke seine zweite catilinarische Rede, in der er ihm die Entweichung des Catilina mitteilte und sein Verfahren gegen ihn rechtfertigte.

Der Senat übertrug dem Cicero nach Catilinas Flucht die Beschirmung der Stadt, während sein Kollege Antonius mit dem Oberbefehl gegen den geächteten Catilina beauftragt wurde. Obgleich Cicero wußte, daß die Verschworenen in der Stadt das beabsichtigte Blutbad auf die Nacht der Saturnalien (19.—20. Dezbr.) festgesetzt hatten, so fehlten ihm doch die vollgültigen Beweise, um gegen sie einzuschreiten. Da lieferten ihm die Verschworenen in seltener Verblendung selbst die Zeugnisse gegen sich in die Hände. Sie zogen Gesandte eines gallischen Volkes, der Allobroger, die sich damals zufällig in Rom befanden, in ihr Geheimnis, damit ihr Volk den Catilina unterstütze, und als nun die Gesandten die Sache ihrem Patron Q. Fabius Sanga mitteilten und dieser den Cicero benachrichtigte, veranlaßte man sie, sich Briefe von den Verschworenen an ihre Obrigkeit auszubitten. Die Verschworenen Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius gingen arglos in die Falle, die Briefe wurden den Gesandten bei ihrer Abreise durch einen Überfall abgenommen und am 3. Dezbr. im Senat den Verfassern vorgehalten. Sie konnten nichts leugnen und wurden auf Befehl des Senats verhaftet. Noch an demselben Abend erstattete der Konsul dem geängsteten Volke über das Geschehene Bericht in der dritten catilinarischen Rede. Am 5. Dezbr. beriet der Senat über die Bestrafung der Übelthäter. Der designierte Konsul Silanus stimmte für die Todesstrafe, der designierte Prätor Julius Cäsar für lebenslängliche Haft; gegen diese mildere Ansicht aber erhoben sich Cato und Cicero in seiner vierten catilinarischen Rede, und sie setzten es durch, daß die vier oben genannten Verschworenen und Cäparius zum Tode verurteilt wurden. Noch vor Anbruch der Nacht ließ Cicero

sie im Gefängnis in seinem Beisein erdrosseln. Als er dem draußen versammelten Volke verkündete: „sie sind tot!" jubelte es ihm entgegen und geleitete ihn als den Retter der Stadt im Triumphzuge durch die festlich erleuchteten Straßen nach Hause.

Catilina wollte an der Spitze seiner Freischaaren sich von Hetrurien aus über den Apennin nach Gallien retten; aber der Legat des Konsuls Antonius, welcher selbst, um nicht gegen seinen einstigen Verbündeten kämpfen zu müssen, eine Krankheit vorschützte, Metellus Celer, verlegte ihm die Pässe und zwang ihn am 6. Januar 62 bei Pistoria zur Schlacht. Catilina wurde geschlagen und stürzte sich nach verzweifeltem Kampfe in sein Schwert.

So war die gesellschaftliche Ordnung, die aber kaum mehr des Bestehens würdig war und ihrem Untergang entgegenreifte, noch einmal gerettet. Cicero hatte bei diesem Werke durch seine Wachsamkeit und Energie Ruhmvolles geleistet; das erkannten alle Wohlgesinnten an. Der Senat erkannte ihm eine Belobung und Danksagung zu und dekretierte ihm zu Ehren wegen der Erhaltung des Staats ein Dankfest; ein Mitglied desselben erklärte, daß er den Bürgerkranz verdiene, andre nannten ihn Vater des Vaterlands. Er stand auf der Höhe seines Glanzes und seines Glückes, war aber auch von seinem hohen Verdienste mehr als jeder andre überzeugt. Mit einer unbegrenzten Ruhmredigkeit sprach der ehrgeizige Mann von seiner großen That. Er schrieb die Geschichte seines Konsulats in griechischer und lateinischer Sprache, er feierte es durch ein lateinisches Gedicht, schickte die Geschichte seines Konsulats an Posidonius von Rhodus, um ihn zu reizen, mit noch größerer Kunst über denselben Gegenstand zu schreiben; es schien fast, als befürchte er, sein Verdienst möchte einmal vergessen werden können. Indes diese That, deren Cicero mit solchem Stolze sich rühmte, hatte doch ihr Bedenkliches und für ihn selbst Gefährliches. Denn die Hinrichtung der Verschworenen war gesetzwidrig; ein altes römisches Gesetz, noch verschärft durch C. Gracchus, bestimmte, daß ein römischer Bürger

nur durch das Urteil des Volkes in den Centuriatkomitien am Leben gestraft werden dürfe. Das Gewitter, welches sich in der Folge über dem Haupte Ciceros entlud, kündigte sich schon am Ende seines Konsulates durch ein bedenkliches Wetterleuchten an. Als er am 31. Dezbr. 63 nach alter Sitte sein Amt vor dem Volke mit einer Rede niederlegen wollte, verbot ihm der Tribun Metellus Nepos zu reden; der dürfe nicht zum Volke sprechen, der römische Bürger ohne Verhör zum Tode verurteilt habe. Da erhob Cicero seine Stimme und schwor, er habe in seinem Konsulat den Staat vom Verderben gerettet, und das Volk rief ihm jauchzend zu: „Du hast wahr gesprochen!" Cicero suchte sich durch Vermittelung von Frauen und gemeinsamen Freunden von Metellus Nepos für die Zeit nach seinem Konsulate Frieden und Ruhe zu erbitten, ohne jedoch viel auszurichten; doch kam es noch nicht zu einer Anklage, da der Senat nachdrücklich für Cicero eintrat.

In der nächsten Zeit nach seinem Konsulat suchte Cicero Schutz und Stütze in dem Anschluß an Cn. Pompejus, der, im Anfang des J. 61 aus Asien zurückgekehrt, im höchsten Glanze seines Ruhmes stand. Er fühlte sich neben dem großen Feldherrn als den ersten Mann des Staates und hoffte mit ihm der Hort der wankenden Republik zu werden. Da er sich aber nicht entschließen konnte, für die Anerkennung der von Pompejus in Asien getroffenen Anordnungen, welche der Senat umzustoßen geneigt war, zu wirken und dadurch seine erst seit kurzem eingegangene Verbindung mit der Aristokratie wieder aufzulösen, so ließ ihn Pompejus bei Seite liegen und vereinigte sich mit Julius Cäsar und Crassus zu dem ersten Triumvirat. Sein Zusammenhang mit der Aristokratie sowie sein Selbstgefühl verwehrten dem Cicero auch, sich den Triumvirn in Dienst zu geben, die von seiner Beredsamkeit Nutzen zu ziehen hofften, und so zog er sich denn allmählich von der Politik zurück und beschäftigte sich schriftstellerisch mit der Verherrlichung seines Konsulats.

Cicero war verstimmt, daß die Triumvirn den Staat ganz

in ihren Händen hatten und ihm selbst nicht mehr vergönnt war, eine Rolle zu spielen. Das Konsulat des Cäsar (59), in welchem dieser mit einer erschreckenden Energie auftrat und zum Verdruß der Aristokraten alles durch das Volk durchsetzte, was die Triumvirn beabsichtigten, entlockte ihm selbst auf der Rednerbühne bittere Klagen über den schmachvollen Zustand des Staates. Das hatte er bald schwer zu bereuen. Denn Cäsar hielt es für gut, beim Abgang in seine Provinz Gallien (58) sich den Rücken zu decken und den Mann, der ihm während seiner Abwesenheit schaden konnte, aus Rom zu entfernen; er veranlaßte den P. Clodius, ihn wegen der Hinrichtung der Catilinarier zu verklagen. Clodius, ein sittenloser, gewaltthätiger Mann von grenzenloser Frechheit, war früher Ciceros Freund gewesen. Dieses Verhältnis aber änderte sich, als er im J. 62 beim Feste der Bona dea, das von den römischen Matronen im Hause des Prätors Julius Cäsar gefeiert wurde, sich in weiblicher Kleidung eingeschlichen hatte und wegen dieses Frevels vor Gericht gezogen ward. Cicero zeugte in diesem Prozesse gegen ihn, und auch später, nachdem Clodius sich durch Bestechung der Richter der Verurteilung entzogen, war er unklug genug, den gefährlichen Menschen durch Witz und Hohn zu reizen. So entschloß sich denn Clodius, nachdem er sich aus dem Patrizierstande unter die Plebejer hatte versetzen und zum Volkstribunen hatte wählen lassen, im Einverständnis mit Cäsar, den Cicero anzugreifen. Am Anfang des J. 58 schlug er mit Beziehung auf Ciceros Verfahren gegen die Catilinarier das Gesetz vor: wer einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht getötet, der solle mit dem Bannfluche belegt werden. Cicero sah leicht ein, daß das Gesetz gegen ihn gerichtet war; er legte Trauerkleider an, und mit ihm der Senat und viele Bürger; er flehte das Volk an; aber wo er erschien, ward er von den Banden des Clodius verhöhnt und mißhandelt; er suchte Hilfe bei Pompejus und bei Cäsar, aber vergebens — er sah sich preisgegeben und entwich aus der Stadt. An demselben Tage ging das Gesetz des Clodius

durch, wonach er geächtet ward und die gleiche Strafe alle die treffen sollte, welche ihn aufnähmen; doch wurde das Gesetz dahin gemildert, daß die Verbannung auf 400 Millien Entfernung beschränkt ward. Clodius verbrannte Ciceros Haus auf dem Palatin und ließ die Stelle der Göttin Libertas (Freiheit) weihen, welcher er in einer daselbst erbauten Halle ein Bildnis aufstellte; auch zerstörte er Ciceros Villen in der Nähe der Stadt und überlieferte die Beute den Konsuln.

Nach längerem Schwanken, wohin er flüchten sollte, begab sich Cicero von Brundisium nach Dyrrhachium. Aus Furcht vor den verbannten Catilinariern vermied er Griechenland und Epirus und eilte nach Makedonien, wo einer seiner Freunde, Cn. Plancius, Quästor war. Dieser reiste ihm entgegen und gewährte ihm Schutz in seinem Hause zu Thessalonike, wo er am 23. Mai 58 ankam. Er blieb in dem Hause des Freundes bis zum Herbste; als Truppen seines Feindes Piso, der bald die Verwaltung Makedoniens antreten sollte, in Thessalonich angekündigt wurden, zog Cicero nach Dyrrhachium, um in dieser ihm befreundeten Stadt seine Zurückberufung abzuwarten. Der Mann, der so mutig zu reden verstand, ertrug das Unglück seines Exils mit gar wenig Würde und Männlichkeit. Das trostlose Jammern in seinen damaligen Briefen, seine Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit, seine Ungeduld in der Erwartung einer besseren Wendung der Dinge machen einen höchst unangenehmen Eindruck und geben uns das Bild eines schwachen und schwankenden, leicht niederzuwerfenden Mannes. Nach 16 Monaten voll Trauer und Trübsinn war es ihm vergönnt, wieder den Boden Italiens zu betreten. Schon im J. 58 waren von den Freunden des Verbannten Anstrengungen gemacht worden, seine Zurückberufung zu erwirken, aber vergebens; Clodius widersetzte sich noch, sogar mit Gewalt, und Pompejus betrieb die Sache noch nicht mit Ernst, da Cäsar die Rückkehr Ciceros nicht wünschte. Im folgenden Jahre aber waren die Magistrate so zusammengesetzt, daß die Hoffnung Ciceros wuchs. Am 1. Januar schon bean-

tragte der neue Konsul P. Cornelius Lentulus Spinther die Wiederherstellung des Verbannten, und die meisten Tribunen waren dafür; auch Pompejus wünschte jetzt, daß Cicero zurückkehre, um ihn gegen Clodius, der bereits mit seinen geworbenen Banden ihm selbst gefährlich wurde, gebrauchen zu können. Aber durch die Gewaltthätigkeiten des Clodius wurden die Beschlüsse des Senats und des Volkes und deren Ausführung immer wieder gehemmt, bis endlich am 4. August der Antrag auf Ciceros Rückkehr, unterstützt durch die Worte des Pompejus und die bewaffnete Bande des Tribunen Milo, in den Centuriatkomitien bestätigt wurde. Schon am nächsten Tage war Cicero in Brundisium und zog dann im Triumph durch Italien nach Rom, wo er am 4. September anlangte. Eine unendliche Menge von Glückwünschenden kam ihm mit Jubel entgegen und führte ihn auf das Capitol, wo er den Göttern seinen Dank darbrachte. Am folgenden Tage dankte er in einer Rede dem Senate und darauf auch auf dem Forum dem Volke. — Noch im Laufe desselben Jahres erhielt er durch Senatsbeschluß den Platz seines Hauses zurück und als Entschädigung für das zerstörte Haus 2 000 000 Sestertien, für das Tusculanum 500 000, für das Cumanum 250 000 Sestertien. Als er aber sein Haus wieder aufzubauen begann, verjagte Clodius mit seinen Bewaffneten die Bauleute; ja er überfiel eines Tages den Cicero selbst auf offener Straße, so daß dieser sich in ein Haus flüchten mußte.

Cicero war mit Ehren in das Vaterland zurückgekehrt und sah damit seine sehnlichsten Wünsche erfüllt; aber die Verhältnisse waren so, daß er sich nicht glücklich fühlen konnte. Der Senat war ohne Bedeutung, die Triumvirn beherrschten Rom; er selbst hatte seine Macht verloren und war vor Clodius seines Lebens nicht sicher. Aus Angst vor diesem Banditenführer schloß er sich eng an Pompejus an und suchte auch die Freundschaft Cäsars, der ihn zuvorkommend und mit Auszeichnung behandelte. Im J. 52 endlich wurde Cicero von Clodius befreit; die Bande des Milo erschlug ihn. Cicero übernahm die Verteidigung des Milo vor

Gericht, aber konnte seine Verbannung nicht hindern. Pompejus nahm in diesem Prozesse offen Partei gegen Milo und umstellte am Entscheidungstag (8. April 52) den Markt mit Bewaffneten. Diese Vorkehrung sowie das Geschrei der Clodianer schüchterten den Cicero dermaßen ein, daß er kürzer und befangener sprach als gewöhnlich. Erst nachher arbeitete er die Rede für Milo aus, die wir heute noch besitzen und die Alten schon als ein Meisterwerk bewunderten. Die wirklich gehaltene, welche nachgeschrieben worden war, existierte noch zu Quintilians Zeiten.

In der Zeit von seiner Rückkehr aus dem Exil bis zum J. 52, in welcher Cicero keine hervorragende politische Rolle spielen konnte, war er besonders in den Gerichten thätig — er hielt die Reden pro Sestio, in Vatinium, pro Coelio, de provinciis consularibus, pro Balbo, in Pisonem, pro Plancio, pro Milone, pro Rabirio Postumo, von denen manche indirect gegen Clodius gerichtet, andern im Interesse des Pompejus und Cäsar gehalten waren — und suchte auf seinen Landgütern Trost und Erholung in wissenschaftlichen Beschäftigungen. Im J. 55 schrieb er sein Werk de oratore (vom Redner) und ein Gedicht de temporibus meis (über meine Leidenszeit, d. i. über meine Verbannung); im J. 54 begann er die Schrift de republica (über den Staat), die er noch vor seiner Abreise nach Cilicien herausgab. Das sich daran anschließende Buch de legibus (über die Gesetze) wurde wohl im J. 52 angefangen, aber erst später nach längerer Unterbrechung fortgesetzt.

Im J. 51 sah sich Cicero wider seinen Wunsch gezwungen, als Statthalter in die Provinz Cilicien zu gehen. Pompejus nämlich, der den Cäsar niederzuhalten gesonnen war, hatte, um diesen von der Verwaltung einer Provinz fernzuhalten, das Gesetz veranlaßt, daß niemand in den ersten fünf Jahren nach Konsulat oder Prätur eine Provinz übernehmen dürfe, und deshalb wurden in den ersten fünf Jahren solche Konsulare in die Provinzen geschickt, welche noch keine derartige Verwaltung gehabt

hatten. Cicero ging ungern in die Provinz, da er das Leben in Rom und auf seinen Villen jedem anderen vorzog und außerdem gehofft hatte, den Pompejus und Cäsar, zwischen denen der vollständige Bruch drohte, noch versöhnen zu können. Am 31. Juli betrat er seine Provinz zu Laodicea, wo man ihn glänzend empfing; doch machten ihn die Verhältnisse bedenklich. Denn die Parther waren über den Euphrat gekommen und bedrohten Cilicien und Syrien, und Cicero mißtraute denn doch seiner militärischen Begabung und hatte wenig Mut und Lust zum Kriege. Indes die Gefahr ging glücklich vorüber, die Parther drangen nicht bis Cilicien vor. Er verwandte daher die Truppenmacht, die er zusammengezogen, zu einem Angriff auf die räuberischen Stämme im Amanusgebirge. Er zerstörte ihre Kastelle und hieb sie selber nieder; das Heer rief ihn als Imperator aus, eine Ehre, die damals gar häufig geworden und viel an ihrem Werte verloren hatte. Hierauf eroberte er noch in dem sogenannten freien Cilicien die Festung Pindenissus nach einer 47tägigen Belagerung. Diese glücklichen Erfolge waren wohl weniger dem Statthalter als seinem kriegserfahrenen Bruder Quintus zuzuschreiben, der mehrere Jahre bei Cäsar in Gallien als Legat gedient hatte und jetzt seinem Bruder als Legat gefolgt war. Mit dem Anbruch des Winters übernahm Quintus das Kommando der Winterlager, während sein Bruder Marcus sich bis zum 1. Mai 50 den Geschäften der Verwaltung und Rechtspflege widmete. Er suchte die Wunden, die sein räuberischer Vorgänger Appius Claudius der Provinz geschlagen hatte, möglichst zu heilen und erwarb sich durch seine Gerechtigkeit und Milde, seine Leutseligkeit und Uneigennützigkeit das größte Lob. Trotzdem konnte er bei seinem Abgang eine durchaus auf rechtmäßigem Wege gewonnene Summe von 2 200 000 Sest. aus der Provinz mitnehmen, einen Schatz, der ihm in seiner damaligen Geldbedrängnis wohl zu statten kam.

Cicero verließ am 30. Juli 50 seine Provinz, nachdem er gerade ein Jahr die Verwaltung geführt. Er hatte während

dieser ganzen Zeit seine Freunde in Rom mit Bitten bestürmt, dahin zu wirken, daß er nicht über ein Jahr in der Provinz bleiben müsse; so sehr hing sein Herz an dem Leben in Rom. Ohne einen Nachfolger abzuwarten, übergab er die Provinz einem unerfahrenen Quästor und eilte davon. Aber schon unterwegs wünschte er wieder in Cilicien zu sein; denn er kam eben mitten in die Flamme der bürgerlichen Zwietracht, welche bald den Ausbruch des Krieges zwischen Pompejus und Cäsar herbeiführte. Er trug sich wegen seiner Kriegsthaten mit der Hoffnung auf einen Triumph und blieb daher mit seinen Liktoren, den Zeichen des Imperiums, vor den Thoren der Stadt; aber in den Stürmen, die jetzt losbrachen, gingen seine ehrgeizigen Hoffnungen zu nichte, obgleich er seine Liktoren noch ein ganzes Jahr mit sich herumführte. Doch Einen Vorteil wenigstens brachten ihm vor der Hand diese Ansprüche, er hatte einen Vorwand, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich den Senatsverhandlungen zu entziehen, bei denen er sich entweder für Pompejus oder für Cäsar, welche beide auf ihn rechneten, hätte entscheiden müssen. Seine Briefe an Atticus aus dieser Zeit beweisen, in wie großer Verlegenheit er sich befand, wie er, zuwartend und zagend, unentschlossen hin und her schwankte, bis er zuletzt sich für Pompejus entschied, ohne jedoch mit Cäsar völlig zu brechen. Nachdem Pompejus schon ein Vierteljahr Italien verlassen hatte, reiste ihm Cicero mit seinem Sohn und seinen Liktoren nach Griechenland nach. Der Sohn trat als Anführer einer Reiterschar in des Pompejus Heer ein; aber der Vater riet noch immer zum Frieden und fühlte sich überhaupt in dem Lager, wo er nichts zu thun fand, sehr unbehaglich. Während der Schlacht bei Pharsalus lag er in Dyrrhachium krank. Nach dieser Schlacht hielt er den Krieg für entschieden und kehrte nach Italien zurück, wo er in Brundisium in der unglücklichsten Stimmung die Rückkehr Cäsars aus Ägypten abwartete. Dieser behandelte ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit und gestattete ihm die Rückkehr nach Rom, das er im Oktober 47 nach einer 4 $^1/_2$jährigen Abwesenheit wieder betrat.

Die folgenden Jahre während der Alleinherrschaft Cäsars waren für Cicero traurige Zeiten. Er konnte sich nicht in die neuen Verhältnisse finden; es schmerzte ihn der Untergang der Republik, die er einst als Konsul gerettet hatte, und wenn auch Cäsar ihn mit Schonung und Milde behandelte, so grämte es ihn doch, daß er in dem politischen Leben nichts mehr galt. Dazu kamen noch unglückliche Familienverhältnisse. Er schied sich im J. 46 von seinem Weibe Terentia, mit welcher er in einer mehr als 30jährigen Ehe gelebt hatte. Eine innige Herzensvereinigung scheint zwischen den beiden Gatten nie vorhanden gewesen zu sein. Terentia war eine sparsame, ordentliche Hausfrau, aber unfreundlich, so daß es schwer mit ihr zu leben war. Sie hatte lange Zeit die unumschränkte Herrschaft im Hause behauptet, da die Beschäftigung mit häuslichen Dingen ihrem Gatten wenig zusagte; sie war auch nicht ohne Einwirkung auf sein politisches Leben geblieben; aber was ihn auf dem Gebiete der Litteratur und des höheren geistigen Lebens bewegte, das blieb ihr gleichgültig. Andrerseits wieder teilte sie mit Mut und Energie mit dem Gatten das Ungemach, das dem Hause öfter widerfuhr. Aus der Verbannung schreibt er ihr (Epist. ad fam. 14, 1): „Wie unglücklich bin ich, daß du bei dieser Mannhaftigkeit, Treue, Rechtschaffenheit und edlen Gesinnung meinetwegen in solche Trübsal geraten bist.“ In dieser Zeit des Kummers sind die Briefe Ciceros an sie noch voll Zärtlichkeit; aber ein ganz andrer Ton klingt in den Briefen, die er aus Cilicien und später an sie schrieb. Sie sind kurz und geschäftsmäßig. Der Hauptgrund von dieser Erkältung war die Entdeckung, daß Terentia ihn durch Verschwendung und Unterschlagung von Geldern in seinem Vermögen hart geschädigt, daß sie ihn zum Vorteil ihres Privatvermögens betrogen hatte. Cicero wurde dadurch so erbittert, daß er sich zur Scheidung entschloß. Terentia hatte ihm nach Angabe des Plutarch eine Mitgift von 120 000 Drachmen zugebracht, die er jetzt zurückzahlen mußte. Das war hart für ihn und bereitete ihm pekuniäre Verlegenheiten;

aber auch sein weiches Herz mag durch die Zerreißung der Bande, welche die lange Gewohnheit fester geknüpft hatte, nach so vieljährigem Zusammenleben in Freud und Leid nicht wenig gelitten haben. Um seine Vermögensverhältnisse zu bessern, heiratete Cicero nicht lange nachher in einem Alter von mehr als 60 Jahren ein junges, schönes und reiches Mädchen, Namens Publilia, deren Vormund er gewesen. Aber die Ehe war unglücklich und wurde bald wieder gelöst.

Einen Verlust, der ihn in grenzenlose Trauer versetzte, erlitt Cicero im J. 45 durch den Tod seiner einzigen Tochter Tullia, die ihm das Teuerste in der Welt gewesen. Der Vater hatte sie mit der größten Sorgfalt und Liebe erzogen und sie so in seine eigenen Studien eingeweiht, daß er stets mit ihr in dem innigsten geistigen Verkehr stand. Das Los dieses geistvollen Weibes war ein trauriges. Mit 13 Jahren wurde sie mit L. Piso Frugi, einem rechtschaffenen Manne, vermählt, darauf, nach dessen Tod, mit Furius Crassipes; zuletzt, im J. 51, während ihr Vater in Cilicien war, heiratete sie den 19jährigen P. Cornelius Dolabella, einen ausschweifenden, verschwenderischen jungen Mann aus vornehmer Familie, der durch sein geistreiches Wesen und seine feinen Manieren die Tullia wie ihre Mutter ganz für sich gewonnen hatte. Der Vater hätte unter den vielen Bewerbern lieber einen andern gewählt; aber er mußte ein Auge zudrücken. Der neue Schwiegersohn setzte in der Ehe sein wüstes Leben fort, er brachte sein eigenes Vermögen und dann das seiner Frau durch, behandelte sie in jeder Beziehung rücksichtslos und drohte ihr sogar mit Scheidung, wenn sie es wagte, Klage zu führen. Das liebende Weib trug die Mißhandlung lange mit Geduld, bis sie sich denn doch zuletzt entschließen mußte, die Ehe zu lösen und in das Haus des Vaters zurückzukehren. Hier starb sie bald darauf im Wochenbette in einem Alter von 31 Jahren.

Cicero war über den Tod der Tochter untröstlich. „Es ist aus mit mir", schreibt er an Atticus, „es ist aus mit mir, das

fühlte ich längst; aber nun gestehe ich es ein, da ich das Einzige verloren habe, was mich noch ans Leben fesselte.“ Von allen Seiten kamen von den hervorragendsten Männern ohne Rücksicht der Partei Schreiben des Trostes und der Teilnahme. Cäsar schrieb an ihn von Spanien aus, wo er eben gegen die Söhne des Pompejus kämpfte. Besonders ergreifend mußte für ihn der Brief sein, den einer seiner ältesten Freunde, der große Rechtsgelehrte Sulpicius, der eben Griechenland verwaltete, an ihn richtete. Wir führen aus demselben die folgende vielgepriesene Stelle hier an: „Was mir einen großen Trost gewährt hat, will ich dir mitteilen; vielleicht könnte es deinen Schmerz lindern. Auf meiner Rückkehr aus Asien, als ich von Ägina nach Megara segelte, fiel mein Blick auf die ringsum liegenden Gegenden. Hinter mir lag Ägina, vor mir Megara, rechts der Piräeus, links Korinth. Diese Städte standen einmal in der höchsten Blüte, jetzt liegen sie zerstört und in Trümmern vor meinen Augen. Da dachte ich bei mir: O, wir schwachen Erdenkinder, wie können wir klagen, wenn einer von den unsrigen stirbt oder dahinsinkt, wir, deren Leben ein so kurzes ist, während hier an einem Orte die Leichname so vieler Städte hingeworfen daliegen.“ (Epist. ad fam. 4, 5). In dem Antwortschreiben auf diesen Brief (ibid. 4, 6) klagt Cicero voll tiefer Trauer über seine Vereinsamung. Nachdem er den Schmerz geschildert, den der Untergang der Republik ihm verursacht, fügt er hinzu: „Damals hatte ich doch meine Tochter, zu der ich mich zurückziehen, bei der ich Ruhe finden konnte; der Reiz ihrer Unterhaltung ließ mich alle meine Sorgen und all meinen Kummer vergessen. Aber jetzt hat die schwere Wunde, welche mir ihr Verlust geschlagen, in meiner Seele alle die, welche ich schon vernarbt glaubte, wieder aufgerissen. Sonst flüchtete ich mich in den Schoß der Familie, um das Unglück des Staates zu vergessen; aber kann mir jetzt der Staat ein Mittel bieten, um mich das Unglück meiner Familie vergessen zu lassen? Darum halte ich mich sowohl vom Hause als auch vom Forum fern,

denn mein Haus tröstet mich nicht mehr für den Schmerz, den mir das Gemeinwesen verursacht, und das Gemeinwesen kann die Leere nicht ausfüllen, die ich in meinem Hause finde." Cicero suchte Trost in der Einsamkeit auf seinem stillen Landgute zu Astura und in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und entzog sich wenigstens ein halbes Jahr lang den Augen der Welt.

Seit seiner Rückkehr aus Cilicien, auch schon bevor er die Tochter verloren, bis zu dem Tode Cäsars (47—44) lebte Cicero in möglichster Zurückgezogenheit und viel auf dem Lande, aufs eifrigste mit wissenschaftlichen Studien und mit Schreiben beschäftigt. Im J. 46 erschienen der Brutus, die Paradoxa, der Orator und wohl auch die Partitiones oratoriae. Ferner schrieb er in diesem Jahre, auf Veranlassung seines Freundes M. Brutus, des Schwiegersohns von Cato, die Lobschrift auf Cato, der nach der Schlacht bei Thapsus sich in Utica den Tod gegeben, weil er die Republik nicht überleben wollte. Aber der Inhalt dieser Schrift konnte dem Cäsar nicht gefallen; deshalb ließ er den Hirtius eine Gegenschrift gegen die des Cicero verfassen und schrieb dann sogar selbst einen Anticato. — Nach Cäsars siegreicher Rückkehr aus Spanien (45) benutzte Cicero die bevorzugte Stellung, die derselbe ihm einräumte, in edler Weise zur Verteidigung verbannter Parteigenossen. Er hielt im Senate die Rede für Marcellus, der als Konsul im J. 51 besonders gegen Cäsar gearbeitet hatte und jetzt, in Mytilene in der Verbannung lebend, sich weigerte, die Verzeihung Cäsars zu suchen. Als auf Bitten des Senates Cäsar ihn begnadigte, kehrte er zurück, kam aber auf der Reise zu Athen durch Meuchelmord um. Auch dem verbannten Pompejaner Ligarius verschaffte er durch öffentliche Fürsprache die Begnadigung des Herrschers. Später verteidigte er in Cäsars Hause den König Dejotarus, der eines Mordversuches auf Cäsar angeklagt war, jedoch nicht mit vollständigem Erfolge. Nach dem Tode der Tochter versuchte er seinen Schmerz zu lindern durch Abfassung einer an ihn selbst gerichteten Trost-

schrift (consolatio), von der wir nur noch Bruchstücke haben. In diesen leidvollen Zeiten vertiefte er sich, um den Kummer zu beschwichtigen und seine politische Unbedeutendheit zu vergessen, ganz besonders in philosophische Studien und Arbeiten; er schrieb den Hortensius, das Buch über das höchste Gut und das höchste Übel (de finibus bonorum et malorum) und die Academischen Untersuchungen (Academica). Dann folgte in der ersten Hälfte des J. 44, als er sich nach Cäsars Ermordung wieder zurückzuziehen für gut fand, die Herausgabe der Tusculanen (Tusculanae disputationes), der Schriften über das Wesen der Götter (de natura deorum), über das Greisenalter (de senectute oder Cato maior), über die Freundschaft (de amicitia oder Laelius), über die Weissagung (de divinatione), über das Schicksal (de fato), über den Ruhm (de gloria, nicht erhalten), über die Pflichten (de officiis) und eine freie, nur in Bruchstücken erhaltene Übersetzung des platonischen Timäus.

Als am 15. März 44 der Diktator Cäsar unter den Dolchen einer Rotte von Verschwörern gefallen war, da begrüßte Cicero diese schmachvolle That mit Jubel. Er war verblendet genug, das Verbrecherische dieses Mordes nicht einzusehen, die Mörder als Befreier, als Heroen zu feiern und zu glauben, daß eine Wiederherstellung der Republik noch möglich sei, in einer zerwühlten Zeit, wo alle republikanische Tugend geschwunden war. Ein Volk, das die Kraft verloren hatte, sich selbst zu regieren, bedurfte eines Alleinherrschers, der ihm den Frieden und die Ordnung wieder schaffen konnte, und der einzige, der dies vermochte und der zugleich würdig war zu herrschen, war Cäsar. Cicero erkannte das nicht, sein Herz hing an der Vergangenheit, an der Republik, in der er einst eine große Rolle gespielt, schwärmte für eine Freiheit, die keinen Boden mehr hatte. Die Mörder Cäsars waren am wenigsten geeignet, eine republikanische Ordnung zurückzuführen. Nachdem sie den Träger des neuen Staates niedergestoßen, waren sie verwirrt und kopflos und

wußten nicht, was nun beginnen. Während die Senatoren voll Bestürzung aus dem Sitzungslokale flüchteten, riefen die Mörder in ihrer Ratlosigkeit den Cicero an, der auch zugegen war; denn er galt als der hauptsächlichste Vertreter der Republik und der Senatsregierung. Daß er um die Verschwörung gewußt, ist eine ungerechte Beschuldigung; die Verschwörer hatten sich gehütet, ihn in ihr Geheimnis zu ziehen, da sie wußten, wie wenig er ein Mann der That war. Aber sie hatten nach der That auf ihn gerechnet, und er trat auch sogleich offen auf ihre Seite. Am Abend dieses Tages war er unter denen, die bei den „Befreiern" auf dem Capitol, wohin sie geflüchtet waren, sich einstellten, und am 17. März wirkte er im Senate besonders dahin, daß eine Amnestie der Mörder erlassen wurde. Er hatte seine hochfliegenden Hoffnungen auf Wiederherstellung der Republik auf Brutus und Cassius, die Häupter der Verschwornen, gesetzt; aber bald klagt er über die Plan- und Kopflosigkeit derer, die sich Retter des Vaterlandes nannten, und sieht einem neuen Bürgerkrieg entgegen.

Als Antonius, der die Absicht hatte, sich an Cäsars Stelle zu setzen, durch die berüchtigte Leichenfeier Cäsars die Menge gegen dessen Mörder in Wut versetzt hatte und diese aus der Stadt entflohen waren, hielt es auch Cicero, den man als den Freund der Flüchtigen kannte, für rätlich, sich aufs Land zurückzuziehen, wo er seine Schriftstellerei mit Eifer fortsetzte. Unterdessen riß Antonius die Gewalt an sich, und da Cicero sich jetzt nicht mehr für sicher hielt, so zog er fünf Monate lang unschlüssig und ängstlich, mit dem Gedanken, nach Griechenland zu gehen, in Italien und Sicilien umher, bis endlich beruhigende Nachrichten über den Stand der Dinge in Rom und Berichte über den üblen Eindruck, den seine Flucht daselbst mache, ihn zurückriefen. Auf dieser Fluchtreise schrieb er innerhalb zweier Wochen auf dem Schiff seine Topica. In Rom trat er jetzt an die Spitze des Senates und bekämpfte mit ungemeiner Thätigkeit und aller Kraft seiner Rede den Antonius, gegen

welchen er vom September 44 bis April 43 seine 14 **philippischen Reden** (Philippicae oder Antonianae) hielt. Er bewirkte, daß Antonius, der dem D. Brutus das diesseitige Gallien entreißen wollte, geächtet und von der Republik bekriegt wurde. Einen Fehlgriff aber that er, als er den jungen Octavianus, Cäsars Adoptivsohn, der ihm ungefährlich schien und seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußte, als einen Vorkämpfer des Senates aufstellte und als Proprätor mit den Konsuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa gegen Antonius in den Krieg ziehen ließ, in der Meinung, in ihm eine Stütze der Freiheit und einen Verteidiger der Republik zu haben. Nachdem in den Kämpfen des sogenannten mutinensischen Krieges im Anfang des J. 43 Antonius geschlagen worden war, die beiden Konsuln aber den Tod gefunden hatten, wollte der Senat den Erben Cäsars, der jetzt an der Spitze von drei Heeren stand, wieder auf die Seite schieben; aber dieser schloß mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat zur Vernichtung der Mörder Cäsars und zum Umsturz der Republik.

Das erste Triumvirat hatte dem Cicero die Verbannung gebracht, das zweite brachte ihm den Tod. Die Triumvirn stellten bei ihrer Zusammenkunft auf einer Flußinsel in der Nähe von Bononia, wo sie alle Gewalt des Staates in die Hand nahmen, ihre berüchtigten Proskriptionslisten auf, durch welche die einflußreichsten und gefährlichsten Männer der Gegenpartei geächtet wurden, nnd unter den ersten, deren Tod beschlossen war, befand sich Cicero. Der Haß des Antonius hatte sein Haupt gefordert, und Octavian, den Cicero zuerst emporgehoben, hatte nicht ernstlich widersprochen; der angesehenste Führer der republikanischen Partei mußte notwendig fallen, wenn die Verbündeten ihr Ziel erreichen wollten.

Gegen Ende des November 43 kam an den Konsul Pedius der Befehl der Triumvirn nach Rom, 17 der angesehensten Männer, unter denen auch Cicero war, hinrichten zu lassen. Cicero befand sich in der Nacht, wo Pedius die Geächteten auf-

suchen ließ, in Rom und entfloh unter der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung nach Tusculum. Hier erfuhr er erst, daß auch er unter der Zahl der Geächteten sei. Er entschloß sich, mit seinem Bruder und dessen Sohn nach Makedonien zu fliehen, in das Lager des M. Brutus, in welchem sich auch Ciceros Sohn Marcus als Reiteranführer befand. Sie ließen sich in Sänften auf Ciceros Gut zu Astura tragen, das an der Küste von Latium lag. Da sie sich bei der Hast des Aufbruchs nicht mit den Mitteln zur Reise versehen hatten, so begaben sich Quintus und sein Sohn nach Rom, um das nötige zu beschaffen, während Marcus die Reise fortsetzen wollte. Sie nahmen unter Thränen und banger Ahnung Abschied von einander, und sahen sich nie wieder. In Rom wurde Quintus von einem seiner Freigelassenen verraten und mit seinem Sohne getötet. Marcus Cicero war unterdessen bei Astura zu Schiff gegangen, landete aber wieder zu Circeji, ungewiß bei sich selbst, was er beginnen sollte. Er ging einige Stunden zu Fuß, wie auf Rom zu; dann wandte er sich um und blieb die Nacht in Circeji. Es war ihm, als müßte er nach Rom gehen in das Haus des Octavian und an dem Hausaltar sich den Dolch in die Brust stoßen, um die Rachegötter gegen diesen Verräter zu reizen. Am Morgen nach dieser jammervollen Nacht schiffte er sich auf Bitten seiner Sklaven abermals ein. Allein widrige Winde sowie das unruhige Meer machten ihn krank; er begehrte im Hafen von Cajeta wieder ans Land gesetzt zu werden und begab sich auf sein nahgelegenes Gut Formianum. Da er hier nicht sicher war, so bewogen ihn seine Diener durch Güte und Gewalt, in eine Sänfte zu steigen, und trugen ihn, um so bald wie möglich das Meer zu erreichen, durch den Park zwischen Formiä und Cajeta. Unterdessen kam eine Schar von Häschern nach Formianum, an ihrer Spitze der Centurio Herennius und der Kriegstribun Popilius Länas, welchen Cicero einst gegen die Anklage des Vatermordes verteidigt und gerettet hatte. Der freigelassene Philogonus zeigte den Verfolgern den Weg, auf welchem

Cicero entflohen war. Popilius besetzte nun den Ausgang des Waldes auf der einen Seite, und Herennius suchte den Cicero in den Gängen. Als dieser ihn herannahen sah, ließ er halten, wehrte den Sklaven ihn zu verteidigen, streckte das Haupt aus der niedergesetzten Sänfte und rief den Herennius mit den Worten: „Heran, Veteran, und wenn du dies wenigstens recht verstehst, haue zu!“ Als die Häscherschar das von Kummer und Sorgen abgezehrte Antlitz des alten ehrwürdigen Mannes sah, sein verworrenes Haar, den Blick, mit dem er die Mörder fest ansah, da verhüllten die meisten ihr Antlitz; aber Herennius trat hinzu, und durch drei Streiche fiel das Haupt.

Cicero starb am 7. Dezember 43 in einem Alter von fast 64 Jahren. Die Mörder brachten seinen Kopf und die abgehauene Hand dem Antonius, als er eben auf dem Markte in der Volksversammlung war. Er empfing die Trophäen mit lauter Freude und zahlte den Mördern 250 000 Denare, den zehnfachen Preis für das Haupt eines Geächteten. Nachdem Fulvia, des Antonius Gemahlin, das verhaßte Haupt mit frechem Hohne mißhandelt und die Zunge des Redners mit Nadeln durchbohrt hatte, wurden Haupt und Hand auf Befehl des Antonius auf der Rednerbühne zur Schau ausgestellt, auf welcher der Gemordete so oft gegen ihn seine Stimme hatte ertönen lassen. Vor Jammer und Thränen konnten die Menschen kaum die Augen aufschlagen, um diese teuren Glieder zu sehen.

So fand Cicero, der größte Redner Roms, ein tragisches Ende, nachdem er noch kurz zuvor auf dem Gipfel erneuerten Glanzes für die Freiheit seines Vaterlandes, für den Bestand der Republik mit aufopferndem Mute gekämpft hatte. Noch vor wenigen Monaten hatte er in einer seiner philippischen Reden gesagt: „Das ist mein Geschick, daß ich nicht siegen kann ohne die Republik, noch anders besiegt werde, als mit ihr.“ Die Republik ist besiegt, und ihr Vorkämpfer liegt erschlagen. Allerdings wäre eine mehr als menschliche Kraft nötig gewesen, um den zerfallenden Bau der römischen Republik vor dem Unter-

gange zu retten; und Cicero war bei allem guten Willen kein starker Mann, er war kein Staatsmann. Eine edle Vaterlandsliebe darf ihm wohl niemand absprechen; aber es fehlte ihm der politische Scharfblick, das feste Ziel und die ausdauernde Willenskraft. Augenblickliche Gefahr lieh ihm wohl den augenblicklichen Mut; doch nur zu bald ward er wankend und ängstlich und auf die eigene Sicherheit bedacht. Deswegen wirft man ihm nicht ganz mit Unrecht den Wechsel der politischen Farbe vor. Durch Anschluß an das Volk und an Pompejus suchte er im Beginn seiner Laufbahn zu steigen; sobald er das Konsulat erreicht, stellte er sich auf die Seite der Aristokratie, begünstigte aber daneben den Pompejus, ihren damaligen Gegner. Dann giebt er sich den Triumvirn Pompejus und Cäsar hin, und als diese zerfallen, hält er es mit beiden, wählt ohne Entschiedenheit den Pompejus, verträgt sich mit Cäsar, dem Sieger. Nach Cäsars Tod jubelt er und wird Vorkämpfer des Senats. Das ist allerdings ein starkes Wanken und Schwanken, weshalb wir ihn übrigens nicht unbedingt verdammen dürfen. In dem damaligen Wechsel der Verhältnisse bei den wirren Kämpfen der Parteien und Personen erforderte es, um unbeirrt auf derselben Bahn zu wandeln, eines tiefen Blickes und einer starken Willenskraft, die nur wenigen gegeben sind; und gewiß trug sein gutgemeintes Streben, zu vermitteln und zu versöhnen, durch Beschwichtigung der Wirren den Bestand des Staates zu retten, viel dazu bei, daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite stand. Cicero war überhaupt eine weiche, erregbare und bewegliche Natur, die leicht und rasch von dem Wechsel der Stimmungen und Empfindungen hin- und hergeworfen wurde, unselbständig in seinem ganzen Wesen, so daß er sich gerne an andre anlehnte, nach ihrem Urteil sich richtete. Das sind Schwächen, die wir ihm verzeihen, da sie weniger von seinem Willen abhängen; mehr schon müssen wir seine Eitelkeit tadeln und seine Ruhmredigkeit. Sonst aber hat der Charakter des Cicero viele achtungswerte und liebenswürdige Seiten. Hoch zu rühmen ist seine Sitten-

reinheit in so verderbter Zeit, seine Mäßigkeit in allen Genüssen, seine Uneigennützigkeit, die zärtliche Liebe und Sorgfalt für seine Familie, sein Sinn für alles Hohe und Edle; wir bewundern seine unermüdliche Thätigkeit im Dienste des Staates und seiner Freunde, den rastlosen Fleiß, mit dem er von Jugend auf an seiner Ausbildung arbeitet und sein ganzes Leben hindurch die Wissenschaften pflegt, teils um seiner Liebe für geistige Thätigkeit zu genügen, teils um seinem Volke und seinem Ruhme zu dienen.

Cicero war ein Mann von hoher, schlanker Gestalt mit langem, dünnem Halse. Sein Körper war schwächlich, so daß man in seiner Jugend die Anlage zur Schwindsucht an ihm zu merken glaubte; aber durch Mäßigkeit und sorgsame Pflege des Körpers erhielt und stärkte er seine Gesundheit. Noch im Alter hatte er eine schöne und würdevolle Gestalt. Im Gesicht erkannte man den geistreichen Redner von großer Erregbarkeit, der jede Leidenschaft durch Blick und Miene auszudrücken wußte, und um den Mund spielte ein ironisches Lächeln. Er war ein heiterer und witziger Gesellschafter und liebte ein fröhliches Zusammensein und geistreiche Unterhaltung. Von seinem Vater hatte er kein großes Vermögen geerbt, ein Landgut bei Arpinum und ein Haus zu Rom auf den Carinen und so viel Geld, daß er und sein Bruder anständig leben konnten. In der Folge aber ward Cicero ein reicher Mann; er erwarb große Summen durch Heirat, durch Erbschaften und Vermächtnisse, welche ihm meistens die Verteidigung von Angeklagten einbrachte, durch den Provinzentausch mit Antonius, durch die Statthalterschaft in Cilicien u. s. w. Dies Vermögen verwendete er zum Ankauf von Landgütern, zur Erbauung und Ausschmückung schön gelegener Villen. Im Jahre nach seinem Konsulate kaufte er einen großartigen Palast auf dem Palatin für 3½ Million Sestertien, welchen Clodius später niederbrannte. Villen erwarb Cicero zu Tusculum, bei Antium, Astura, Formiä, Cumä, Putéoli, Pompeji. Auf alle diese Besitzungen verwandte er große Summen; denn er wollte an Glanz den Nobiles nicht nachstehen. Überhaupt hatte er eine

große Kauf- und Baulust und berücksichtigte dabei oft nicht den Stand seines Vermögens, so daß er nicht selten in Schulden und Geldverlegenheiten geriet.

Terentia, Ciceros langjährige Gemahlin, überlebte ihn noch viele Jahre; sie ward über 100 Jahre alt. Der Sohn aus dieser Ehe, geboren im J. 65, erhielt von dem Vater die sorgfältigste Erziehung; aber er scheint weniger Neigung zu den Wissenschaften als zum Soldatenleben gehabt zu haben. Er diente mit Auszeichnung im Heere des Pompejus zur Zeit des pharsalischen Krieges, studierte dann seit 45 in Athen, wo er sich zum nicht geringen Schmerze des Vaters zur Trunkenheit und zu andern Ausschweifungen verleiten ließ. Als im J. 44 M. Brutus in Athen erschien, ernannte er den jungen Cicero zum Anführer seiner Reiterei, in welcher Stellung er dem Brutus wichtige Dienste leistete. Nach dessen Tode diente er eine zeitlang unter S. Pompejus und schloß sich dann später dem Octavianus an, der ihn im J. 30 zum Konsul machte. Als während seines Konsulates die Botschaft von des Antonius Tod nach Rom kam, ließ er diese an der Rednerbühne anheften, wo früher Antonius den Kopf seines Vaters hatte ausstellen lassen. Nach seinem Konsulate war er Prokonsul in Asien, dann Legat in Syrien. Seine Trunksucht hat ihm wahrscheinlich ein frühes Ende bereitet. Er war der Letzte seines Stammes.

Cicero war zwar keine geniale, aber eine sehr talentvolle, reich begabte Natur. Ein schneller und gewandter Verstand, ein gutes, durch Übung gestärktes Gedächtnis und eine lebendige Einbildungskraft, verbunden mit einem herrlichen Sprachtalent und feinem Sinn für das Schöne, befähigten ihn bei seinem Ehrgeiz und dem Streben nach Ruhm, bei seiner Liebe für Wissenschaft und geistige Arbeit zu großen und vielseitigen Leistungen im Gebiete der Litteratur. Von Jugend auf hat er sich durch die verschiedensten Studien mit nie ermüdetem Fleiße einen reichen Schatz von Kenntnissen und eine vielseitige Geistesbildung erworben, zunächst mit der ausgesprochenen Absicht, ein großer

Redner und Staatsmann zu werden, und wenn er auch wegen der Eigentümlichkeit seines Wesens und Charakters bei den schwankenden und verwirrenden Zuständen der versinkenden Republik den Ruhm eines bedeutenden Staatsmannes vergebens gesucht hat, so erreichte er doch in der Redekunst das höchste Ziel, er wurde der größte Redner, den Rom gehabt. Die Erfahrungen und Kenntnisse aber, die er bei seiner praktischen Thätigkeit als Redner und seinen bis ins Mannesalter fortgesetzten rhetorischen Studien gewonnen, legte er in seinen rhetorischen Schriften nieder, zu denen sich dann auch noch eine beträchtliche Zahl von philosophischen Schriften gesellte. Denn mit der Philosophie hatte er sich schon früh beschäftigt, um durch sie seine rednerische Ausbildung zu fördern; in seinem Alter zog er sich zu ihr zurück, um in Zeiten der Trauer und politischer Unthätigkeit sich selbst zu vergessen. So wurde er einer der fruchtbarsten Schriftsteller und hat dadurch, daß er die Schätze der griechischen Litteratur zu heben und die römische Litteratur dieser ebenbürtig zu machen suchte, die Litteratur seines Volkes um mehrere Gebiete bereichert. Ein ganz besonderes Verdienst aber hat er sich durch seine rednerischen Bestrebungen und schriftstellerischen Arbeiten um die römische Sprache erworben. Indem er nämlich, mit der griechischen Sprache wetteifernd, sich in den Genius seiner Muttersprache vertiefte und ihre Bildungsfähigkeit entwickelte, entfaltete diese unter seiner Hand ihre ganze Würde und Schönheit und erlangte fast denselben Reichtum und dieselbe Geschmeidigkeit wie die Sprache der Hellenen. Dadurch wurde er für alle Zeiten der Gesetzgeber der lateinischen Sprache, er wurde recht eigentlich der Vater der goldenen Litteratur der Römer, nicht bloß in der Prosa, sondern auch in der Poesie; denn er erst machte die römische Sprache fähig, auf jeglichem Gebiete sich frei und leicht zu bewegen und allen Gedanken und Gefühlen den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Seinen größten Ruhm hat sich Cicero als Redner erworben. Er brachte für diese Kunst schon eine ungewöhnliche natürliche

Begabung mit und war, man kann sagen sein ganzes Leben lang bestrebt, sich in derselben weiter und weiter zu bringen. Von Jugend auf hatte er sich mit dem größten Eifer durch Studium und Übung für diesen Beruf vorbereitet, und erst, als er sich hinlänglich ausgerüstet fühlte, trat er, in einem Alter von 25 Jahren, als wissenschaftlich gebildeter Redner in die Öffentlichkeit, während sonst nur zu häufig die jungen Römer sich ohne gründliche Vorbildung zur Rednerbühne drängten, um durch die Praxis sich allmählich zum Redner zu machen. Schon in diesen ersten Jahren erwarb er sich, von leichteren zu schwierigeren Aufgaben fortschreitend, durch seine Verteidigungsreden vor Gericht, selbst dem Hortensius gegenüber, einen ausgezeichneten Namen. Doch das befriedigte seinen hochstrebenden Geist nicht, er wollte der größte unter den römischen Rednern werden, und arbeitete fortwährend an seiner Vollendung; jeder neue Erfolg spornte ihn zu noch höheren Leistungen. Obgleich er selbst von sich bekennt (Brut. 92), daß er nach seiner Rückkehr von der Quästur in Sicilien die Reife seiner Kunst gefühlt und sich am Endziel seiner Ausbildung gesehen habe, so besuchte er doch noch als Prätor die Schule des berühmten Rhetors M. Antonius Gnipho, und auch in den späteren Jahren noch trachtete er durch Nachdenken und Studium immer tiefer in die Geheimnisse seiner Kunst einzudringen. So ist es ihm gelungen, das Höchste zu erreichen; er wurde allgemein als der größte Redner der Römer anerkannt und dem Demosthenes, dem größten Redner der Griechen, gleichgesetzt oder doch nur wenig nachgestellt.

Reicht Cicero auch an die hohe Genialität, den sittlichen Ernst und die kraftvolle Einfachheit des Demosthenes bei weitem nicht heran, so übertrifft er ihn durch den äußeren Glanz und die Mannigfaltigkeit der Darstellung. Den Hauptzweck des Redners, das Recht seiner Sache zu erweisen und den Hörer zu überzeugen, suchte Cicero selten durch eine bündige Beweisführung zu erreichen, durch jene ruhige Meditation, welche den Gegenstand nach allen Seiten erwägt, die Gründe vollständig ergreift und

mit Umsicht ordnet, um sie klar und faßlich darzulegen; sondern er hebt gewöhnlich nur einzelne Punkte des Gegenstandes hervor, um durch deren Beleuchtung und Ausschmückung für das Ganze zu wirken, und verdeckt den Mangel der Beweisführung durch eine künstliche Rhetorik; er führt den Hörer mit Absicht vom Ziele ab, um ihn auf andre Weise zu fesseln, arbeitet auf eine starke Bewegung des Gemütes und Anregung der Leidenschaften hin, sucht zu gewinnen durch allgemeine Betrachtungen, durch das Spiel des Witzes, der ihm in ungewöhnlichem Maß zu Gebote stand, oder durch Bilderschmuck und andere Verschönerungen der Rede. In diesen Künsten war er fast immer geistreich und erfinderisch, und selbst bei dem Mangel an eigner Überzeugung wußte er durch einen feurigen, hinreißenden Vortrag den Schein der Empfindung und Überzeugung zu gewinnen und den Geist des Hörers gefangen zu nehmen. Dabei besaß er eine große Anmut und Frische, Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung und eine Macht über die Sprache, welche zu allen Zeiten bewundert worden ist. Alle Tonarten, vom leichten Scherz bis zum Tragischen, von der einfachen, schlichten Erzählung bis zum Schwung des höchsten Affekts, waren ihm geläufig. Stets war er bedacht, rein, elegant und gewählt zu sprechen, seinem Stil Fülle und Rundung, seinen Perioden einen klingenden Tonfall zu geben; doch wahrte sein geregelter Geschmack sorgfältig die Grenzen, welche Prosa und Poesie von einander scheiden. Eine schwülstige Schönrederei, wie sie in der Kaiserzeit sich breit machte, war im ganzen ihm fremd, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er bei dem Streben, die Schwäche seiner Gründe zu verdecken, sich zu mancherlei Redekunstgriffen, hyperbolischen Übertreibungen und breiter Redseligkeit hinreißen läßt. Da ihm eben die Darstellung meistens mehr als der Gegenstand galt, so gewann die Deklamation öfter bei ihm die Überhand. Bei alle dem bleibt er doch der größte Redner Roms, als welcher er auch von den besten rhetorischen Schriftstellern der folgenden Zeit anerkannt worden ist. Quintilian sieht in ihm die Energie

des Demosthenes, die Fülle des Platon, die Anmut des Isokrates vereinigt und möchte ihn einem jeden Griechen keck an die Seite stellen. „Mit Recht sagten die Menschen seiner Zeit von ihm, er herrsche in den Gerichten wie ein König, und bei der Nachwelt hat er es dahin gebracht, daß der Name Cicero nicht für einen Menschennamen gilt, sondern für den Namen der Beredsamkeit selbst. Auf ihn wollen wir daher mit Bewunderung schauen; er sei unser Muster und Vorbild, und der sei überzeugt, daß er viel gewonnen, wem Cicero sehr gefallen wird."

Indessen hatte die Art der ciceronianischen Beredsamkeit auch unter seinen Zeitgenossen ihre Gegner, namentlich unter den Freunden der attischen Redeweise, welche, allen Glanz und Schmuck der Rede vermeidend, in kurzer, einfacher und nüchterner Darstellung vorzugsweise die Zwecke des Verstandes verfolgt wissen wollten und an Ciceros Reden die Überfülle des Ausdrucks, Weitschweifigkeit und eine unmännliche, nur scheinbare Kraft tadelten. Sein Hauptgegner von dieser Seite war der auch als Dichter bekannte Redner C. Licinius Macer Calvus (geb. 82, gest. 48 v. Chr.), der nach dem Zeugnis des Rhetors Seneca lange mit Cicero einen erbitterten Streit um den Vorrang in der Beredsamkeit geführt haben soll. Cicero tadelt zwar seine übertriebene Einfachheit, erkennt jedoch sein Talent und seine Bildung an. Auch die Anhänger des alten schlichten Römersinnes unter den damaligen Rednern, wie M. Junius Brutus, der Mörder Cäsars, und C. Asinius Pollio, der zum erstenmal im Jahre 54 als Redner auftrat und in der Folge als Dichter, Geschichtschreiber, Kritiker und Deklamator thätig war, fanden an Ciceros Redeweise kein Gefallen. Brutus nannte ihn einen kraftlosen und lahmen Redner.

Wir besitzen von Cicero im ganzen noch 57 Reden; Bruchstücke existieren noch von ungefähr 20 weiteren, und von 33 andern wissen wir, daß Cicero sie gehalten hat. Ob er diese Reden aber auch alle ausgearbeitet, ist die Frage. Er verfuhr nämlich bei seiner rednerischen Thätigkeit so, daß er vor seinem Auftreten

in seinen Kommentarien den Inhalt der Reden und die Anordnung der Beweisführung aufzeichnete, dann nach diesen Umrissen die Rede frei vortrug und später sorgfältig ausarbeitete und publicierte. Bei der Ausarbeitung erlaubte er sich nicht selten Zusätze. So kam es, daß die ausgearbeitete Rede von der gehaltenen oft bedeutend abwich, wie wir dies von der Rede für Milo wissen (S. 166). Manche Reden hat Cicero nur geschrieben, nicht gehalten, wie namentlich die Lobreden auf Cäsar, auf den jüngeren Cato, auf dessen Schwester Porcia; auch hat er Reden für Andere zum Vortrag verfaßt, wie z. B. für Cn. Pompejus. Mehrere noch existierende Reden sind dem Namen des Cicero untergeschoben.

In Rücksicht des inneren Wertes wie der Schönheit der Form sind die Reden Ciceros sehr verschieden. Die Erstlingsreden, die wir noch aus der sullanischen Zeit besitzen, haben noch im Vergleich zu den späteren eine gewisse Natürlichkeit und freiere Manier, sind aber schulmäßig streng disponiert; die für Roscius Amerinus, eine sorgsam durchgeführte und durch die Kraft der Überzeugung getragene Kunstleistung, leidet hier und da an jugendlichem Übermaß. Unter den Reden, welche der Zeit von 77—66 v. Chr., der Zeit zwischen Ciceros Quästur und Prätur, angehören, sind die ins Jahr 70 fallenden Verrinen bei weitem die vorzüglichsten; sie sind überhaupt unter die besten rednerischen Leistungen zu zählen, obgleich sich die Darstellung nicht selten ins Kleinliche und Gespannte verliert. Ausgezeichnet sind sie namentlich durch einzelne Schilderungen, in denen Cicero Meister war. Die Rede de imperio Cn. Pompei, die er als Prätor vor dem Volke hielt, empfiehlt sich durch die Einfachheit ihrer Anlage und die lebendige Schönheit der Darstellung, ist aber nicht frei von erkünstelter Ausschmückung und schlauer Sophistik. Das Lob des Pompejus ist allzu stark aufgetragen und geht über in Schmeichelei.

In den Reden, welche Cicero während seines Konsulates hielt, wo er, auf der höchsten Stufe der Ehren stehend, angestaunt

von dem Volke und verehrt von dem gebildeten Teil der Nation, sich in seiner ganzen Größe fühlte, erreichte seine Beredsamkeit den höchsten Schwung. Erfüllt von patriotischer Begeisterung und im Vertrauen auf sein Ansehen, sprach er mit gesteigerter Kraft und kühner Sicherheit; doch vergaß dabei seine Eitelkeit nicht, auch die eigene Person in das gehörige Licht zu setzen. Cicero hat seine während des Konsulates gehaltenen Staatsreden (orationes consulares) in einer besonderen Sammlung vereinigt, als ein Musterbuch für die Schulen; es waren zehn größere, dann noch zwei kürzere als Anhang beigegeben, unter ihnen die Reden gegen Rullus, für Rabirius, gegen Catilina. Die geistreiche Rede für Murena, welche er auch als Konsul hielt, war nicht in die Sammlung aufgenommen, da sie eine Privatsache betraf. Der für das nächste Jahr zum Konsul designierte L. Licinius Murena war von dem berühmten Rechtsgelehrten Servius Sulpicius, dem M. Porcius Cato und Cn. Postumius wegen Ambitus angeklagt und wurde von Hortensius und Cicero verteidigt. Da Hortensius zuerst gesprochen und das Hauptsächlichste zur Verteidigung vorgebracht hatte, so ging Cicero auf entlegenere Gründe der Rechtfertigung ein und suchte vornehmlich, um das Ansehen der Ankläger zu entkräften, durch Witz und heitere Laune die juristische Gelehrsamkeit und den stoischen Ernst des Cato lächerlich zu machen, doch mit solch schlauer Feinheit, daß er die Gegner nicht grade beleidigte. Von den in dem folgenden Jahre 62 gehaltenen Reden wird die für P. Sulla, welcher der Teilnahme an der catilinarischen Verschwörung beschuldigt war, wegen der Eleganz der Sprache und der Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung als eine Blüte ciceronianischer Beredsamkeit gepriesen, während die Rede für den Dichter Archias in gerichtlicher Hinsicht nicht durchaus befriedigt und viel Deklamation enthält über den Wert der Wissenschaften und Künste. „Nicht die Verteidigung des P. Quinctius oder des Licinius Archias," sagt Tacitus (dialog. de orat. c. 37), „macht den Cicero zu einem großen Redner; sondern Catilina,

Milo, Verres, Antonius haben ihm diesen Ruhm gebracht.“ In der Rede für Archias sehen wir die außerordentliche Fertigkeit, das Kleine groß hinzustellen; den unbedeutenden Improvisator Archias macht er zu einem Dichtergenie von großen wissenschaftlichen Verdiensten.

In den ersten Jahren nach dem Konsulat trat Cicero, in den Gerichten vielfach beschäftigt, stets mit stolzem Selbstbewußtsein auf und wußte viel zu sprechen von seinen unsterblichen Verdiensten um die Rettung des Vaterlandes; aber bald kam die Angst vor Clodius über ihn, und die früher gezeigte Kraft erwies sich als leidenschaftliche Spannung. Es kam die Zeit der Verbannung mit ihren endlosen unwürdigen Klagen, und noch längere Zeit nach seiner Rückkehr blieb er auch als Redner unsicher und schwach. Erst allmählich erhob er sich wieder zu männlicher Kraft und sprach seines alten Ruhmes würdig. Als das schönste und vortrefflichste Werk oratorischer Kunst bezeichnet Quintilian die ins Jahr 52 fallende Rede für Milo, wie sie uns nach der späteren Ausarbeitung vorliegt, und die neueren Beurteiler stimmen ihm mit Recht bei. „Was der Verteidiger einer mit Wahrheit und Recht streitenden Sache leisten kann,“ sagt Hand, „und welches Gewicht der Scharfsinn den an sich schwachen Gründen durch Schein und trügende Schlußfolgen zu verleihen vermag, ist hier verwirklicht worden.“ Dieser trefflichen Rede zur Seite stellt man die für Ligarius aus dem J. 46. Die letzten rednerischen Werke Ciceros sind die im J. 44—43 im Senat und vor dem Volke gehaltenen Reden gegen Antonius, die orationes Philippicae. „Sie sind in aller Hinsicht die reifsten Erzeugnisse eines kräftigen Geistes und eines durch rhetorisches Studium geregelten Talents, frei von spielenden Antithesen und breiten Überladungen, geistreich, gediegen, kräftig, in reiner und schöner Form. Durch sie errang Cicero erst den Namen des vorzüglichsten römischen Redners ohne dadurch bis zu der demosthenischen Größe hinaufzureichen.“ (Hand.) Die 2. philippische Rede, welche nicht gesprochen und

erst nach des Antonius Abgang von Rom von Cicero veröffentlicht worden ist, nennt Juvenal ein göttliches Werk.

Cicero hat sich auch um die Theorie der Redekunst, welche vor ihm nur von wenigen Römern beachtet und bearbeitet worden war, nicht geringe Verdienste erworben, indem er, fußend auf den Lehren der Griechen, deren Schüler er war, und die Resultate eigner Erfahrung und Nachdenkens benutzend, seinen Landsleuten ein vollständiges System der römischen Rhetorik schuf. Schon in seinen frühen Jünglingsjahren hatte er einen vollständigen Entwurf der Rhetorik zu schreiben begonnen, die Arbeit aber nach Vollendung des zweiten Buches abgebrochen. Wir besitzen diese zwei Bücher noch unter dem Titel Rhetorica oder de inventione (Auffindung des rednerischen Stoffes). Er selbst nennt diese Schrift, in welcher zahlreiche Partien der dem Cornificius zugeschriebenen Rhetorik ad Herennium wörtlich benutzt sind, später eine unreife Jugendarbeit. Erst im J. 55, nachdem er eine langjährige Erfahrung hinter sich hatte, unternahm er, auf Wunsch seines Bruders, die ganze Wissenschaft der Redekunst vollständig in einer Schrift zu behandeln, in dem aus 3 Büchern bestehenden Werke de oratore, das nicht nur die Theorien des Aristoteles und Isokrates vollständig darlegen, sondern zugleich auch als praktisches Lehrbuch dienen sollte. In dem ersten Buche giebt er allgemeine Betrachtungen über das Studium der Beredsamkeit und sucht zu zeigen, wie die gehörige Naturanlage nicht allein den vollkommnen Redner mache, sondern dazu auch eine umfassende Kenntniß des Lebens, eine gründliche Gelehrsamkeit und Einsicht in die Kunst der Darstellung erforderlich sei. Das zweite Buch handelt über die Auffindung und die Anordnung des rednerischen Stoffes, das dritte über die sprachliche Form oder den Ausdruck und über den Vortrag der Rede. Um die Trockenheit und den Zwang einer strengen systematischen Behandlung zu vermeiden, wählte der Verfasser nach dem Beispiel des Platon die Form eines Gesprächs, das im J. 91 die beiden größten Redner der damaligen Zeit, L. Crassus und

M. Antonius, mit mehreren andern auf einem Landgute des Crassus gehalten haben sollen. Nun hat Cicero allerdings die dramatische Kunst des platonischen Dialogs bei weitem nicht erreicht; doch ist die Charakterisierung der sprechenden Personen und die Zeichnung der Zeitverhältnisse des Gesprächs wohl gelungen und jedenfalls hat die Darstellung durch die Gesprächsform an Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit gewonnen. Die Schrift, auf welche Cicero viel Fleiß verwandt hat, ist ausgezeichnet nicht nur durch den Reichtum des Inhalts, sondern auch durch die Reinheit und Eleganz der Sprache, so daß sie als ein Meisterwerk lateinischen Stils betrachtet werden kann.

Eine Ergänzung gleichsam dieses Hauptwerks der Rhetorik sind die allerdings erst im J. 46 abgefaßten zwei kleinen Schriften Brutus oder de claris oratoribus und Orator, beide ebenfalls in Dialogform und dem M. Brutus gewidmet. Der Brutus, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit, liefert eine höchst wertvolle Beurteilung der römischen Redner von der ältesten Zeit bis auf den jüngst verstorbenen Hortensius, dessen Tod Cicero aufrichtig beklagt.*) Im ganzen werden gegen 200 fast nur verstorbene Redner charakterisiert, mit vielen scharfsinnigen, die Theorie der Beredsamkeit betreffenden Bemerkungen. Der Verfasser schließt mit der Schilderung seines eigenen Bildungsganges. — Im Orator beantwortet Cicero die ihm von Brutus gestellte Frage: „Da unter den guten Rednern eine so große

*) In der Einleitung des Buches sagt Cicero: „Sein Tod berührte mich schmerzlich, weil ich, nicht wie die meisten glaubten, einen Gegner und Beeinträchtiger meiner Verdienste, sondern einen Gefährten und Genossen in meinem ruhmvollen Streben verloren habe. Denn wenn schon auf einem Kunstgebiete niederer Art berühmte Dichter, wie erzählt wird, über den Tod gleichzeitiger Dichter getrauert haben, mit welchem Gefühl mußte ich erst den Hintritt dessen ertragen, mit dem zu wetteifern ruhmvoller war, als überhaupt keinen Gegner zu haben? zumal wir uns niemals untereinander auf unserer Laufbahn hemmten, sondern im Gegenteil uns gegenseitig durch Mitteilung, Aufmunterung und Begünstigung förderten.“

Verschiedenheit herrscht: welches ist die beste Art und gleichsam das Ideal der Rede?" und entwirft das Idealbild eines vollkommnen Redners. Das Buch empfiehlt sich durch eine lebendige und klare Darstellung und eine Menge einzelner scharfsinniger Erörterungen, entbehrt jedoch der Vollständigkeit und gleichmäßigen Ausführung. In einem Briefe an seinen Freund Lepta bekennt der Verfasser, die Schrift umfasse seine gesamte rhetorische Einsicht, und er wolle nach diesem Werke als Redner beurteilt werden.

Von geringerem Werte sind die in den nächsten Jahren 45 und 44 entstandenen Schriften: Partitiones oratoriae (oder de partitione oratoria), ein für den Unterricht seines Sohnes geschriebenes Lehrbuch der gesamten Rhetorik, nach Art eines Katechismus in Fragen und Antworten abgefaßt, und die Topica (Lehren von der Auffindung der Gründe und Beweise), eine für den Rechtsgelehrten C. Trebatius auf dessen Wunsch gefertigte Erläuterung der Topik des Aristoteles, die er auf einer Reise aus dem Gedächtnis niederschrieb (S. 174). Das Schriftchen de optimo genere oratorum (über die beste Art von Rednern) ist wahrscheinlich um dieselbe Zeit entstanden. Es war eine Vorrede zu seiner für uns verloren gegangenen Übersetzung der Reden des Demosthenes und des Äschines für und gegen Ktesiphon, in welcher er seine eigne Redeweise gegen manchen vernommenen Tadel zu rechtfertigen sucht.

Mit der Philosophie hat Cicero sich von Jugend auf viel beschäftigt. In seinem früheren Alter verfolgte er dabei hauptsächlich den Zweck, sich für seinen Rednerberuf auszubilden; aber auch in seinem reifen Mannesalter waren ihm bei seiner Liebe zur Wissenschaft die philosophischen Studien immer eine angenehme Beschäftigung. Zur philosophischen Schriftstellerei wendete er sich jedoch erst in seinen letzten Lebensjahren, als er, zurückgezogen vom politischen Leben, in der Stille des Landlebens und in geistiger Arbeit Ruhe und Trost suchte, und er entwickelte jetzt in dem Streben, die griechische Weisheit auf römischen Boden zu verpflanzen und

in seinen Landsleuten Interesse für das Studium der Philosophie zu erwecken, eine solche Thätigkeit, daß er in kurzer Zeit eine außerordentliche Menge philosophischer Schriften in die Welt gehen ließ. Ein selbständiger tiefer Forscher, der die Wissenschaft weiter fortgebildet hätte, war er nicht, wie denn die Römer überhaupt in ihrem auf das praktische Leben gerichteten Sinn stets nur Dilettanten in der Philosophie gewesen sind; er hing durchaus von seinen griechischen Lehrmeistern ab und folgte nicht ausschließlich einer einzelnen Schule, sondern huldigte einem weitherzigen Eklekticismus. Am meisten sagte ihm die neuere Akademie zu, deren nur an die Wahrscheinlichkeit der Erkenntnis sich haltende Dialektik sich für Behandlung von Streitsachen besonders geeignet erwies; auf dem Gebiete der Ethik folgte er vorzugsweise den Stoikern, während er die auf träge Ruhe des Lebens und auf Sinnengenuß hinstrebende Lehre der Epikureer von sich abwies. Hauptsächlich hielt er sich an die neueren griechischen Schulen; von Platon und Aristoteles hatte er eine ungenügende Kenntnis. Die Raschheit, mit der er zu arbeiten vermochte, und die außerordentliche Fruchtbarkeit seiner philosophischen Schriftstellerei hatte ihren Grund besonders darin, daß er von jeher sehr fleißig studiert und gesammelt hatte und daß es ihm ein Leichtes war, seinen aus dem Griechischen genommenen Stoffen die lateinische Form zu geben. Seine philosophischen Schriften sind freie Übertragungen und Verarbeitungen der griechischen Quellen, wobei er meistens, wie auch in seinen rhetorischen Werken, die Form des Dialogs anwendete. Ein Hauptaugenmerk war es ihm, das, was die Schule in strenger, trockener Form aufgestellt hatte, geistvoll und mit Geschmack faßlich zu behandeln und in schöner, würdiger Sprache wiederzugeben, und so hat er sich, wenn auch der materielle Gehalt seiner philosophischen Werke vom Standpunkt der Wissenschaft aus nicht besonders hoch anzuschlagen ist, das Verdienst erworben, den Römern eine zu philosophischer Darstellung geeignete Sprache geschaffen zu haben.

Die Abfassung der Schrift de republica, in welcher die

Philosophie auf die Politik angewandt ist, fällt noch längere Zeit vor die Mehrzahl der philosophischen Werke Ciceros, in die Jahre unmittelbar vor seiner cilicischen Statthalterschaft, in denen er noch lebhaften Anteil an der Politik nahm. Das Buch „führt in einem wunderlichen geschichtlich-philosophischen Zwittergebilde den Grundgedanken durch, daß die bestehende Verfassung Roms wesentlich die von den Philosophen gesuchte ideale Staatsordnung sei, eine freilich ebenso unphilosophische wie unhistorische Idee.“ (Mommsen.) In demselben sind hauptsächlich Platon und Aristoteles, außerdem auch Theophrast, Polybius u. A. benutzt; doch fehlen auch eigne politische Erfahrungen nicht. Das Werk ist allerdings der platonischen Schrift über den Staat, der es nachgebildet ist, bei weitem nicht an die Seite zu stellen, enthält jedoch manche schätzbare Untersuchungen über den Ursprung der Gesellschaft, über das Wesen des Gesetzes und über moralische Aufgaben, über Kriegs-, Völker- und Familienrecht. Cicero selbst nennt die Arbeit ein mühsames und schwieriges Unternehmen und hat mit Unterbrechungen sich Jahre lang damit beschäftigt, indem mehrmalige Veränderungen des Planes und Umarbeitungen den Abschluß verzögerten. Bei seinem Erscheinen, kurz vor Ciceros Abgang nach Cilicien, wurde es mit ausnehmendem Beifall aufgenommen und durch vielfältige Abschriften, die namentlich der mit buchhändlerischen Spekulationen sich befassende Atticus, Ciceros intimer Freund, durch seine Sklaven besorgte, verbreitet, und noch in späterer Zeit wurde es als ein klassisches Hauptwerk reichen Inhalts eifrig studiert; aber dennoch ging es verloren bis auf den „Traum des Scipio“, welcher durch Macrobius erhalten worden ist, und einige kürzere, durch die Kirchenväter und Grammatiker aufbewahrte Bruchstücke. Erst in unserem Jahrhundert hatte Angelo Mai das Glück, in der vatikanischen Bibliothek einen Palimpsest zu entdecken, der mit einem Teil des Werkes beschrieben war. Er gab seinen Fund im J. 1822 zu Rom heraus. Indes besitzen wir doch von dem ganzen, aus 6 Büchern bestehenden Werke kaum den dritten Teil.

Das Werk über die Gesetze (de legibus), welches sich an das über den Staat anschließen sollte, wie Platons *Νόμοι* an seine *Πολιτεία*, wurde wahrscheinlich gleich nach Beendigung des vorigen begonnen, aber auch mehrmals unterbrochen und ist von Cicero selbst schwerlich herausgegeben worden. Er erwähnt dasselbe nirgends. Von dem ursprünglichen Bestande des Werkes, das wohl 6 Bücher umfaßte, sind nur 3 auf uns gekommen, und diese sind ungleich ausgearbeitet und leiden an mehrfachen Lücken. Das erste Buch enthält die Grundsätze des Rechts, das zweite behandelt das göttliche Recht, das dritte die menschlichen Gesetze, die von den Obrigkeiten ausgehen. Da Cicero bei seinen Auseinandersetzungen fortwährend auf die konkreten Verhältnisse Roms Rücksicht nimmt, so ist das Werk für die Kenntnis der römischen Gesetze von besonderer Wichtigkeit.

Die kleine Schrift Paradoxa, abgefaßt im Jahre 46, obgleich philosophischen Inhalts, ist doch der Behandlung nach von mehr rhetorischem Charakter. Sie behandelt sechs auffallende Sätze der Stoiker, um dem Brutus, dem die Schrift gewidmet ist, zu zeigen, wie bestreitbare Sätze der Schule in einer faßlichen und anmutigen Darstellung erläutert werden könnten.

Nachdem Cicero seinen nur noch in wenig Bruchstücken vorhandenen Dialog Hortensius zur Rechtfertigung und Empfehlung der philosophischen Studien geschrieben hatte, wandte er sich von der allgemeinen Betrachtung der Philosophie zur Bearbeitung einzelner Lehren und Teile derselben, mit einem solchen Fleiß, daß in den Jahren 45 und 44 ein Buch das andere drängte. In das Jahr 45 gehören: de finibus bonorum et malorum, die Academica und die Tusculanae disputationes. Das erste von diesen, vielleicht das vorzüglichste seiner philosophischen Werke, bespricht in 5 dem M. Brutus gewidmeten Büchern die Lehren des Epikur, der Stoiker und Peripatetiker über das höchste Gut, stellt also die allgemeine praktische Philosophie dar, während das zweite Werk, die Academica, die Hauptlehre der theoretischen Philosophie, die Erkenntnislehre behandelt, und zwar nach den

Ansichten der akademischen Schule. Diese Schrift hatte Cicero zuerst in zwei Büchern verfaßt, welche die Namen des Catulus und des Lucullus trugen. Schon hatte Atticus sie abschreiben lassen, als Cicero mit Rücksicht auf Terentius Varro, der es übel genommen haben sollte, daß Cicero ihm noch nie ein Buch gewidmet habe, das Werk so, daß Varro auch an dem Gespräche teilnahm, umarbeitete und in 4 Büchern demselben widmete. Von der ersten Bearbeitung ist noch das zweite Buch (Lucullus) übrig, von der zweiten (Academica posteriora) der erste Teil des ersten Buches und einzelne Bruchstücke. — Die ebenfalls dem M. Brutus gewidmeten Tusculanae disputationes haben den Namen von Ciceros Landgut Tusculanum, auf welchem der Verfasser diese Gespräche gehalten werden läßt und das Buch geschrieben hat. Es ist angefangen im Jahre 45 und herausgegeben 44 „und legt in 5 Büchern dar, was zum glücklichen Leben besonders nötig ist. Das erste Buch nämlich handelt über die Verachtung des Todes, das zweite über die Ertragung des Schmerzes, das dritte über die Milderung des Kummers, das vierte über die anderen Gemütsstörungen. Das fünfte Buch lehrt, daß die Tugend für sich selbst schon zu einem glücklichen Leben genüge." Cic. de divin. 2, 1, 2. Cicero wollte in diesem vielgelesenen Buche, was griechische Philosophen, namentlich Platon und die Stoiker tief ergründet, seinen Landsleuten faßlich und in schöner Sprache als eine „moralische Bildungslehre" vorlegen.

Im Jahre 44 erschienen die religions-philosophischen Werke: de natura deorum, de divinatione und de fato. Die wiederum dem M. Brutus gewidmete Schrift über das Wesen der Götter läßt im ersten Buche die Lehre des Epikur vortragen, welche im zweiten von einem Stoiker widerlegt wird, und die stoische Lehre wird wiederum im dritten Buch durch einen Akademiker widerlegt. Die benutzten Quellen sind meistens Werke der späteren Zeit. Die Behandlung ist nicht gründlich und erschöpfend und die Darstellung oft unklar und zerrissen. — Die Schrift über die Weissagung sollte die Untersuchungen über

das Wesen der Gottheit vervollständigen, indem sie die Selbstoffenbarung der Gottheit und deren Erfassung durch die Menschen behandelt. Im ersten Buch verteidigt der Bruder Quintus die Ansichten der Stoiker, im zweiten widerlegt ihn Marcus Cicero vom akademischen Standpunkte aus. Der Verfasser will, daß die Religion bleibe, aber den Aberglauben, welcher die Gemüter mit Furcht erfüllt, will er verbannt wissen; doch läßt er, der selbst seit 53 Augur ist, vorsichtig die politische Brauchbarkeit des Auguralinstituts unangetastet und erklärt vielmehr eine Accommodation an den Volksglauben im öffentlichen Leben für notwendig. — Die Schrift über das Schicksal, welche nur als Bruchstück auf uns gekommen ist, ergänzte, was Cicero über die Religion zusammengetragen hat, und wird von ihm selbst als Schlußstein seiner religions-philosophischen Abhandlungen bezeichnet. Das Buch ist wegen des geschichtlichen Inhalts höchst schätzbar, führt aber zu keinem sichern Resultat und leidet an nachlässiger Darstellung.

In demselben Jahr 44 entstanden die dem Atticus zugeeigneten Dialoge Cato maior oder de senectute und Laelius oder de amicitia, sowie die zwei Bücher über den Ruhm (de gloria) und wahrscheinlich auch die Schrift über die Tugenden (de virtutibus). Die beiden letzten sind verloren gegangen. Der Cato maior, kaum ein Dialog zu nennen, enthält einen Vortrag des 83jährigen älteren Cato zum Lobe des Alters; in der Schrift Laelius bespricht sich der jüngere Lälius mit seinen Schwiegersöhnen Fannius Strabo und Mucius Scävola nach dem eben erfolgten Tode seines vertrauten Freundes Africanus Minor über das Wesen der Freundschaft. Beide Schriften geben weniger Resultate eigener Lebenserfahrung als den Inhalt griechischer Quellen.

Die drei Bücher über die Pflichten, in der zweiten Hälfte des Jahres 44 verfaßt, schließen die Reihe der philosophischen Schriften. Sie waren für seinen seit dem vorigen Jahre in Athen der Studien halber sich aufhaltenden Sohn Marcus

geschrieben, um ihn mit den Lehren der Griechen über die gesamte Moral bekannt zu machen und ihm ein Muster philosophischer Darstellung in lateinischer Sprache und elegantem Stil zu sein. Wie Cicero selbst angiebt, waren die Stoiker seine Hauptführer, namentlich Panätius. Nach dessen Einteilung handelte er im ersten Buche von dem Sittlichen, im zweiten von dem Nützlichen und im dritten von dem Streit zwischen beiden; da aber dieser dritte Punkt von Panätius nicht ausführlicher erörtert worden war, so folgte er im dritten Buche dem Posidonius, dem Schüler desselben. Auch wurden neben den Genannten noch andre Stoiker befragt, sowie Platon und Aristoteles. Das Ganze ist eine nicht besonders gründlich bearbeitete Sittenlehre vom Standpunkte des bürgerlichen Lebens, erläutert und belebt durch zahlreiche Beispiele aus der römischen Geschichte.

Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung hat Cicero sich versucht. Er hat eine Geschichte seines Konsulats geschrieben, ferner eine Geheimgeschichte (Anecdota), welche im Jahre 59 begonnen, nach Cäsars Tod wieder aufgenommen und erst nach des Verfassers Tod, jedoch unvollendet, herausgegeben ward, und ein Buch Admiranda, Merkwürdigkeiten. Alles dies ist verloren gegangen. Noch in seinen letzten Jahren trug sich Cicero, jedoch unter vielfachem Schwanken, mit dem Plane, seinen Landsleuten eine vollständige Darstellung der römischen Geschichte zu geben, da alle bisherigen Arbeiten der Art unzulänglich seien. Er glaubte sich zu einer solchen Aufgabe vor allen berufen und hoffte auch auf diesem Felde sich zu der Höhe der Griechen erheben zu können. Bei längerem Leben hätte er vielleicht eine römische Geschichte zu schreiben unternommen; aber sicherlich hätte er kein ausgezeichnetes Werk geliefert; denn zum Geschichtschreiber gehört mehr als eine schöne, fließende und lebendige Sprache. Allerdings war Cicero in der römischen Geschichte bewandert, wie sich aus seinen Schriften ergiebt; aber es fehlte ihm denn doch eine gründliche und vielseitige Kenntnis, und zu einem tiefergehenden, mühsamen Quellenstudium und einer kalten

Kritik hatte er in seinen späteren Tagen weder Zeit und Lust noch die dem Geschichtschreiber nötige Ruhe und Objektivität. Er war zu sehr Redner und politischer Parteimann geworden, und mit der Wahrheit nahm er es — das erkennt man aus vielen seiner Äußerungen — zumal wenn die eigene Person ins Spiel kam, nicht besonders genau.

Als Dichter ist Cicero nicht hoch zu stellen; er war ein guter Versemacher, aber kein geweihter Dichter. Man kann auf ihn das Urteil anwenden, das er selbst über Lucretius gefällt: er zeigte viel Kunst und wenig dichterischen Geist. In seiner Jugend übersetzte er der Sprache wegen griechische Dichter und übte sich durch eigene poetische Versuche. Im reiferen Alter (60 v. Chr.) besang er zur Feier seines Ruhmes die Thaten seines Konsulats (de suo consulatu) in einem Epos von drei Büchern, von welchem Quintilian (11, 1, 24) sagt: „Hätte er doch in seinen Gedichten das bei Seite gelassen, was ihm boshafte Gegner vorzurücken nicht müde werden:

Weichet, ihr Waffen, der Toga, es weiche der Rede der Lorbeer;
Rom, von neuem zum Glück durch mich, den Konsul, geboren;

und den Jupiter, der ihn in die Versammlung der Götter beruft, und die Minerva, die ihn in allen Künsten unterrichtet hat; denn solches hat er sich nach Beispielen der Griechen gestattet." Auch über die Leidenszeit seiner Verbannung (de temporibus meis) verfaßte er ums J. 55 ein Epos in drei Büchern; in dieselbe Zeit wohl fällt das Epos Marius. Im J. 54 verherrlichte ein Lobgedicht auf Cäsar dessen Siege in Gallien, das aber wahrscheinlich nicht vollendet worden ist. Auch Epigramme gab ihm der Witz und die heitere Laune ein. Von sämtlichen Poesien sind nur wenige Bruchstücke vorhanden.

Von höchstem Interesse sind die zahlreichen Briefe des Cicero aus seinem eifrigen Verkehr mit Staatsmännern, Freunden und Verwandten, mit Einschluß von 90 von andern an Cicero gerichteten Briefen 864 an der Zahl. Sie geben uns ein getreues

Bild von Ciceros Lebensgeschicken, seinem Charakter, Wirken und Streben in allen Schwächen und Tugenden, sowie von dem Leben und politischen Treiben seiner Zeit. Sie sind sehr mannigfaltig in Inhalt und Form; je nach dem Charakter der Adressaten und deren Stellung und Verhältnis zu dem Briefschreiber sind sie bald vertraulich, heiter und scherzhaft, bald ernst und rücksichtsvoll; stets aber trifft der Schreiber den rechten Ton. Mit besonderer Sorgfalt, wohl berechnet und gut stilisiert, sind diejenigen Briefe geschrieben, welche über Staatsangelegenheiten an Fernerstehende gerichtet sind, während die für Freunde und Verwandte bestimmten nachlässiger und unbefangen hingeworfen sind. Cicero selbst hat keine Sammlung seiner Briefe vorgenommen; doch wurden schon zu seinen Lebzeiten von solchen, die ihm nahestanden, Anstalten dazu gemacht. In einem Briefe an Atticus (16, 5) aus dem J. 44 sagt er: „Von meinen Briefen giebt es keine Sammlung (nulla est *συναγωγή*), aber Tiro hat ungefähr 70, und einige meiner Briefe sind von dir dazu zu nehmen; diese muß ich freilich erst durchsehen und verbessern; dann erst werden sie herausgegeben werden.“ Bald nach seinem Tode wurden seine Briefe mit Eifer in Masse gesammelt und veröffentlicht. Eine große Zahl von solchen Sammlungen finden wir citiert: von Briefen an Cornelius Nepos ein zweites Buch, von Briefen an Brutus ein neuntes, an Pompejus ein viertes, an Cäsar ein drittes u. s. f. Heute besitzen wir noch vier Sammlungen:

1. Die Epistolae ad familiares, an verschiedene Personen aus den Jahren 63—43 v. Chr., 16 Bücher, wahrscheinlich von Tiro, Ciceros gelehrtem Freigelassenen, herausgegeben. Sie sind ohne konsequente Befolgung der Abfassungszeit, mit geringer Ausnahme nach den Personen, an welche sie gerichtet sind, zusammengestellt. So enthält das 3. Buch nur Briefe des Cicero an Appius Claudius Pulcher, das 14. Buch nur solche an Terentia und die übrige Familie. Von Briefen, die von andern geschrieben sind, enthält das 13. Buch nur solche von M. Cälius an Cicero.

2. Epistolae ad Atticum, ebenfalls 16 Bücher. Sie beginnen mit dem J. 68 und hören einige Monate vor Ciceros Tode auf; doch befinden sich unter ihnen keine Briefe aus dem Konsulatsjahr 63. „Cicero liebte den Atticus so," sagt Cornelius Nepos (Vita Att. 16), „daß ihm selbst nicht einmal sein Bruder Quintus teurer und vertrauter war. Davon geben Zeugnis, außer den Schriften, die er veröffentlicht hat und in denen er seiner Erwähnung thut, die 16 Bände Briefe, die er von seinem Konsulate an (ungenau!) bis zu seiner letzten Lebenszeit an Atticus geschrieben hat. Wer diese liest, wird nicht sehr eine zusammenhängende Geschichte jener Zeiten vermissen. Denn es ist alles über die Bestrebungen der Staatshäupter, über die Veränderungen im Staate so ausführlich beschrieben, daß jegliches hierin im hellsten Lichte erscheint und man leicht zu dem Glauben gelangt, Klugheit sei gewissermaßen eine Sehergabe. Denn Cicero hat nicht bloß vorausgesagt, was noch zu seinen Lebzeiten eintraf, sondern er hat auch wie ein Prophet verkündet, was jetzt erst sich zuträgt." Übrigens enthalten diese Briefe nicht bloß politische Dinge, sondern sie verbreiten sich in offener, vertraulicher Weise über alle möglichen Angelegenheiten. Die Sprache ist weniger sorgfältig und vielfach mit griechischen Wörtern und Redensarten untermischt. Für uns ist manches, was besprochen wird, dunkel, da der Schreiber oft dem Vertrauten gegenüber nur andeutend sich ausspricht und Atticus seine eigenen Briefe vorsichtig aus der Sammlung weggelassen hat. Dieselbe Vorsicht veranlaßte ihn, bei seinen Lebzeiten die Sammlung zurückzuhalten. Sie erschien erst nach seinem Tode.

3. Epistolae ad Quintum fratrem, 3 Bücher, aus den Jahren 60—54, über politische Dinge und Familienangelegenheiten, über beiderseitige Studien und litterarische Erscheinungen. Der erste Brief des ersten Buches ist gewissermaßen eine sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung über Provinzialverwaltung aus dem J. 60, wo Quintus Proprätor von Asien war.

4. Briefwechsel zwischen M. Brutus und Cicero, 2 Bücher,

wahrscheinlich eine Auswahl aus einer größeren Sammlung von Briefen an Brutus. Die Echtheit dieser Sammlung ist vielfach angegriffen worden, wie es scheint, ohne Grund.

---

7. Cajus Julius Cäsar.

(100 bis 44 v. Chr.)

Cajus Julius Cäsar hätte vermöge seiner Begabung dem Cicero den Preis des ersten römischen Redners abringen können. „Er erreichte," sagt Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cäsar (c. 3), „nicht bloß durch seine vortrefflichen Anlagen für die öffentliche Beredsamkeit, sondern auch durch seinen Eifer in der Ausbildung seiner Anlagen unbestritten den zweiten Preis; auf den ersten Preis dagegen verzichtete er, da er mehr durch Gewalt und Waffen als durch die Kunst der Rede der erste zu sein strebte." Cäsar war ein Mann von so eminenter, unerschöpflicher Geisteskraft und so vielseitigen Talenten, daß ihm in allen Gebieten geistiger Thätigkeit die schwierigsten Aufgaben ein Spiel waren. Groß als Feldherr, Staatsmann und Redner, glänzte er zugleich als Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Astronom; aber das Streben, Monarch des römischen Reiches zu werden, beherrschte seinen Geist in dem Maße, daß alle litterarische Beschäftigung ihm nur Nebensache war oder als Mittel diente zur Erreichung seines höchsten Zieles.

Cäsar war geboren im J. 100 v. Chr. am 12. Quintilis, der später nach ihm Julius genannt worden ist, und gehörte einer der ältesten und vornehmsten Adelsfamilien Roms an, welche von Cäsar selbst, nach der Sitte seiner Zeit, bis in die Urzeiten Roms, bis auf Julus, den Sohn des Äneas, den Enkel der Venus, zurückgeführt wurde. Großen Reichtum aber besaß die Familie nicht. Sein gleichnamiger Vater starb, nachdem er Prätor gewesen, im J. 84, als der Sohn im 16. Jahre stand. Seine Mutter Aurelia, die Tochter des M. Aurelius Cotta,

eine nicht bloß durch hohe Geburt, sondern auch durch ihre Tugenden ausgezeichnete Frau, hatte auf die sorgfältige Erziehung ihres Sohnes Cajus, den sie unter ihren Kindern am meisten liebte, den größten Einfluß, und der Sohn hat sie mit dankbarer Liebe geehrt bis an ihren Tod (54). Unter ihrer Leitung kamen die reichen Geistesanlagen des Knaben zu rascher und vielseitiger Entwicklung, so daß er in kurzer Zeit sich alle die Kenntnisse aneignete, welche zu einer einflußreichen Teilnahme an den öffentlichen Geschäften des Friedens und des Krieges berechtigten. Einer seiner Lehrer war der schon früher (S. 182) genannte gelehrte Grammatiker M. Antonius Gnipho, durch dessen Einwirkung wohl Cäsar vornehmlich den feinen Sinn für Korrektheit und Schönheit der Sprache, der sich in seinen Reden und Schriften kundgab, in sich ausbildete.

Schon als Knabe von 13 Jahren wurde Cäsar in das öffentliche Leben hereingezogen, dadurch daß der berühmte Marius, der mit seiner Vaterschwester Julia verheiratet war, nach seinem Siege über die Sullaner ihn im J. 87 zum Priester des Jupiter (Flamen Dialis) erwählen ließ; da jedoch Marius kurze Zeit darauf starb, so wurde er in dies Priesteramt nicht eingeweiht. Auch konnte ihn die Gunst des Verwandten, des Hauptes der Volkspartei, nicht bewegen, sich schon jetzt entschieden auf dieselbe Seite zu stellen; aber ebenso wenig erklärte er sich für die Partei der Optimaten, zu welcher die vornehmsten Männer seiner Verwandtschaft gehörten. Er hielt sich neutral, da weder die Führer der einen, noch die der andern Partei ihm Vertrauen einflößten, und wartete seine Zeit ab, um die Pläne, mit welchen sein außerordentlich früh gereifter Geist sich trug, in Ausführung zu bringen. Schon jetzt scheint er den Beruf zur Herrschaft über die Welt in sich gefühlt zu haben. Sein Scharfblick entdeckte ihm, daß die Republik sich überlebt habe und in der Herrschaft eines einzelnen ihre Ruhe finden müsse, und so faßte er denn schon in seinen Jünglingsjahren den Entschluß, die eine Partei durch die andere zu stürzen, um alsdann über beide zu gebieten. Diesen

Plan verfolgte er mit unerschütterlicher Festigkeit und schlauster Berechnung, aber zugleich mit so viel Mäßigung und Besonnenheit, daß er sich zu keinem leidenschaftlichen Schritte verleiten ließ, sondern ebenso durch kluges Zuwarten unter ungünstigen Verhältnissen, wie im rechten Augenblick durch rasches, entschiedenes Handeln sich zu fördern wußte.

Zunächst galt es nur, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen, und dazu gab ihm Sulla die Gelegenheit. Als dieser nämlich im J. 82 nach Besiegung der Marianer sich zum Herrn von Rom gemacht hatte, verlangte er von Cäsar, daß er seine Gemahlin Cornelia, eine Tochter des Cinna, welche er im J. 83, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Cossutia geschieden, aus Neigung geheiratet hatte, verstoßen sollte. M. Piso hatte sich nach dem Wunsche des Herrschers von Cinnas Witwe Annia geschieden, Pompejus hatte seine Gemahlin Antistia verstoßen und Sullas Stieftochter Ämilia geheiratet; aber Cäsar wagte es, die Forderung des Diktators zu verweigern und seinem Zorn zu trotzen. Er wurde in die Acht erklärt und irrte nun fieberkrank, von Häschern verfolgt, in Vermummung im Sabinischen umher, bis Sulla ihn auf Fürbitte der Vestalinnen und zweier Verwandten begnadigte. Als die Bittenden dem zögernden Diktator von der Jugend des Proskribierten und seiner Unbedeutendheit sprachen, bemerkte er, daß in diesem Cäsar mehr als *ein* Marius stecke, man möge sich vor dem nachlässig gegürteten Knaben hüten. So hatte der junge Cäsar die Augen seiner Mitbürger auf sich gezogen und einen Beweis seiner Festigkeit gegeben; man konnte erkennen, was man von seinem Charakter zu erwarten habe. Aber er hielt es denn doch nach seiner Begnadigung für geraten, dem Machthaber aus dem Wege zu gehen, und begab sich nach Asien, um Kriegsdienste zu thun. Er zeigte unter dem Proprätor M. Minucius Thermus bei der Erstürmung von Mytilene, das im mithridatischen Kriege von Rom abgefallen war, eine solche Tapferkeit, daß er mit einer Bürgerkrone belohnt wurde. Dann begab er sich auf die Flotte

des P. Servilius Isauricus, um gegen die Seeräuber zu fechten; aber sobald die Nachricht von Sullas Tode eintraf, eilte er nach Rom zurück.

In Rom nahm Cäsar auch jetzt noch nicht an den demokratischen Bestrebungen teil, weil er die Sache der Demokratie in zu schwachen Händen sah und selbst noch nicht im stande war, die Leitung derselben zu übernehmen. Er wies die Anerbietungen des Konsuls M. Lepidus, der die sullanische Verfassung umstoßen wollte, zurück und begnügte sich nach der Sitte junger Römer, durch Anklagen bedeutender Männer sich bemerklich zu machen. Er verklagte den Sullaner Cn. Cornelius Dolabella und den C. Antonius wegen Erpressung. Indem er darin seine volksfreundlichen Bestrebungen bekundete, hatte er zugleich Gelegenheit, sein ausgezeichnetes Rednertalent glänzen zu lassen; die Partei des Senats aber, der damals nach der Einrichtung des Sulla allein im Besitze des Richteramtes war und vorzugsweise aus Sullanern bestand, mußte sich dadurch, daß die Richter die Verurteilung der schuldigen Parteigenossen verweigerten, die Unzufriedenheit des Volkes noch mehr zuziehen. Um dem Hasse der vielvermögenden Gegner auszuweichen, ging er im Winter 76 nach Rhodus, wo er sich unter der Leitung des Rhetors Molon, den auch Cicero gehört, noch weiter in der Rednerkunst ausbilden wollte. In diese Reise fällt sein bekanntes Abenteuer mit den Seeräubern, die ihn gefangen nahmen und zuletzt von ihm ans Kreuz geschlagen wurden. In Rhodus blieb er nicht lange; als im J. 74 der dritte mithridatische Krieg ausbrach, zog er in der Provinz Asien als Privatmann Truppen zusammen und schlug eine feindliche Schar, welche gekommen war, um die Städte zum Abfall von Rom zu reizen, in die Flucht. Unterdes wurde er zu Rom in seiner Abwesenheit zum Pontifex gewählt, an die Stelle seines jüngst verstorbenen Oheims C. Aurelius Cotta, und das bewog ihn nach Rom zurückzukehren.

In den nächsten Jahren hielt sich Cäsar von den öffentlichen

Angelegenheiten fern, warb aber auf alle Weise durch leutseliges Wesen und großartige Geld- und Getreidespenden um die Gunst des Volkes, die ihm in solchem Maße zu teil wurde, daß er, als Pompejus im J. 71 aus Spanien vom sertorianischen Kriege zurückkehrte, schon das einflußreichste Haupt der Volkspartei war. Es war damals hauptsächlich sein Werk, daß Pompejus, der mit der Senatspartei zerfallen war, auf die Seite des Volkes trat und sich mit den Optimaten völlig verfeindete. Cäsar beabsichtigte, die Übermacht der Senatspartei durch Pompejus zu brechen, später aber, wenn er durch die Verbindung mit Pompejus emporgestiegen, die Früchte hiervon selbst zu pflücken, da er erwartete, daß jener, unfähig mit der Menge zu verkehren, nimmer einen festen Boden in dem Volke finden werde. Als Pompejus im folgenden Jahre (70) als Konsul, um das Volk für sich zu gewinnen und sich den Weg zu höherer Macht zu bahnen, die sullanische Gesetzgebung niederriß und namentlich die volle Macht der Tribunen wiederherstellte, stand Cäsar dienstfertig als die treibende Seele im Hintergrund, ohne daß jener in seinem stolzen Herzen ahnte, daß er nur für den gewandten, schlauen Volksführer arbeiten sollte.

Im J. 68, in welchem Cäsar das erste kurulische Amt, die Quästur, bekleidete, starb Julia, seines Vaters Schwester, die Witwe des Marius, und bald darauf seine eigene Gemahlin Cornelia, die Tochter des Cinna. Cäsar benutzte die Familienereignisse zu politischen Zwecken; er hielt beiden Frauen auf dem Markte Leichenreden, dem Scheine nach, um heilige Pflichten zu erfüllen, in Wahrheit aber, um das Andenken des Marius und des Cinna aufzufrischen. Die Leichenreden wurden zu Lobreden dieser beiden von Sulla geächteten Volksführer und ihrer Grundsätze und erneuerten das Bild der früheren Volksherrschaft, auf deren Wiederkehr man hoffen sollte. Zum Überfluß wurde bei Julias Bestattung noch das Bild des Marius vorgetragen, der über ihn verhängten Ächtung zum Trotz. Das Volk übertönte mit seinem Beifallsgeschrei die Stimme

der erbitterten Optimaten und erkannte in dem Redner den Mann, der berufen war, die alte Zeit der Volksherrschaft wieder herbeizuführen.

Als Cäsar aus dem jenseitigen Spanien, wohin er den Prätor Antistius Vetus als Quästor begleitet hatte, nach Rom zurückgekehrt war, verband er sich noch inniger mit Pompejus durch die Vermählung mit einer Verwandten desselben, der Pompeja, einer Tochter des Q. Pompejus Rufus, und gewann seinen Dank durch die Unterstützung der Gesetzesvorschläge des Gabinius (67) und des Manilius (66), von denen der eine dem Pompejus die Führung des Seeräuberkrieges, der andere den Oberbefehl in dem mithridatischen Kriege übertrug. Dem Cäsar kam es zu gut, daß diese beiden Kriege den durch die Volksgunst mächtigen Pompejus sechs Jahre lang von Rom fernhielten und ihm selbst dadurch in Rom freies Feld gelassen wurde, um sich in der Gunst des Volkes zu befestigen. Dazu bot ihm die Ädilität, die er im J. 65 verwaltete, die beste Gelegenheit. Er ergötzte die Menge durch die glänzendsten Spiele mit ungeheurer Verschwendung, obgleich seine Schulden, schon ehe er ein öffentliches Amt übernahm, 1300 Talente betrugen. Das Volk erkannte in ihm seinen besten und aufopferndsten Freund. Nicht lange nachher bereitete der rastlos vorstrebende Mann der Menge eine neue freudige Überraschung. Sulla hatte auf dem Capitol die Bildsäule des Marius und die Trophäen desselben aus dem jugurthinischen und kimbrischen Kriege zerstören lassen. Da fand man eines Morgens die Bildsäule und die Siegeszeichen an derselben Stelle wieder hergestellt. Das in Masse herbeigeströmte Volk begrüßte mit Freudengeschrei das Bild des alten Volksmannes, des einstigen Retters von Italien, und pries den Cäsar — denn nur der konnte der Urheber dieser Neuerung sein — als den würdigen Nachfolger des so hochverdienten Verwandten; der Senat aber, der voll Schrecken über die revolutionäre That sich in Eile versammelt hatte, wagte nicht die Statue und die Trophäen zu entfernen. Auch in der nächsten Zeit setzte Cäsar, unbekümmert um

den Groll der Senatspartei, seinen Kampf gegen die sullanischen Gesetze, soweit dieselben noch bestanden, fort.

In dem Konsulatsjahr des Cicero (63), in welchem Cäsar das Ackergesetz des Rullus und die Anklage des Rabirius (S. 158) veranlaßte, stand er schon so fest in der Gunst des Volkes, daß er es wagen konnte, bei der Wahl zu dem höchsten Priesteramt des Staates, dem Amte des Pontifex Maximus, mit zwei ehrwürdigen, bejahrten Häuptern der Optimatenpartei, Q. Lutatius Catulus und P. Servilius Isauricus, in die Schranken zu treten, und den Sieg davontrug. Die Wahl fand in der Volksversammlung statt, und es mußte sich zeigen, welche von beiden Parteien, ob die Volkspartei oder die der Optimaten, die meiste Macht besaß. Auf beiden Seiten wurde das Geld nicht gespart; namentlich verschwendete Cäsar große Summen, so daß er am Tage, wo er zur Wahl ging, mit Bezug auf die gemachten Schulden, zu der besorgten Mutter sagte: „Entweder siehst du mich als Oberpontifex wieder oder als Flüchtling." Er wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Das sah der stolze Catulus für eine große Beschimpfung an, und er ärgerte sich um so mehr, da er dem verschuldeten Cäsar Geld angeboten hatte, damit er von der Bewerbung zurücktrete. Cäsar hatte geantwortet, er werde mehr borgen und nicht zurücktreten.

Catulus war von nun an ein unversöhnlicher Feind des Cäsar und suchte im Verein mit C. Piso, welchen Cäsar wegen Erpressung und ungerechter Hinrichtung eines Transpadaners vor Gericht gezogen hatte, die Entdeckung der catilinarischen Verschwörung zu seinem Verderben zu benutzen. Sie drangen in den Konsul Cicero, der die Beweise gegen die Verschwornen in Händen hatte, daß er auch den Cäsar durch irgend einen Angeber der Teilnahme an der Verschwörung anklagen lasse, und da Cicero nicht darauf einging, so verbreiteten sie nun selbst mit ihren Gesinnungsgenossen das Gerücht, Cäsar habe Teil an der Verschwörung gehabt, die Anzeiger hätten nachteilig über ihn ausgesagt. Als nun in der Senatssitzung vom 5. Dezember, wo über das

Schicksal der Verschwornen entschieden wurde, Cäsar gegen die von hervorragenden Männern der Optimatenpartei beantragte Todesstrafe sprach und vorschlug, man solle die Schuldigen zu ewiger Gefangenschaft verurteilen und ihr Vermögen einziehen, da deutete man diese mildere Ansicht als eine Fürsprache, und Cato warf ihm unzweideutig eine Teilnahme an dem verbrecherischen Plan vor, worauf ein heftiger Wortwechsel zwischen Cäsar und Cato entstand. Als Cäsar den Senat verließ, drangen die Ritter, welche Cicero nebst andern Bewaffneten auf dem capitolinischen Hügel aufgestellt hatte, auf Anstiften des Piso und Catulus mit entblößten Schwertern auf ihn ein; doch einige seiner Freunde bedeckten ihn mit ihrer Toga und retteten ihn. Seitdem erschien Cäsar bis zum Ende des Jahres nicht mehr in dem Senat; das Volk aber war wegen der Behandlung seines Lieblings durch die Senatspartei in so schlimmer Aufregung, daß der Senat zur Beschwichtigung desselben eine monatliche Getreidespende dekretierte. Der Schein war in dieser Angelegenheit allerdings gegen Cäsar, da er bisher bei jeder Gelegenheit das Ansehen und die Macht der Regierungspartei zu untergraben gesucht hatte; aber man kann ihm keine Verbindung mit den Verschworenen nachweisen, es findet sich keine Spur einer vertraulichen Annäherung zwischen ihm und Catilina. Die mildere Ansicht in Betreff der Bestrafung der Schuldigen beruhte auf einer richtigen Beurteilung der Verhältnisse und zeigt seine auch sonst bewiesene Scheu vor blutiger Verfolgung in bürgerlichen Unruhen; wäre Cicero seiner Meinung beigetreten, er hätte sich viel Trauriges erspart. Auch war Cäsar viel zu scharfsichtig und klug, als daß er sich mit einer so verbrecherischen und herabgekommenen Rotte, wie die Catilinarier waren, zu einem so wahnsinnigen Unternehmen hätte verbinden können; es war ja auf die Vernichtung des Staates abgesehen, in welchem er die Alleinherrschaft suchte und auf sichrerem Wege nach einem reiflich erwogenen Plan zu erlangen hoffte.

Im J. 62 war Cäsar städtischer Prätor. Als er am

1. Januar sein Amt antrat, begleitete er nicht in herkömmlicher Weise die neuen Konsuln auf das Capitol, sondern hielt eine Volksversammlung, in der er beantragte, daß die Vollendung des Jupitertempels auf dem Capitol, der im J. 83 abgebrannt war, dem Catulus, welchen er des Unterschleifs beschuldigte, entzogen und dem Pompejus übertragen werde; auch solle der Name des Pompejus, nicht der des Catulus in der Inschrift des Gebäudes genannt werden. Die Optimaten brachten es jedoch durch ihre Anstrengungen dahin, daß Catulus die Oberhand behielt. Dieser Angriff auf Catulus entsprang bei Cäsar nicht aus Haß und Rachgier, er hat vielfach gezeigt, daß er zu groß war, um zu hassen; das Unternehmen war eine wohlberechnete Huldigung gegen Pompejus, der darin die Treue seines Verbündeten erkennen und durch den Widerstand, welchen der Senat dagegen erhob, mit der Optimatenpartei noch mehr verfeindet werden sollte.

In diesem Jahre erwartete man in Rom die Rückkehr des Pompejus aus Asien. Der von ihm vorausgeschickte Q. Metellus Nepos machte als Tribun den Vorschlag, daß er mit dem Heere nach Italien zurückkehren sollte, und der Prätor Cäsar unterstützte ihn nachdrücklich gegen die widerstrebenden Optimaten. Es kam bei der Verhandlung auf dem Markte zu einem blutigen Zusammenstoß, in welchem die Optimaten unter Führung des Tribunen Cato die Gegner in die Flucht schlugen. Da der Senat das Verfahren des Cato billigte und sogar den Metellus und Cäsar ihrer Ämter entsetzte, so erklärte Metellus dem Volke, daß er der Gewalt weiche und zu Pompejus zurückgehe, der sich und ihn zu rächen und die Gesetze zu verteidigen wissen werde; Cäsar aber fuhr fort, sein Prätoramt zu verwalten wie vorher, bis man sich anschickte, ihn mit Gewalt vom Richterstuhle zu vertreiben. Da entließ er in Hast seine Liktoren, warf die Amtstoga von sich, um nicht erkannt zu werden, und schlich sich in sein Haus. Solche Scenen wollte Cäsar. Ein Tribun war mit Gewalt in seinen Amtshandlungen gestört worden und flüchtete

ins Lager, ein Prätor wurde vom Tribunal verjagt und mußte sich vor dem Senat verbergen. Empört über solche Zustände, strömte die Menge zu der Wohnung ihres Freundes und beschwor ihn, über ihre Arme zu verfügen. Aber Cäsar beschwichtigte sie und schickte sie auseinander. Als der Senat, der in Angst und Sorge versammelt war, dies vernahm, begaben sich die angesehensten Senatoren in das Haus des Cäsar, ihm zu danken und ihn in die Kurie einzuladen, wo er mit Lobeserhebungen empfangen und wieder in sein Amt eingesetzt wurde. Das war eine tiefe, aber von Cäsar wohlberechnete Demütigung des Senates.

Durch diese Niederlage noch mehr erbittert, nahmen bald nachher die Optimaten den Plan wieder auf, den schlimmen Gegner in eine Untersuchung wegen Teilnahme an der catilinarischen Verschwörung hereinzuziehen und, wo möglich, noch vor der Rückkehr des Pompejus zu verderben. Durch Bestechung gewannen sie die nötigen Angeber; aber das Zeugnis des Cicero, auf welchen sich Cäsar im Senate berief, sprach ihn von jeglicher Schuld frei, so daß alle Angriffe verstummten, zumal da das Volk, um seinen Liebling besorgt, vor der Kurie ein drohendes Geschrei erhob. Die falschen Angeber wurden bestraft, und auch der Untersuchungsrichter Novius wurde verhaftet, weil er eine Klage gegen einen höheren Magistrat angenommen. — Gegen Ende dieses Jahres kam in dem Hause des Cäsar die S. 163 erwähnte skandalöse Geschichte während des Festes der Bona Dea vor. Clodius hatte sich in das Haus eingeschlichen, um mit Cäsars Gemahlin Pompeja zusammen zu kommen. Übrigens trat Cäsar gegen den Frevler weder als Kläger noch als Zeuge auf; aber er entließ seine Gemahlin, indem er erklärte, obgleich er den Verdacht eines ehebrecherischen Umgangs derselben nicht teile, so könne er doch nicht mehr mit ihr zusammen leben, denn eine keusche Frau dürfe nicht Anlaß zu schlimmem Verdachte geben.

Im J. 61 ging Cäsar als Proprätor in das jenseitige

Spanien, nachdem ihm der reiche Crassus 830 Talente für seine lästigsten Gläuber geborgt hatte. Aber dies war kaum der vierte Teil der Summe, welche er haben mußte, um sagen zu können, er habe nichts. In der reichen Provinz hatte er hinlänglich Gelegenheit, Schätze zu sammeln für sich und sein Heer und zugleich für den Staat. Er kämpfte, nachdem er sein Heer auf eigne Hand verstärkt, gegen die räuberischen Bergbewohner Lusitaniens; dann reizte er, um Ruhm und Beute zu erwerben, die Völkerschaften zwischen Tagus und Durius zum Krieg und griff Galläcien von der See her an, wo er die Stadt Brigantium einnahm. Dies war das erstemal, daß er als selbständiger Feldherr auftrat; das Heer begrüßte ihn als Imperator, und der Senat ehrte ihn durch ein Dankfest, wodurch er Ansprüche auf einen Triumph erhielt.

Als Cäsar im Sommer des J. 60 mit frischgewonnenem Feldherrnruhm aus Spanien zurückkehrte, bewarb er sich, vor den Thoren Roms lagernd, um den Triumph und um das Konsulat für das nächste Jahr. Seine Gegner im Senat wollten ihm, während er außerhalb der Stadt sei, die Bewerbung um das Konsulat nicht gestatten; deshalb entsagte er der eitelen Ehre des Triumphes und kam in die Stadt, um den wichtigeren Zweck nicht zu verfehlen. Er wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt; sein Kollege wurde M. Bibulus, ein hartnäckiger, aber beschränkter Aristokrat, der auch zugleich mit ihm Ädil und Prätor gewesen war. Noch vor dem Antritt seines Konsulates söhnte Cäsar den an Ehren und Ruhm reichen Pompejus und den an Geld reichen Crassus, welche in letzter Zeit überall sich im Staate entgegenarbeiteten, mit einander aus, um beide für sich benutzen zu können, und schloß dann mit ihnen im geheimen einen Bund, den sie eidlich bekräftigten, mit der Bestimmung, daß nichts im Staate geschehen sollte, was einem von den dreien mißfällig wäre. Dies war das erste Triumvirat, bei dessen Stiftung jeder hoffte, durch die beiden andern zuletzt zur alleinigen Herrschaft zu kommen, das aber im Grunde den

Pompejus und Crassus nur zu Werkzeugen des geistig weit überlegenen Cäsar machte. Bald nach Abschluß dieses Bundes gab Cäsar dem Pompejus seine liebenswürdige Tochter Julia zur Gemahlin.

Der im geheimen geschlossene Bund wurde bald offenbar durch die gewaltige Macht, die Cäsar als Konsul entwickelte; da aber nichts ungesetzliches in demselben zu erkennen war, so begnügte man sich mit Zürnen und Spotten. Cäsar hatte dem Pompejus versprochen, daß er als Konsul die Bestätigung seiner Einrichtungen in Asien, welche seine Feinde im Senat bisher hintertrieben hatten, bewirken und ein Ackergesetz zu Gunsten seiner Veteranen durchsetzen werde. Als er zunächst das volksfreundliche Ackergesetz, wonach dem Staate gehöriges Ackerland in Campanien an ärmere Bürger mit drei oder mehr Kindern und besonders an Veteranen des Pompejus verteilt werden sollte, dem Senat vorlegte, fand er einen solchen Widerspruch, daß er sich entschloß, seinen Entwurf unmittelbar vor die Volksversammlung zu bringen, und hier kam es durch den Widerspruch des Konsuls Bibulus und seines Anhangs zu einem förmlichen Handgemenge. Nachdem Bibulus und alle Gegner vertrieben waren, wurden die Verhandlungen erneuert und das Gesetz angenommen. Bibulus aber war seitdem so eingeschüchtert, daß er bis zum Ende des Jahres sein Haus nicht mehr verließ und sich darauf beschränkte, dem Vorgehen des Kollegen durch Edikte zu widersprechen, die voller Schmähungen waren. Cäsar leitete allein alle konsularischen Angelegenheiten, und deshalb sprachen Witzlinge von einem Konsulate des Julius und des Cäsar. Durch das neue Ackergesetz, dessen Beschwörung der Senat nicht zu verweigern wagte, kamen mehr als 20 000 arme Bürger zu Landbesitz. Auch das andre Versprechen, das Cäsar dem Pompejus gegeben, wurde gelöst; er ließ dessen Einrichtungen in Asien durch das Volk genehmigen. Wie sich Cäsar durch sein Ackergesetz die ärmere Volksklasse verpflichtet hatte, so machte er sich den Stand der Ritter zu Bundesgenossen dadurch, daß er

ihnen durch das Volk die Pachtsumme, welche sie für die Staatseinkünfte in Asien zu zahlen hatten, um ein Drittel herabsetzen ließ. Außerdem brachte Cäsar entweder selbst oder durch ergebene Tribunen noch manchen andern Vorschlag zur Anerkennung, und zwar immer durch das Volk; an den Senat wendete er sich selten, und wenn er ihn einmal berief, so erschienen nur wenige.

Der Senat wagte nichts gegen den eigenmächtigen Konsul; hintennach aber hoffte er sich dadurch zu rächen, daß er ihm keine Provinz verliehe. Cäsar gab sich den Schein, als sei ihm die Sache gleichgültig; im geheimen aber veranlaßte er den Tribunen Vatinius, daß er ihm von der Volksversammlung die Verwaltung des cisalpinischen Galliens und Illyricums mit drei Legionen auf fünf Jahre zuerteilen ließ, und als seine Freunde noch von einer dritten Provinz sprachen, da fügte der erschreckte Senat, um Schlimmeres zu verhüten, noch das transalpinische Gallien hinzu mit einer vierten Legion. Das cisalpinische Gallien oder Oberitalien war, wie Cato sich ausdrückte, die Akropolis Italiens; von dort aus konnte ein Mann wie Cäsar Rom bewachen und beherrschen; die Provinz jenseits der Alpen aber gab ihm Gelegenheit zu Eroberungen und Kriegsruhm, zur Ausbildung eines schlagfertigen, ihm ergebenen Heeres, zum Erwerb von Schätzen, deren er so sehr bedurfte, teils um die durch den ungeheuren Aufwand während seines Konsulates gemachten Schulden abzutragen, teils um Mittel zu Geldspenden während seiner Abwesenheit von Rom zu haben. Cäsar hatte vor der Hand erreicht, was er wünschte; durch die gallischen Provinzen wollte er der Herr des römischen Reiches werden.

Ehe Cäsar in seine Provinz abging, sorgte er dafür, daß seine während des Konsulats einseitig gegebenen Gesetze aufrecht erhalten würden. Die Obhut über dieselben übernahmen zunächst Pompejus und Crassus und außerdem die Konsuln des nächsten Jahres, L. Piso, der Vater von Cäsars vierter Gemahlin Calpurnia, und A. Gabinius, ein Günstling des Pompejus; Cicero

aber und Cato, von denen die Gesetze besonders bedroht schienen, wurden mit Hilfe des Tribunen Clodius aus der Stadt entfernt; Cicero wurde verbannt und Cato erhielt den Auftrag, das Königreich Cypern für den römischen Staat einzuziehen. Zugleich ließ es sich Cäsar angelegen sein, den Riß zwischen den Optimaten und Pompejus möglichst zu erweitern, damit dieser während seiner Abwesenheit sich nicht wieder mit dem Senat, seinem natürlichen Bundesgenossen, vereinige.

Um dem Vorgehen des Clodius gegen Cicero Nachdruck zu geben, verweilte Cäsar bis Ende März (58) vor den Thoren Roms. Dann eilte er in seine Provinz, wo seine Anwesenheit höchst nötig war; denn die Provinz im jenseitigen Gallien, damals das südliche Küstenland bis hinauf zum Genfersee, war durch die Helvetier gefährdet, die aus ihren Wohnsitzen in der westlichen Schweiz nach dem Südwesten Galliens in die Nähe der römischen Provinz auszuwandern beabsichtigten. Cäsar brachte sie in zwei Treffen der Vernichtung nahe und schickte die Reste des Volkes wieder in ihre verlassene Heimat zurück, damit nicht dort Germanen sich festsetzten. Die Verhältnisse in Gallien lagen nämlich damals so, daß es entweder die Beute der Germanen oder der Römer werden mußte. Die vielen gallischen Völkerschaften, durch Uneinigkeit zerrissen, waren in politische Zerrüttung und in Auflösung verfallen und vermochten nicht mehr durch eigene Kraft ihre Freiheit zu behaupten. Die Germanen aber drangen immer zahlreicher über den Rhein herüber und waren auf dem Wege, sich allmählich ganz Galliens zu bemächtigen, wenn ihnen nicht von den Römern halt geboten wurde. Ein germanischer Kriegsfürst, Ariovistus, hatte schon einen nicht unbeträchtlichen Teil Galliens unter seine Botmäßigkeit gebracht und war mit seinen sich stets mehrenden Scharen schon ein gefährlicher Nachbar der Römer geworden. Cäsar, der mit dem festen Entschluß in seine Provinz gekommen war, einen Eroberungskrieg zu beginnen und, womöglich, ganz Gallien unter römische Herrschaft zu bringen, griff noch in demselben Jahre,

gleich nach der Besiegung der Helvetier, den Ariovist an, in der Absicht, die Herrschaft der Germanen in Gallien zu vernichten. Er schlug den Ariovist nördlich von Vesontio (Besançon) und trieb ihn über den Rhein zurück; die von demselben beherrschten Völker, fast das ganze mittlere Gallien und das linke Rheinufer, kamen in die Botmäßigkeit der Römer. Indes war die Eroberung und Behauptung Galliens doch eine schwere Aufgabe; wenn auch die einzelnen Völker unter sich uneins waren und ihre gesamte Macht gegen den gemeinsamen Feind nicht zusammenzufassen vermochten, so waren sie doch tapfer und von kriegerischem Sinn und hielten die Freiheit hoch. Die Sache war nicht mit einigen wenigen Schlachten gethan, wie im Orient; sondern ein Volk nach dem andern mußte niedergeworfen werden, und war es zur Unterwerfung gezwungen, so ergriff es die erste beste Gelegenheit, aufs neue sich zu empören. Doch der römischen Kriegskunst, römischen Legionen waren sie nicht gewachsen, besonders unter einem Führer, wie Cäsar war, der sich in den gallischen Kriegen als einen höchst genialen Feldherrn zeigte, würdig, den größten Feldherrn aller Zeiten an die Seite gestellt zu werden. Mit einer nie schwankenden Sicherheit, in raschestem Angriff ging er von Sieg zu Sieg, daß die Welt mit Staunen und Bewunderung seinem Siegeslaufe nachschaute.

In den nächsten zwei Jahren (57 und 56) besiegte und unterwarf Cäsar fast alle gallischen Völkerschaften, die tapferen belgischen Stämme, die armorischen Staaten nördlich von der Loire, die Aquitanier an der Garonne und den Pyrenäen. Dann vernichtete er im J. 55, in welchem ihm seine Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre verlängert ward, die über den Rhein gekommenen germanischen Usipeter und Tencterer, welche die Ruhe Galliens aufs neue gefährdeten, und ging zweimal über den Rhein nach Germanien (55 und 53) und zweimal über den Ocean nach Britannien (55 und 54), um in beiden Ländern die römische Macht zu zeigen und die Völker abzuschrecken, nach dem römischen Gallien zu kommen und die Gallier gegen Rom

zu unterstützen. Übrigens war der Schutz Galliens nicht der einzige Zweck dieser Unternehmungen, er dachte auch daran, den Glanz seines Feldherrnruhms in Rom zu steigern; er war der erste Römer, der mit einem Heer über den Rhein marschierte und nach Britannien hinüberfuhr. In diesen und den folgenden Jahren hatte er außerdem noch beständig mit neuen Empörungen der gallischen Völkerschaften zu thun. Eine große Gefahr brachte namentlich im J. 52 der mit großer Klugheit geleitete Aufstand des Arverners Vercingetorix, der fast alle gallischen Stämme zum Kriege gegen Rom vereinigt hatte, aber zuletzt, als er seine Hauptmacht in einen befestigten Ort, Alesia (westlich von Dijon in Burgogne), geworfen hatte, durch großartige und kunstvolle Umwallung überwältigt und zur Übergabe gezwungen wurde. Im J. 51 wurde der letzte Widerstand der Gallier völlig gebrochen, und Cäsar konnte von nun an statt der grausamen Härte, die oft nicht zu vermeiden war, eine mildere Behandlung der besiegten Völker eintreten lassen. Die Exekutionen, Erpressungen und Plünderungen hörten auf, damit das Land sich beruhigte; denn bereits gestalteten sich in Rom die Verhältnisse so, daß er voraussichtlich seiner Legionen bald auf einem andern Schauplatze bedurfte. Der Krieg mit Pompejus und dem Senat war dem Ausbruch nahe.

In Rom war Pompejus, seit Cäsar in Gallien war, durch offene und geheime Angriffe seiner Feinde und durch die eigene Halbheit und Unentschlossenheit bald in große Verlegenheit gekommen. Er verwickelte sich immer mehr, da er seinerseits sich dem Cäsar gegenüber eine freie Stellung zu gewinnen suchte, Cäsar aber, der unterdessen durch seine Siege in Gallien an Ansehen und Macht außerordentlich gestiegen war, von Gallien aus stets dafür sorgte, daß er von der Senatspartei getrennt blieb. Auch Crassus hatte sich wieder von ihm getrennt und arbeitete ihm mit den Häuptern des Pöbels entgegen. Den größten Einfluß in Rom hatte Cäsar selbst trotz seiner Abwesenheit; er regierte die Angelegenheiten Roms durch sein Geld, das

er in großen Summen an die Beamten und einflußreichsten Männer und deren Frauen zahlte. Aber er wurde denn doch bedenklich, als im J. 56 L. Domitius Ahenobarbus, der schon früher sich als sein Feind gezeigt hatte, sich für das folgende Jahr um das Konsulat bewerben wollte und die Drohung ausgesprochen hatte, er werde dem Cäsar Heer und Provinz entziehen. Deshalb lud dieser den Pompejus und Crassus zu sich in sein Winterlager zu Luca ein, damit sie mit ihm über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich besprächen. In dem Winterlager zu Luca fand sich eine Menge vornehmer Römer beiderlei Geschlechtes ein, um dem Cäsar zu huldigen und seine Befehle in Empfang zu nehmen; es erschienen allein 200 Senatoren, und vor den Pforten seines Hauses sah man 120 Rutenbündel von Prokonsuln und Prätoren. „Rom huldigte seinem künftigen Herrscher.“ Auch Pompejus und Crassus stellten sich ein. Sie wurden von Cäsar mit einander ausgesöhnt und schlossen mit ihm einen neuen Vertrag, wonach im folgenden Jahre Pompejus und Crassus das Konsulat erhalten, Ahenobarbus also beseitigt werden sollte; dem Cäsar aber wurde eine Verlängerung seiner Statthalterschaft auf fünf Jahre und Sold für die eigenmächtig ausgehobenen Truppen zugesichert.

Dieser Vertrag kam zur Ausführung; Pompejus und Crassus erhielten für das J. 55 das Konsulat, und Crassus ging nach demselben in die ihm versprochene Provinz Syrien; Pompejus dagegen ließ seine Provinz Spanien durch Legaten verwalten und blieb unter dem Vorwand, daß er die Zufuhr des Getreides für die Hauptstadt zu besorgen habe, in der Nähe von Rom. Der Tod der Julia im Sommer 54 hatte das persönliche Band zwischen Pompejus und Cäsar gelöst, und als nun auch im J. 53 Crassus in einem Kriege gegen die Parther umkam, da rückte der Zusammenstoß von Pompejus und Cäsar und ihr Kampf um die Alleinherrschaft näher; denn jetzt hatte keiner mehr zu fürchten, durch die Macht des dritten den Gegner verstärkt zu sehen. Pompejus suchte zunächst eine größere Macht durch An-

näherung an den Senat, der ihn zu seinem Vorkämpfer gegen Cäsar, das gefürchtete Haupt der Volkspartei, erkor, und gab sich alle Mühe, die Unordnung in Rom zu vermehren, um zum Diktator ernannt zu werden. Und so wurde er denn auch nach der Ermordung des Clodius im J. 52, wenn nicht zum Diktator, so doch zum alleinigen Konsul erwählt, damit er die Ordnung im Staate wieder herstelle, und erst für die fünf letzten Monate des Jahres nahm er seinen Schwiegervater Metellus Scipio zum Kollegen an. Während dieses Konsulats veranlaßte er mehrere Gesetze, die gegen Cäsar gerichtet waren, ließ sich aber selbst die Statthalterschaft von Spanien auf weitere fünf Jahre verlängern und die Vollmacht erteilen, sein spanisches Heer um zwei Legionen zu verstärken.

Im Senate wurde schon im J. 51 über die Zurückberufung Cäsars aus Gallien verhandelt, aber die Sache dann wieder hinausgeschoben bis zum 1. März des J. 50. Als jetzt der Konsul C. Claudius Marcellus, ein heftiger Gegner Cäsars, im Senate abstimmen ließ, ob Cäsar von Provinz und Heer abzuberufen sei, verlangte der von Cäsar erkaufte Tribun Curio, daß in diesem Falle auch Pompejus auf Spanien und sein Heer verzichten müsse, und verhinderte dadurch einen Beschluß. Nicht lange nachher wurde die Frage im Senat erneuert, und da nun Curio seine Forderung wiederholte, so sprang der Konsul voll Zorn auf und rief, er könne nicht länger sitzen bleiben und Reden anhören, da er sehe, wie schon zehn Legionen über die Alpen her im Anmarsch seien; man müsse einen abschicken, der ihnen zum Schutz des Vaterlandes die Spitze biete. Und somit hob er die Sitzung auf und eilte mit den für das nächste Jahr (49) erwählten Konsuln in die Wohnung des Pompejus, um ihn unter Überreichung eines Schwertes zum Schutz des Vaterlandes gegen Cäsar aufzufordern und ihm die Ermächtigung zu beliebiger Aushebung von Truppen zu erteilen. Pompejus nahm den Auftrag an, Curio aber eilte nach Niederlegung seines Amtes (10. Dezbr.), da er für seine Sicherheit fürchtete, in das Lager des Cäsar.

Cäsar, der im Winter 51 auf 50 nach der Beruhigung Galliens sein ganzes Heer, 10 Legionen, im Lande der Treviren zu einer großen Musterung versammelt und sich der Anhänglichkeit seiner Truppen völlig versichert hatte, so daß Offiziere wie Soldaten bereit waren, ihm zu folgen, wohin er sie führe, und ginge es auch gegen das eigene Vaterland, stand damals, als Curio zu ihm kam, mit 5000 Mann zu Fuß und 300 Reitern in Ravenna, der äußersten Stadt seiner Provinz nach Italien hin. Um sich den Schein der Friedensliebe zu bewahren und Zeit zur Herbeiziehung seiner Truppen zu gewinnen, schickte er nochmals in den letzten Tagen des Dezember den Curio nach Rom mit einem Schreiben an den Senat, worin er sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen verteidigte und versprach, seine Truppen zu entlassen, wenn Pompejus dasselbe thue; andernfalls müsse er auf seine Sicherheit bedacht sein. Kaum setzten es die Tribunen M. Antonius und Cassius Longinus, die im Dienste des Cäsar standen, in dem Senate durch, daß das Schreiben vorgelesen wurde; aber eine Inbetrachtnahme desselben wurde von der Hand gewiesen. An einem der nächsten Tage wurde beschlossen, daß Cäsar auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen solle; weigere er sich, so solle er für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Allen Konsuln und Konsularen, Prätoren und Tribunen wurde die Sorge für die Sicherheit des Staates übertragen, und den Pompejus ernannte man zum Verteidiger der Republik. Antonius und Cassius hatten vergebens gegen diese Beschlüsse ihre Einsprache erhoben und flohen, für ihr Leben besorgt, mit Curio und Cälius Rufus, der schon seit Jahren für Cäsar gewirkt hatte, in der Nacht aus der Stadt und kamen in Sklavenkleidern auf einem Mietwagen in das Lager des Cäsar.

Jetzt war es Zeit zum Handeln. Obgleich er vor der Hand nur eine geringe Truppenzahl bei sich hatte, ging Cäsar rasch und kühn zum Angriff vor, ehe die Feinde ihre Kräfte gesammelt hätten. „Der Würfel ist gefallen!“ sprach er und ging über den Fluß Rubico, der seine Provinz von Italien trennte. Die

Nachricht hiervon erregte in Rom die größte Bestürzung und Verwirrung. Pompejus hatte in seiner stolzen Sicherheit versäumt, die nötigsten Vorbereitungen zur Verteidigung zu treffen, und verließ mit den meisten Senatoren und allen, die den Cäsar fürchten zu müssen glaubten, die Hauptstadt, um den Sitz der Regierung nach Capua zu verlegen. Da die Truppen, welche jetzt in Italien zusammengezogen wurden, zu einer nachhaltigen Verteidigung nicht hinreichten, so beschloß Pompejus, sich nach den östlichen Provinzen des Reiches zu begeben, wo er in hohem Ansehen stand und reiche Hilfsquellen für den Krieg zu finden hoffte. Während dem ging Cäsar mit erschreckender Schnelligkeit in Italien vor und nahm einen Platz nach dem andern; sein Heer wuchs rasch durch Werbungen, durch zahlreiche Überläufer und den Zuzug aus Gallien. Aber seine Absicht, den Pompejus in Italien zurückzuhalten und hier den Krieg zu beendigen, ging nicht in Erfüllung. Als er vor Brundisium anlangte, von wo Pompejus nach Griechenland übergehen wollte, hatte dieser schon den größten Teil seiner Truppen, 30 Kohorten, nach Dyrrhachium vorausgeschickt und entkam mit seinen 20 Kohorten und vielen Optimaten glücklich über das Meer, ehe Cäsar den Hafen von Brundisium durch einen Damm völlig abgesperrt hatte.

In 60 Tagen hatte sich Cäsar ganz Italiens bemächtigt. Dem Pompejus aber konnte er zunächst nicht folgen, da es ihm an einer Flotte gebrach. Während diese gebaut wurde, setzte er sich in den Besitz des westlichen Reiches. Er selbst eilte nach Spanien und versicherte sich dieser Provinz, nachdem er das Heer des Pompejus unter den Legaten Afranius und Petrejus zur Übergabe gezwungen hatte. Dann ging er mit Anfang des Winters über das adriatische Meer, und nachdem er sich bei Dyrrhachium eine Zeitlang mit Pompejus nicht ohne empfindliche Verluste herumgeschlagen, gewann er am 9. August 48 in Thessalien bei Pharsalus einen entscheidenden Sieg. Er folgte dem flüchtigen Pompejus in größter Eile und mit wenigen Truppen nach Ägypten. Den Pompejus fand er von den Hofleuten des

ägyptischen Königs Ptolemäus ermordet, geriet aber selbst in Alexandria durch einen Volksaufstand und die Truppen des Ptolemäus in große Not, aus der er sich endlich nach Ankunft einer größeren Truppenzahl siegreich herauszog. Nach einem Aufenthalt von 9 Monaten verließ er im Juli 47 Ägypten und zog durch Syrien nach Kleinasien, wo er den Sohn des Mithridates, Pharnakes, der den römischen Bürgerkrieg benutzen wollte, um das Reich Pontus wieder zu erobern, in einem fünftägigen Kriege besiegte und zur Flucht zwang. Nachdem er in Asien die nötigen Anordnungen getroffen, kehrte er gegen Ende des J. 47 nach Rom zurück.

Nach dem Siege bei Pharsalus galt Cäsar bereits bei den meisten Römern als der zukünftige Herrscher des römischen Reiches, und eine große Zahl der Vornehmen, die auf der gegnerischen Seite gestanden, hatte sich beeilt, seine Verzeihung zu erlangen, zumal da er überall die größte Schonung und Milde bewies. Viele allerdings, und unter ihnen auch Cicero, befürchteten noch immer, die Proskriptionen möchten nachkommen, Cäsar werde „wüten wie Cinna, rauben und ächten wie Sulla". Als er aber jetzt als Sieger aus dem Orient nach Italien zurückkehrte und gegen die ihm entgegengehenden und um Begnadigung bittenden Männer der Gegenpartei eine großmütige Versöhnlichkeit zeigte, da begann man sich zu beruhigen und bequemte sich, den neuen Herrscher anzuerkennen. Indes war Cäsars Alleinherrschaft noch nicht völlig gesichert. Die Häupter der Gegenpartei, Metellus Scipio, Cato, Labienus, der bei Ausbruch des Bürgerkrieges von Cäsar zu Pompejus übergegangen war, und andre, hatten sich, von Pharsalus aus flüchtig, nach Afrika geworfen und in Verbindung mit dem numidischen König Juba und dem Proprätor Attius Varus wieder eine große Macht zur Fortsetzung des Krieges zusammengebracht. Cäsar ging am Ende des J. 47 nach Afrika und besiegte sie am 6. April 46 bei Thapsus. Und als nun die Reste der Partei aus dieser blutigen Schlacht nach Spanien flüchteten und dort abermals ein großes Heer zu-

sammenbrachten, mußte Cäsar noch einmal die Waffen ergreifen. Er siegte am 17. März 45 nach schwerem Kampfe in der Schlacht bei Munda so entscheidend, daß die gegnerische Partei vernichtet war und hinfort niemand mehr wagte, seiner Herrschaft offen mit Waffen entgegenzutreten.

Schon nach den früheren Siegen, namentlich nach dem Siege bei Thapsus, hatte der Senat sich in dienstfertiger Unterthänigkeit beeifert, dem Gewaltherrn mit maßloser Huldigung entgegenzukommen; er hatte ihm großartige Dankfeste und einen vierfachen Triumph, über Gallien, Ägypten, Pharnakes und Juba, dekretiert, ihn zum Diktator auf 10 Jahre und zum Aufseher der Sitten (Praefectus morum) auf 3 Jahre ernannt. Cäsar seinerseits hatte nach den Triumphen das Volk verschwenderisch gespeist und beschenkt und durch mannigfaltige und großartige Spiele ergötzt, die Soldaten belohnt durch reiche Geschenke und Landanweisungen, auch manches weise Gesetz erlassen zur Sicherung der Ruhe und Herstellung der Ordnung. Als er im September 45 von Spanien nach Rom zurückkam, fand die niederträchtige, kriechende Schmeichelei keine Grenzen. Der Senat erwies ihm „als dem unüberwindlichen Gotte“, göttliche Ehren und erkannte ihm die unumschränkte Gewalt, die er faktisch besaß, durch besondere Titel gesetzlich zu. Er wurde Diktator und Aufseher der Sitten auf Lebenszeit, Konsul auf 10 Jahre, erhielt die Befugnis, den Imperatortitel als Vornamen zu gebrauchen und auf seine Nachkommen zu vererben; dadurch erhielt er die gesetzliche Gewalt über die gesamte bewaffnete Macht und über den Staatsschatz. Er wurde für unverletzlich erklärt, wie die Tribunen; man sollte für seine Erhaltung öffentliche Gelübde thun. Alle seine Verordnungen erhielten Gesetzeskraft, und die Magistrate mußten bei ihrem Amtsantritt schwören, keinem von Cäsars Beschlüssen entgegenzutreten. Zum Zeichen seiner Hoheit trug er nach Senatsbeschluß bei allen feierlichen Gelegenheiten das Triumphalgewand; den Lorbeerkranz, die Zierde des Triumphierenden, trug er beständig, was ihm wegen seiner Glatze be-

sonders erwünscht gewesen sein soll. Er saß im Senat und zu Gericht auf goldnem, erhöhtem Sessel, mit dem königlichen Purpur bekleidet. Er durfte sein Bild auf die Münzen setzen, was bisher keinem Lebenden gestattet war; man errichtete ihm zahlreiche Bildsäulen. Sein Geburtstag sollte gefeiert werden, der Monat Quintilis, in dem er geboren war, erhielt den Namen Julius. Sein Haus erhielt einen Giebel wie die Tempel. Dem Nachkommen der Venus, dem Halbgotte, sollten alle fünf Jahre Spiele gefeiert werden, bei welchen die Priester und Vestalinnen für ihn beteten. Er wurde Jupiter Julius genannt, und wegen seiner Milde ihm und der Göttin Clementia ein Tempel geweiht, in dem M. Antonius das Priesteramt übernahm.

Cäsar hatte endlich das Ziel erreicht, das er sein Leben lang vor Augen gehabt; er war im unbestrittenen Besitz der Alleinherrschaft des römischen Reiches. Aber kaum hatte er mit sicherer Hand und dem Geschick eines großen Staatsmannes das schwere Werk begonnen, die zerfallene Republik in eine lebenskräftige Monarchie umzugestalten und Ordnung und Friede aufs neu zu gründen, als eine Rotte von Verschworenen durch verbrecherischen Mord seiner großartigen Thätigkeit ein Ende machte.

Cäsar hatte sich den Vorwurf zugezogen, daß er nach dem Königstitel strebe und einen erblichen Thron begründen wolle. Das nahmen allerdings die Mörder zum Vorwand ihrer Verschwörung, indem sie die Rettung der Freiheit und der Republik als ihre Losung angaben; allein der wahre Grund ihres Verbrechens war gemeine Selbstsucht. Es waren Unzufriedene aus dem Kreise der Cäsarianer selbst und aus den Reihen begnadigter Gegner, die, obwohl von Cäsar mit Wohlwollen behandelt und mit Wohlthaten überhäuft, sich gekränkt und hintangesetzt glaubten, die ihren Haß und ihr Rachegefühl befriedigen wollten, weil der Diktator ihnen weniger verliehen, als ihr Ehrgeiz und ihre Habsucht gehofft und beansprucht, die sich gedemütigt fühlten, weil sie einem Feinde verpflichtet waren. Als der eigentliche Urheber der Verschwörung ist C. Cassius Longinus zu betrachten,

Pompejaner und von Cäsar begnadigt, ein finsterer und von Leidenschaft verzehrter Mann, der sich von Cäsar für seine Verdienste um den Staat nicht genugsam berücksichtigt glaubte und deshalb beschloß, blutige Rache zu nehmen und den Tyrannen zu stürzen. Er fand unter den Unzufriedenen zahlreiche Teilnehmer, besonders nachdem er auch seinen Schwager M. Brutus gewonnen, einen angesehenen Mann von anerkannt edlem Charakter. Dieser war ein Günstling des Cäsar und hatte, obgleich früher auch Anhänger des Pompejus, viele Auszeichnungen und Wohlthaten von ihm angenommen. Brutus war vielleicht der einzige, bei welchem man edlere Beweggründe voraussetzen darf. Die Verschwornen wußten den schwachen und schwärmerischen Mann durch allerlei Künste zu bethören und in ihm den Gedanken zu erwecken, daß er berufen sei zur Rettung der Freiheit und des Vaterlandes. Im ganzen waren der Verschwornen mehr als 60, meistens Senatoren, unter ihnen die Cäsarianer Decimus Brutus, Minucius Basilus, C. Trebonius, früher Legaten Cäsars in Gallien, die beiden Brüder Servilius Casca, Tillius Cimber, der Pompejaner Q. Ligarius.

Nach längerem Schwanken setzten die Verschworenen die Senatssitzung am 15. März 44 zur Ausführung ihres Mordes fest. Sie mußten eilen, da unter so vielen sich leicht ein Verräter finden konnte und Cäsar in wenigen Tagen gegen die Parther zu einem Rachekrieg für die Niederlage des Crassus, einem Nationalkrieg, der die Parteien im eigenen Reiche vereinigen und versöhnen sollte, auszuziehen gedachte. Die Senatssitzung sollte in der Kurie des Pompejus stattfinden. Am Morgen des bestimmten Tages fanden sich die Verschworenen vor derselben ein; da aber Cäsar lange ausblieb, so schickten sie voll Sorge den Decimus Brutus, der bisher ein Vertrauter des Cäsar gewesen, nach dessen Hause, um ihn abzuholen. Cäsar hatte schon dem M. Antonius den Auftrag gegeben, die Sitzung für heute abzusagen, aus Rücksicht gegen seine Gemahlin Calpurnia, welche in der Nacht unglückverkündende Träume gehabt hatte;

aber Brutus wußte ihn umzustimmen. Als Cäsar in die Kurie eingetreten war und sich auf seinen goldenen Sessel niederließ, umringten ihn die Verschworenen. Tillius Cimber trat vor ihn und bat um Gnade für seinen verbannten Bruder; die andern unterstützten seine Bitten, ergriffen Cäsars Hände, küßten ihm Haupt und Brust, um sich zu überzeugen, daß er keinen Harnisch oder eine verborgene Waffe trage. Als Cäsar, um ihre Zudringlichkeit abzuweisen, sich erhob, riß ihm Tillius mit beiden Händen die Toga von der Schulter. Auf dies verabredete Zeichen that Casca von hinten den ersten Dolchstoß. Cäsar fuhr ihm entgegen und faßte den Griff des Dolches, mit dem Rufe: „Unseliger Casca, was beginnst du?" und als nun Casca zitternd seinen Bruder herbeirief, da stürzten die Verschworenen, so viele nur konnten, herzu und versetzten ihrem Opfer einen Stoß nach dem andern, bis er, mit 23 Wunden bedeckt, entseelt zu Boden sank. Voll Entsetzen stürzten die Senatoren aus der Kurie hinaus, bestürzt flohen auch die Mörder, als sie auch das Volk sich von ihnen fern halten sahen, und suchten, ungewiß, was sie beginnen sollten, Sicherheit auf dem Capitol. In dem öden Saale, an der Bildsäule des Pompejus, lag Cäsars blutige Leiche, bis drei von seinen Dienern herankamen und sie in sein Haus zu seiner Gemahlin brachten.

Dieser frevelhafte Mord stieß das römische Staatsschiff, welches Cäsars starke Hand aus Sturm und Not endlich in den sicheren Hafen gesteuert hatte, aufs neue in die wilden Fluten blutigen Bürgerkrieges. Die Verschworenen vermochten nicht, wie sie erklärt hatten, die Republik wieder herzustellen und Ruhe und Ordnung zu schaffen; schon in nächster Zeit wiederholten sich dieselben zerstörenden Kämpfe, um zu entscheiden, welchem Alleinherrscher das römische Reich bestimmt sei. Die ersten, welche in diesen Stürmen untergingen, waren die Mörder selbst.

Cäsar war ein großer, schlanker Mann von schöner männlicher Gestalt; er hatte eine Adlernase, ein lebhaftes, schwarzes Auge mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit, die

Lippen hatten eine etwas zu große Fülle. Mit der Zeit wurde er mager und bleich; die fallende Sucht übrigens, womit er von Jugend auf behaftet war, äußerte keinen bleibenden Einfluß auf seine Gesundheit. Sein Körper war stark und kräftig, er konnte alle Anstrengungen und Entbehrungen ertragen und teilte mit seinen Truppen alle Strapazen, er wetteiferte mit jedem im Reiten, Fechten und Schwimmen, und hat oft mutig seinem Heere in den Schlachten vorangekämpft. Sein Leben war mäßig; Schwelgerei und eine rastlose Thätigkeit, wie die seine, vertrugen sich nicht miteinander. Seine größte Leidenschaft war der Ehrgeiz, er wollte und mußte der erste sein. Diesem Streben opferte er alle andern Rücksichten auf. Wenn sein Ehrgeiz Hindernisse fand, so konnte er auch hart und rücksichtslos sein; aber Grausamkeit und Rachgier waren ihm fremd. Er war eine milde, offene, wohlwollende Natur, edel und hochherzig, und übte gerne Nachsicht und Schonung, wo es möglich war. Vermöge seiner eminenten Geistesgaben aber übte er eine gewaltige Herrschaft über die Gemüter der Menschen und verdunkelte und verdrängte jeden, der es wagte mit ihm zu wetteifern. So mußte er sich auch berufen fühlen zur Herrschaft über eine Welt, die der Freiheit nicht mehr würdig war.

Als **Redner** trat Cäsar zum erstenmal im J. 77 v. Chr. auf, als er den Cn. Dolabella, der im J. 80 die Provinz Makedonien verwaltet hatte, wegen Erpressungen anklagte (S. 203). Die Rede des 23jährigen jungen Mannes erregte hohe Bewunderung, und seitdem wurde er nach dem Zeugnis des Sueton in der Lebensbeschreibung Cäsars (c. 55) ohne Widerrede unter die ersten Sachwalter gerechnet. Von da an bis zu seinem Abgang in die Provinz Gallien war Cäsars rednerische Thätigkeit der bedeutendste Teil seines öffentlichen Wirkens; aber er scheint denn doch sich die Zeit nicht genommen zu haben, die Reden, die er gehalten, alle auszuarbeiten, wie Cicero that, da ihm der Ruhm eines Redners Nebensache war. Wenigstens hatte er im ganzen nur wenige Reden hinterlassen, und von diesen wurden einige

für unecht gehalten. Wir haben nichts mehr von seinen Reden außer einigen Bruchstücken. Daher können wir über dieselben nicht urteilen; aber nach den Zeugnissen der Alten müssen sie von der höchsten Vollkommenheit gewesen sein. Quintilian (10, 1, 114) sagt: „Wenn Cäsar sich nur dem Forum gewidmet hätte, so würde kein andrer von unseren Rednern dem Cicero gegenüber genannt werden. Er besitzt eine solche Kraft, einen solchen Scharfsinn, ein solches Feuer, daß er augenscheinlich seine Reden mit demselben Geiste gesprochen hat, mit dem er seine Kriege führte." Darum spricht Fronto von einer facultas dicendi imperatoria des Cäsar. Ciceros Urteil in seinem Brutus (c. 72. 75) lautet: „Cäsar spricht fast unter allen Rednern das Lateinische am elegantesten, und diesen Vorzug hat er nicht bloß aus der häuslichen Gewohnheit, sondern auch aus einer umfassenden und gründlichen Kenntnis der Litteratur, die er sich durch das fleißigste und eifrigste Studium erworben. Zu der Eleganz des Ausdrucks kommt noch der äußere rednerische Schmuck, so daß er keinem hierin nachsteht. Seine Art zu reden hat etwas Glänzendes, durchaus nichts Charlatanmäßiges (minime veteratoriam rationem dicendi), gehoben durch die Stimme, die Bewegung und auch durch seine herrliche, gewissermaßen adlige Gestalt." „Seine Stimme," sagt Sueton, „soll hell, seine Bewegung und seine Gebärden lebhaft und nicht ohne Anmut gewesen sein." In einem Briefe an Cornelius Nepos schrieb Cicero über Cäsar: „Wie? Welchen Redner von allen denen, die sonst nichts als Redner waren, kannst du diesem vorziehen? Wer besitzt mehr Feinheit oder Fülle der Gedanken, wer mehr Schmuck oder Wahl des Ausdrucks?"

Die schriftstellerische Thätigkeit Cäsars erstreckte sich über die verschiedenartigsten Gebiete der Litteratur und zeugt von dem großen Reichtum seines Geistes und einer vielseitigen Bildung. Schon frühzeitig versuchte er sich in der Poesie; er war noch ein Knabe oder ein angehender Jüngling, als er „das Lob des Herkules" schrieb und eine Tragödie „Oedipus" (Sueton 56);

aber auch später noch hat er sich öfter gelegentlich mit Dichten beschäftigt. So verfaßte er auf seiner 24tägigen Reise nach Spanien im Jahre 46 ein Gedicht, das den Titel „Reise" (Iter) trug. Übrigens war Cäsar zu sehr ein Mann des nüchternen Verstandes, als daß er als Dichter etwas besonderes hätte leisten können; seine Gedichte waren nach dem Urteil des Tacitus (dial. 21) nicht besser als die des Cicero und wenig bekannt. Auch hat er gewiß selbst einen geringen Wert auf derartige Produkte gelegt. Augustus verbot wenigstens seine Jugendgedichte bekannt zu machen. Uns sind von seinen Gedichten nur noch die S. 95 mitgeteilten sechs Hexameter erhalten, welche den Terentius charakterisieren.

Als Meister im Gebiete der Sprache schrieb Cäsar in kurzer Zeit, während er, wahrscheinlich im Jahre 55, von Oberitalien zu seinen Legionen in das jenseitige Gallien zurückkehrte, eine grammatische Schrift über die lateinische Formenlehre, de analogia oder, wie Cicero (Brut. 72) sagt, de ratione latine loquendi, in zwei Büchern, die er in verbindlichen Ausdrücken dem auf diesem Felde ihm ebenbürtigen M. Cicero widmete. Er sprach in diesem Buche den Grundsatz aus: „Wie eine Klippe fliehe ein unbekanntes und ungewöhnliches Wort." — Auch über Astronomie schrieb Cäsar in dem Buche de astris (über die Sterne), vielleicht in dem Jahre 46; denn um diese Zeit war er in seiner Eigenschaft als Oberpontifex mit dem alexandrinischen Mathematiker Sosigenes und dem Schreiber M. Flavius damit beschäftigt, das Kalenderwesen, welches durch die Unkenntnis, Willkür und Fahrlässigkeit der Pontifices in große Verwirrung geraten war, neu zu ordnen und den nach ihm benannten julianischen Kalender herzustellen, der Jahrhunderte lang im Gebrauch gewesen ist und dem unsrigen zu Grunde liegt.

Eine politische Schrift war Cäsars Buch Anticato oder Anticatones, in zwei Büchern, das er im Felde um die Zeit der Schlacht bei Munda schrieb. Cicero hatte kurz vorher eine Lobschrift auf den gefeierten Republikaner Cato, der sich nach

Cäsars Sieg bei Thapsus in Utica getötet hatte, verfaßt (S. 172) und in dieser durch Inhalt und Form das allgemeinste Interesse erregenden Schrift den Cato über alle Maßen gepriesen. Der Diktator mußte das Buch als gegen sich gerichtet ansehen. Darum ließ er zunächst von seinem Freunde Hirtius, der in Spanien an seiner Seite war, eine Gegenschrift verfertigen, welche dem Cicero geschickt und von diesem weiter verbreitet wurde; denn in dieser Gegenschrift waren die Tugenden und Verdienste Ciceros ebensosehr ins Licht gestellt, wie die Fehler des Cato. Kurz darauf folgte dann die Schrift Anticato von Cäsar selbst, welche noch vor seiner Rückkehr aus Spanien zu Rom veröffentlicht ward. Der Verfasser entschuldigte sich in dem Buche, daß er, der vielbeschäftigte Soldat, gegen Cicero auftrete, den ausgezeichneten Redner, der von Natur so reich begabt sei und alle seine Muße auf die Ausarbeitung verwenden könne. Es war sonst nicht die Art des Cäsar, das wirklich Edle und Schöne an seinen Gegnern zu verkennen, am wenigsten, sie im Tode zu schmähen; diesmal aber, wo er sich angegriffen fühlte, ging er in seiner Abwehr über die Gebühr hinaus. Wie Cicero den Cato bis zu den Sternen erhoben hatte, so zog Cäsar ihn rücksichtslos tief in den Staub. Er suchte den Gegner bis ins einzelne zu widerlegen und stempelte die Schwächen und Verirrungen Catos zu Lastern und Verbrechen; er zieh ihn der gemeinsten Habsucht, des Trunkes, der Sittenlosigkeit. Cicero lobte das Buch dem Cäsar und seinen Freunden gegenüber; nach Cäsars Tode fand er dessen Erwiderung auf seinen Cato höchst unverschämt.

Als heiterer Lebemann, der den Witz liebte und durch Witz sich auszeichnete, hatte Cäsar schon früh eine Sammlung von eigenen und fremden Witzworten und sinnreichen Sprüchen, Ἀποφθέγματα oder Dicta collectanea, angelegt, welche mit der Zeit zu mehreren Bänden anwuchs. Noch als Diktator ließ er sich dergleichen zubringen, und besonders willkommen waren ihm Witzworte von Cicero, dessen Art und Weise er so genau kannte, daß er die echten Aussprüche von untergeschobenen

zu unterscheiden wußte. Übrigens mag diese Art, sich Witzworte für seine Sammlung zutragen zu lassen, dem Gewaltherrn auch als Auskundschaftung der Gesinnung und Stimmung der römischen Großen gedient haben. Augustus untersagte die Bekanntmachung.

Von den Briefen Cäsars wurden nach seinem Tode mehrere Sammlungen gemacht und veröffentlicht; sie sind aber bis auf einige, welche sich in der Sammlung der Briefe Ciceros finden, verloren gegangen. Cicero giebt ihm das Zeugnis, daß er mit Innigkeit und Wärme schrieb, nach den Umständen in einem leichten, tändelnden Ton, doch so, daß der Leser sich geschmeichelt und verpflichtet fühlte. Die Briefe waren zum Teil in Geheimschrift gehalten, das heißt, sagt Sueton (56), „mit einer solchen Stellung der Buchstaben, daß keine Worte herauskommen. Wer diese enträtseln und hinter einander lesen will, der muß den vierten Buchstaben des Alphabets, d. h. D für A, und so fort die übrigen annehmen." — Auch gab es eine Sammlung seiner offiziellen Berichte an den Senat, bei denen er zuerst die Neuerung gemacht haben soll, daß er das Papier nicht auf Einer Seite von oben bis unten beschrieb und dann zusammenrollte, sondern es nach Art einer Schreibtafel in Blätter faltete.

Nur die wichtigsten Bücher Cäsars, die seinen Namen auch auf dem Felde der Litteratur unsterblich gemacht haben, sind uns erhalten geblieben, die Berichte über seine eigenen großen Thaten, seine Denkwürdigkeiten (oder Memoiren) über den gallischen Krieg und den Bürgerkrieg (commentarii de bello gallico und de bello civili), deren Vortrefflichkeit schon von den Zeitgenossen anerkannt wurde. So sagt Cicero (Brut. 75): „Cäsar hat auch Denkwürdigkeiten seiner Thaten geschrieben, die großen Beifall verdienen. Sie sind einfach, schlicht und anmutig, von allem Schmuck der Rede gleichsam entkleidet. Aber während er für andre, welche Geschichte schreiben wollten, den Stoff zu bieten beabsichtigte, den sie benützen könnten, hat er vielleicht einigen verschrobenen Menschen, welche ihre Haarkräuseleien werden hineintragen wollen, einen Gefallen gethan; Männer aber

von gebildetem Geschmack hat er vom Schreiben abgeschreckt.“ Damit stimmt Hirtius überein in dem Vorwort zum 8. Buche des gallischen Kriegs: „Sie haben einen so allgemeinen Beifall gefunden, daß den Geschichtschreibern die Möglichkeit, hierüber zu schreiben, nicht sowohl gegeben als vielmehr vorweggenommen zu sein scheint. Doch habe ich Anlaß, dies noch mehr zu bewundern, als Andre; denn Andre wissen nur, mit welcher Schönheit und Reinheit, ich aber auch, mit welcher Leichtigkeit und Schnelle er sie schrieb.“

Die Kommentarien über den gallischen Krieg erzählen die Geschichte der ersten sieben Jahre seines gallischen Krieges, so daß je ein Buch die Ereignisse eines Jahres umfaßt, und halten, wie auch die drei Bücher des Bürgerkrieges, die Mitte zwischen einer rohen Stoffsammlung oder den flüchtig hingeworfenen Bemerkungen eines Tagebuchs und einem ausführlichen historischen Werke. Sie sind wahrscheinlich im Winter von 52 auf 51 geschrieben und wohl im Frühjahr 51 veröffentlicht. Der Bruch mit Pompejus und der Bürgerkrieg hatten ihre Vollendung verhindert. Wenn wir auch die Annahme des Cicero und des Hirtius, daß Cäsar durch seine Kommentarien nur Stoff für die Geschichtschreiber, nicht Geschichte selbst habe geben wollen, gelten lassen, so war dies jedoch nicht der einzige Grund zu ihrer Abfassung. Sie sollten auch eine politische Schutz- und Rechtfertigungsschrift sein. Cäsar schrieb die Geschichte des gallischen Krieges zu einer Zeit, wo der Bruch mit Pompejus und der Senatspartei in Aussicht stand, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Rom, wo die Stimmung in gewissen Kreisen gegen ihn war und viele falsche Nachrichten absichtlich über ihn verbreitet wurden. Er suchte durch seine Schrift die Ansichten über sein Thun in Gallien zu berichtigen, seine Unternehmungen zu rechtfertigen und zugleich zu zeigen, wie er den höchsten Aufgaben gewachsen sei. Namentlich suchte er auch zu beweisen, daß er zu allen seinen Kriegen in Gallien, die er ohne Auftrag und Genehmigung des Senates unternommen, nur durch die Verhältnisse

gezwungen worden, daß es keine Angriffskriege, sondern nur Verteidigungsmaßregeln gewesen.

Cäsar hat seine Geschichte der gallischen Kriege schnell und in einem Zuge geschrieben, wobei ihm wohl eigene Aufzeichnungen, wenn auch nicht förmliche Tagebücher, und die Berichte seiner Untergebenen, der Quästoren, Präfekten und Legaten den Stoff geliefert haben. Manches mag er auch aus dem Gedächtnis zugefügt haben. Wie Sueton (Leben des Cäsar c. 56) berichtet, glaubte Asinius Pollio, die Kommentarien seien nicht mit gehöriger Genauigkeit und Glaubwürdigkeit verfaßt, da Cäsar, was andere gethan, zu leichtgläubig angenommen, was er selbst gethan, entweder absichtlich oder auch durch das Gedächtnis getäuscht, unrichtig erzählt habe, und äußerte die Vermutung, Cäsar sei willens gewesen, sie umzuarbeiten und zu verbessern. Dies Urteil des Pollio bezieht sich wohl vorzugsweise auf die Darstellung des Bürgerkriegs, dessen Geschichte er selbst geschrieben; wie weit es auf die Kommentarien des gallischen Krieges paßt, ist für uns nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Wir dürfen jedoch annehmen, daß im ganzen Cäsar den Willen gehabt, in seiner Darstellung die Wahrheit zu sagen, und auch wirklich treu erzählt hat, daß er aber die Thatsachen öfter zu seinen Gunsten zusammengestellt und in ein für ihn vorteilhaftes Licht gebracht, daß er da, wo es sein Interesse erheischte, auch manches verschwiegen hat. Sein Bericht beschränkt sich auf die kriegerischen Vorkommnisse, und wie er seine Kriege in römischem Sinne geführt, mit dem Gedanken, daß Rom das Recht habe, alle Völker sich zu unterwerfen, so hat er auch die Geschichte derselben erzählt, kalt und ohne alles Mitgefühl für die Völker, welche für ihre Unabhängigkeit stritten, ruhig über den Verhältnissen stehend, in klarer Objektivität, rasch und sicher, wie auch seine Kriegsführung war. Nur von seinen Soldaten spricht er manchmal, wo sie sich durch ihre Tapferkeit und Ausdauer und die Anhänglichkeit an seine Person auszeichnen, mit einer gewissen Wärme. Die Darstellung ist „knapp, ohne karg zu sein, durchsichtig und

lebendig, schlicht, ohne einförmig zu werden, und anziehend, auch wo er sich gehen läßt". In die militärischen Berichte sind hier und da kurze Ortsbeschreibungen und Sittenschilderungen eingefügt, die Personen sind nicht, wie bei andern Historikern, ausführlich und umständlich charakterisiert, sondern zeigen ihr Wesen durch ihre Handlungen und ihre Reden; von dem Inhalt der eigenen und der fremden Reden giebt er nur das notwendigste, während sonst die alten Geschichtschreiber durch künstlich ausgearbeitete Reden ihre Werke ausschmücken. Die Sprache, die er überall mit vollkommenster Sicherheit handhabt, ist leicht und voll Grazie und verschmäht alle Künste der Rhetorik; denn er will nicht fesseln, sondern belehren.

Die Kommentarien über den Bürgerkrieg in drei Büchern erzählen diesen von seinem Beginn bis zum Anfang des alexandrinischen Krieges und scheinen nicht vor dem J. 46 geschrieben und erst nach Cäsars Tode herausgegeben zu sein. Sie sind viel flüchtiger als die vorhergehenden Kommentarien gearbeitet und wenig abgerundet. Man stößt auf manche Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten, die übrigens zum Teil durch den besonders verderbten Zustand des Textes hervorgerufen sein mögen.

Nach Cäsars Tode hat sein persönlicher Freund Aulus Hirtius, der ihn auf seinen meisten Feldzügen begleitet hatte, die Geschichte des gallischen Krieges bis zu seinem Ende fortgesetzt in dem 8. Buche des Bellum gallicum, welches also noch die Ereignisse des J. 51 und 50 behandelt. Am Schlusse unseres Textes scheinen nur wenige Worte verloren gegangen zu sein, die den Anschluß an den Anfang des von Cäsar geschriebenen Bellum civile vermittelten. Hirtius war ein litterarisch gebildeter Mann, der es wohl wagen durfte, die Schriften Cäsars fortzusetzen. Wenn sein Stil auch mancher Vorzüge der cäsarischen Schreibweise entbehrt und an einer gewissen Monotonie leidet, so weicht seine Sprache doch im allgemeinen nicht besonders von der Redeweise des Cäsar ab und verdient den Tadel nicht, der ihr von manchen Neueren zu teil geworden ist.

Aus der Vorrede zum 8. Buche des Bellum gallicum, einem Briefe an Balbus, der ein Freund und Vertrauter Cäsars gewesen, ersieht man, daß Hirtius beabsichtigte, die Geschichte des Bürgerkrieges von dem Punkte an, wo Cäsars Bericht abbricht, fortzusetzen bis zu dessen Tod, also den alexandrinischen, den afrikanischen und spanischen Krieg zu beschreiben. Übrigens hat er nur noch den alexandrinischen Krieg bearbeiten können. Nachdem er im J. 44, dem Todesjahr des Cäsar, das Ende des gallischen sowie den alexandrinischen Krieg geschrieben, fiel er am 27. April 43 als Konsul an der Spitze des Heeres in der Schlacht bei Mutina. Die Bücher über das Bellum africanum und Bellum hispaniense hat Hirtius also nicht verfaßt, wie man auch aus dem Stile derselben erkennen kann. Dieser steht sehr hinter dem des Hirtius zurück und ist im B. africanum nachlässig und gewöhnlich, affektiert und schwülstig, im B. hispaniense völlig roh und ungeschickt. Beide Bücher zeugen von geringer Bildung ihrer Verfasser und sind wahrscheinlich jedes von einem untergeordneten Kriegsmann, der den Krieg mitgemacht, im Auftrag des Hirtius geschrieben, um ihm später als Quelle für seine Bearbeitung zu dienen.

---

8. Cajus Sallustius Crispus.

(87 bis 35 v. Chr.)

Die Vorgänger des Sallustius in der Geschichtschreibung hatten ohne besondere Berücksichtigung der äußeren Form ausschließlich ihre Aufmerksamkeit auf den historischen Stoff gerichtet. Das war auch noch bei Cäsar der Fall, und wenn dieser dennoch in seinen Denkwürdigkeiten ein Geschichtswerk ersten Ranges geliefert hat, so ist das der Genialität des Mannes und seiner Meisterschaft in der Handhabung der Sprache zuzuschreiben. Sallust war der erste, der nicht bloß dem mitzuteilenden Stoff sein Augenmerk zuwendete, sondern auch mit Absicht und Sorgfalt

darnach trachtete, seiner Darstellung nach dem Vorbilde der Griechen eine entsprechende kunstvolle Gestaltung zu geben. Er ist der erste kunstgerechte Geschichtschreiber der Römer.

C. Sallustius Crispus war geboren am 1. Oktober des Jahres 87, oder nach anderer Angabe des Jahres 86 v. Chr., zu Amiternum, einer sabinischen Stadt, in einer plebejischen Familie. In welcher Weise die Ereignisse der nächsten viel bewegten Zeit das Leben des Knaben und Jünglings berührt haben, wann er nach Rom gekommen und welche Bildung ihm zu teil geworden, wissen wir nicht; doch können wir aus seinen schriftstellerischen Werken abnehmen, daß namentlich seine rednerische Ausbildung eine nicht gewöhnliche war. Über sein Privatleben, das er als junger Mann in Rom geführt, haben wir zum Teil sehr unzuverlässige Quellen; besonders enthält eine in späterer Zeit entstandene Stilübung, eine Deklamation gegen Sallust, welche dem Cicero in den Mund gelegt wird, höchst abgeschmackte Übertreibungen über sein schwelgerisches und lasterhaftes Leben und seine immense Verschwendung. Allerdings muß wohl im allgemeinen eine gewisse Wahrheit diesen Beschuldigungen zu Grunde gelegen haben, sowie auch manche spezielle Angabe des Deklamators Glauben zu verdienen scheint, da wir derartige Mitteilungen von größerer Glaubwürdigkeit auch bei andern finden. Wenn wir in betreff der Verschwendung des Sallust einem Scholiasten des Horaz glauben können, daß er dem Nomentanus einen Koch für eine ungeheure Summe abgekauft habe, so dürfen wir wohl auch den Vorwurf des Deklamators für wahr halten, daß er Schulden halber noch zu Lebzeiten seines Vaters sein Haus verkauft habe. Über sein unsittliches Verhältnis mit der Frau des Milo, Fausta, einer Tochter des Sulla, haben wir ein zuverlässiges Zeugnis des Varro bei Gellius (N. A. 17, 18), das auch von anderer Seite bestätigt wird. Es heißt, Milo habe ihn in Sklaventracht bei Fausta im Ehebruch betroffen, mit Riemen tüchtig ausgepeitscht und dann gegen Geld entlassen. In der damaligen Zeit herrschte zu Rom unter den vornehmen

Ständen fast allgemein eine große Sittenlosigkeit, und Sallust mag in seiner Jugend in diesem versumpften Leben im ganzen sich nicht viel besser gezeigt haben, als seine Zeitgenossen, ohne daß er jedoch in demselben unterging. Seine Feinde und politischen Gegner aber scheinen seine Fehler und Sünden übertrieben und mehr als bei andern dem Gedächtnis bewahrt zu haben, zum Teil aus dem besonderen Grunde, weil er selbst in seinen Werken sich als einen so strengen Sittenrichter über andere aufgeworfen hat. Er selbst gesteht in seinen Schriften, wo er von seiner Jugend spricht, nur seinen politischen Ehrgeiz ein, weist aber die Beschuldigung sittenlosen Lebenswandels von sich. „Anfänglich," sagt er im Catilina (c. 3), „wurde ich als noch sehr junger Mensch, wie die meisten, zum öffentlichen Leben hingezogen, und da war mir vieles zuwider. Denn statt Scham, Mäßigkeit und Tapferkeit galten Frechheit, Verschwendung und Habsucht. Obgleich mein Herz, bösen Neigungen fremd, dergleichen verabscheute, so wurde doch meine schwache Jugend, von Ehrgeiz bethört, unter so großen Lastern festgehalten; und so kam es denn, daß mir, obgleich ich mich von den schlechten Sitten der übrigen abgestoßen fühlte, dennoch die Sucht nach Ehre dieselben Qualen der Verleumdung und der Mißgunst zuzog, wie den andern." Er behauptet also, daß er, von Ehrgeiz verleitet, trotz seines inneren Widerwillens gegen die Laster der Zeit, doch im Jagen nach Ehrenämtern unter den mit diesen Lastern Behafteten ausgehalten und deswegen auch den schlimmen Ruf derselben geteilt habe. Sallust stellt sich hier besser hin, als er in seiner Jugend gewesen. Wenn er aber in seinen Schriften zu einer Zeit, wo die Jugend mit ihrer Leidenschaft hinter ihm lag, so streng gegen die Sündhaftigkeit seiner Zeit predigt und den Wert der Tugend preist, so brauchen wir das nicht für Heuchelei zu erklären, sondern dürfen annehmen, daß — allerdings etwas spät — die bessere Seite seines Wesens die Überhand gewonnen habe.

Im Anfang seiner Laufbahn konnte sich der politische Ehrgeiz

des Sallust von seinen Erfolgen befriedigt fühlen. Er scheint etwa in einem Alter von 30 Jahren die Quästur erlangt zu haben und war Volkstribun im J. 52 v. Chr. Gleich im Anfang dieses Jahres wurde der durch seine Frechheit und Tollkühnheit berüchtigte Clodius von dem Gefolge des ebenso gewaltthätigen Milo, welcher der Hauptgegner des Clodius war, erschlagen und Milo nun wegen Gewaltthat vor Gericht gezogen. Da hatte Sallust Gelegenheit, an Milo, der ihm vordem schlimm mitgespielt, sich zu rächen. Er war unter den Anklägern desselben und zeigte gegen Milo nicht bloß, sondern auch gegen Cicero, der diesen verteidigte, die erbittertste Feindschaft; doch sagte man ihm nach, daß er sich von Cicero und Milo habe gewinnen lassen. Gegen Pompejus erwies sich Sallust um diese Zeit, wie auch später in seinen Schriften, stets als heftigen Widersacher, während er für die Sache Cäsars, der den Eifer seiner Anhänger durch klingenden Lohn zu beleben wußte, aus allen Kräften wirkte. Das war wohl auch der Hauptgrund, warum der pompejanisch gesinnte Censor Appius Claudius Pulcher ihn im J. 50 aus dem Senate ausstieß, wenn er auch die moralische Aufführung Sallusts als äußeren Vorwand gebraucht haben mag. Dadurch wurde Sallust noch enger an Cäsar gefesselt, und als daher Cäsar im J. 49 mit seinen Legionen zum Kampfe gegen Pompejus und die Aristokraten in Italien erschien, schloß er sich ihm sofort an und wurde bald zum Quästor ernannt. So gelangte er wieder in den Senat. Auch übernahm er damals das Kommando einer Legion, mit der er in Illyrien gegen die Pompejaner kämpfte. Er wurde aber geschlagen, und auch später, im J. 47, war er unglücklich in der Ausführung eines Auftrags, den ihm Cäsar erteilt. Vor dem Feldzug nach Afrika nämlich weigerten sich mehrere Legionen Cäsars, die in Campanien standen, nach Sicilien und Afrika zu ziehen, bevor sie, wie ihnen versprochen war, mit Geld und Ländereien belohnt seien. Sallust, damals wahrscheinlich einer der 10 für das nächste Jahr designierten Prätoren, wurde von Cäsar als Vermittler nach Campanien geschickt; er

vermochte aber die meuterischen Truppen nicht zu beschwichtigen und mußte unter Lebensgefahr nach Rom zurückflüchten.

Während des afrikanischen Krieges war Sallust glücklicher im Dienste Cäsars. Er stand als Prätor an der Spitze einer Flottenabteilung, die den Auftrag hatte, das Heer Cäsars mit Getreide zu versehen. Es gelang ihm, auf der von den Gegnern besetzten Insel Cercina zu landen und sich der wohlgefüllten Magazine der Feinde zu bemächtigen. Als Cäsar nach der Schlacht bei Thapsus Afrika als Sieger verließ, übergab er dem Sallust unter dem Titel eines Prokonsuls den Oberbefehl in der durch einen Teil Numidiens vergrößerten Provinz Afrika. Diese Stellung soll er zu großartigen Erpressungen benutzt haben; ob er es aber ärger getrieben, als die meisten der römischen Großen, wenn sie eine Provinz verwalteten, ist noch fraglich. Denn der Umstand, daß er nach seiner Rückkehr in Rom wegen Erpressung vor Gericht gezogen wurde, beweist nicht grade eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Schuld, sowie auch durch seine Freisprechung die Unschuld nicht bewiesen ist. Wahrscheinlich hat das Dazwischentreten Cäsars ihn vor der Verurteilung geschützt. Gewiß ist, daß der früher so verschuldete Sallust jetzt im Besitze eines großen Vermögens war. Er kaufte zu dieser Zeit Cäsars Landhaus bei Tibur und legte bei Rom die prächtigen, nach ihm genannten sallustianischen Gärten an, die sich weithin vom Quirinal bis zum Pincius erstreckten und später Eigentum der Kaiser wurden. Hier lag auch in der Nähe der später erbauten Porta Salaria das Haus des Sallust, das erst bei der Einnahme Roms durch Alarich niederbrannte. Wahrscheinlich nach seiner Rückkehr aus Afrika heiratete Sallust die von Cicero geschiedene Terentia.

Nach der Ermordung des Cäsar im J. 44 v. Chr. zog sich Sallust, in einem Alter von 42 oder 43 Jahren, vom öffentlichen Leben zurück, das aufs neue durch wilde Kämpfe zerrissen zu werden begann, und suchte Ruhe in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, namentlich mit dem Geschichtsstudium und

der Geschichtschreibung, wozu er schon in seiner Jugend eine entschiedene Vorliebe gehabt. So lebte er in stiller Zurückgezogenheit noch 8 Jahre bis zu seinem Lebensende, das im J. 36 v. Chr. erfolgte. Weil er im öffentlichen Leben nichts mehr zu leisten und zu erreichen hoffte, so wollte er, wie er selbst sagt, nicht in träger Ruhe oder gewöhnlicher Beschäftigung den Rest seiner Tage verbringen, sondern durch geistige Arbeit seinem Volke nützen. „Als mein Geist von den vielen Leiden und Gefahren Ruhe fand und ich zu dem Entschlusse kam, ich müsse meine Lebenszeit fern von der Öffentlichkeit hinbringen, da war es nicht meine Absicht, die schöne Mußezeit in Unthätigkeit und Sorglosigkeit zu vergeuden, noch auch andrerseits knechtischen Beschäftigungen, wie der Bebauung des Ackers oder der Jagd, ergeben mein Leben zu verbringen; sondern ich nahm wieder zu der Wissenschaft, von der mich der böse Ehrgeiz abgezogen hatte, meine Zuflucht und beschloß, die Geschichte des römischen Volkes stückweise, wie mir grade dieses oder jenes der Überlieferung würdig schien, zu beschreiben, um so mehr, da ich mein Herz von Hoffnung, Furcht und politischer Leidenschaft frei wußte." (Catil. 4.) „Unter allen geistigen Beschäftigungen ist besonders das Geschichtsstudium und die Geschichtschreibung von großem Nutzen. Es mag wohl Leute geben, die, weil ich beschlossen, mein Leben zurückgezogen von der öffentlichen Thätigkeit hinzubringen, einer so wichtigen und nützlichen Beschäftigung, wie die meinige ist, den Namen der Trägheit beilegen, wenigstens solche, welche die größte Thätigkeit darin finden, dem Volke den Hof zu machen und durch Schmausereien sich Gönner zu suchen. Wenn diese bedenken wollten, sowohl zu welchen Zeiten ich meine obrigkeitlichen Ämter erlangt habe, und was für Männer dasselbe Ziel nicht haben erreichen können, als auch was für Klassen von Menschen nachher in den Senat gekommen sind, dann werden sie gewiß der Meinung sein, daß ich aus tristigen Gründen, nicht aus Trägheit meinen Lebensplan geändert habe, und daß aus meiner Geschäftslosigkeit dem Staate

mehr Vorteil erwachsen wird, als aus den Geschäften anderer." (Jug. 4.)

Übrigens hatte Sallust bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht allein den Nutzen anderer im Auge; derselbe Ehrgeiz, der ihn früher ins öffentliche Leben getrieben, suchte jetzt auf dem Gebiete der Litteratur den Ruhm und die Ehre, die er im Staate nicht gefunden. Im Anfang des Catilina (c. 2 und 3) sagt er: „Viele Menschen, dem Bauch und dem Schlafe hingegeben, sind ohne Kenntnis und ohne Bildung wie Fremdlinge durch das Leben gegangen. Ihnen ist, gewiß gegen die Absicht der Natur, der Körper zur Lust, der Geist zur Last gewesen. Ihr Leben und ihren Tod achte ich für gleich, weil über beides geschwiegen wird. Dagegen aber scheint mir der erst zu leben und seines Lebens froh zu werden, der seinen Sinn auf irgend eine Bestrebung gerichtet hat und durch eine herrliche That oder eine nützliche Kunst sich einen Namen zu erwerben sucht. Aber bei der großen Menge von Beschäftigungen hat die Natur dem einen diesen, dem andern jenen Weg gezeigt. Schön ist es, für den Staat Gutes zu thun; aber auch durch die Rede Gutes zu leisten, ist durchaus nicht zu verachten. Man kann im Frieden wie im Kriege berühmt werden. Viele werden gepriesen, weil sie Thaten vollbracht haben, aber auch viele, weil sie die Thaten andrer beschrieben haben."

Die erste Schrift des Sallust war die Geschichte der catilinarischen Verschwörung (Catilina, bellum Catilinae, b. Catilinarium, de coniuratione Catilinae), wahrscheinlich verfaßt im J. 43 und veröffentlicht im J. 42 v. Chr. „Die catilinarische Verschwörung," sagt er c. 4, „will ich so treu als möglich in kurzen Worten darstellen; denn diese Begebenheit halte ich für besonders merkwürdig wegen der Neuheit des Verbrechens und der Gefahr." Die Hauptquelle bei dieser Darstellung war ihm wohl das eigene Gedächtnis; denn in dem J. 63, wo die Verschwörung zum Ausbruch kam und unterdrückt wurde, war Sallust etwa 23 Jahre alt, und er hat jedenfalls

den Verlauf dieser alle Schichten der Bevölkerung im höchsten Grade aufregenden Ereignisse mit großem Interesse verfolgt. Daneben standen ihm die öffentlichen Akten und Urkunden sowie die verschiedenen Schriften Ciceros zu Gebote. Übrigens hat er den Stoff nicht völlig erschöpft, da es ihm weniger auf die Vollständigkeit der einzelnen äußeren Ereignisse als auf Darlegung des inneren Gehaltes der Geschichte ankam. Auch lassen sich manche sachliche Ungenauigkeiten nachweisen. Der Verfasser bestrebte sich möglichst der Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit; doch würde Cicero, wenn es ihm noch vergönnt gewesen wäre, das Buch zu lesen, die ihm gebührende Anerkennung seiner Verdienste bei der Unterdrückung der Verschwörung wohl vermißt haben. Sallust verhält sich ihm gegenüber zurückhaltend und kühl; er hat kein warmes Lob für ihn, aber vermeidet auch jeglichen Tadel. Dagegen zeigt er eine entschiedene Vorliebe für Cäsar, das Haupt der demokratischen Partei. Ganz frei von dem Einfluß seiner politischen Parteistellung ist Sallust als Geschichtschreiber eben nicht geblieben. Der Anlage des Ganzen fehlt die rechte Abrundung. Er beginnt mit einer philosophisch gehaltenen, von dem Verhältnis von Leib und Seele ausholenden längeren Einleitung über die Bestimmung und würdige Beschäftigung des Menschen, und nachdem er bis zu seinem Beschluß, die Verschwörung des Catilina zn beschreiben, gekommen, giebt er zunächst eine Charakteristik dieses Mannes, dessen verbrecherisches Unternehmen in der Sittenverderbnis seiner Zeit den Grund und Boden hatte. Um zu zeigen, wie diese Verderbnis allmählich in Rom entstanden ist, folgt nun eine zweite längere Einleitung, ein konstruierender, ideell gehaltener geistreicher Abriß der römischen Geschichte von dem Ursprung der Stadt bis auf die Zeit des Catilina, in welchem nachgewiesen wird, wie bei den alten Römern in Krieg und Frieden gute Sitten herrschten, bis nach dem Falle Karthagos die Gier nach Geld und Macht und der Ehrgeiz die alten Römertugenden vernichteten und zuletzt Habgier und niedere Genuß-

sucht zur allgemeinen Herrschaft kamen. Bei einem solchen Sittenzustand fand Catilina leicht Genossen für seine Umsturzpläne. Hierauf folgt dann von c. 16—61 in kurzer und präziser Darstellung die Erzählung der Verschwörung selbst bis zu dem Tode des Catilina.

Sallust hatte sich für seine erste Schrift die Darstellung der catilinarischen Verschwörung gewählt, um die Verdorbenheit der Vornehmen und die ganze sittliche Zerrüttung seiner Zeit an diesem scheußlichen Ereignisse in ihrer furchtbaren Größe vor Augen treten zu lassen. Die Wurzeln dieser für den Bestand des Staates so gefährlichen Zustände gingen zurück bis in die Jahre, wo nach der Unterdrückung der Demokratie zur Zeit der Gracchen die Aristokratie die Verwaltung des Staates allein in die Hände bekam und in ihrer Verderbtheit zur Zeit des jugurthinischen Krieges ihre Macht so mißbrauchte, daß innere Stürme die notwendige Folge waren; es kamen die Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla mit ihren blutigen Schrecken. Die Zeit des jugurthinischen Krieges, wo zuerst die sittliche Fäulnis der Aristokratie so deutlich zum Vorschein kam, steht also in einer inneren Verwandtschaft mit der catilinarischen Verschwörung, die ja auch aus dem Schoße der Aristokratie hervorging. Das war wohl für Sallust der Hauptgrund, daß er sich nach Beendigung der Schrift über Catilina zur Bearbeitung des jugurthinischen Krieges (Jugurtha, bellum Jugurthinum) wandte.

„Ich will den Krieg beschreiben," sagt er c. 5, „welchen das römische Volk mit Jugurtha, dem König der Numidier, geführt hat, erstens, weil er bedeutend und blutig und von wechselndem Erfolg gewesen ist, dann, weil man damals zuerst dem Übermute des Adels entgegen getreten ist. Dieser heftige Kampf hat alles Göttliche und Menschliche verwirrt und ist bis zu einem solchen Grade von Wahnsinn gesteigert worden, daß der Krieg und die Verwüstung Italiens erst den bürgerlichen Parteiungen ein Ende machten." Der Verfasser stellt uns in dieser Schrift die römische Aristokratie in ihrer tiefsten Entwürdigung dar, aber in

ruhiger Objektivität und ohne jegliche politische Parteinahme. Unter den umsichtig benutzten Quellen sind hauptsächlich die Memoiren des Sulla sowie die Selbstbiographien des Scaurus und Rutilius Rufus zu nennen, welche sämtlich in dem jugurthinischen Kriege thätig gewesen waren. Das Buch ist mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und zeigt gegen den Catilina einen merklichen Fortschritt der historischen Darstellung; die Anlage ist, obgleich sie im wesentlichen mit der des Catilina übereinstimmt, bei weitem gründlicher und in der Komposition kunstvoller und abgerundeter, und auch die Sprache ist glatter, weniger eckig und manieriert. Nach den dem Verfasser eigentümlichen Einleitungen erzählt er, auf seinen speziellen Gegenstand sich beschränkend, die Geschichte des Krieges in scharfer und anschaulicher Zeichnung der Zustände und der maßgebenden Persönlichkeiten mit einer so anziehenden Mannigfaltigkeit, daß er das Interesse des Lesers bis ans Ende fesselt. Das Werk schließt ab mit einem Hinweis auf Marius, der nach der Beendigung des Krieges aufs neue zum Konsul erwählt ward gegen die Italien in Schrecken setzenden Cimbern. „Zu dieser Zeit beruhte die Hoffnung und die Macht des Staates auf Marius allein." sind die letzten Worte der Schrift. So wird das Werk über den jugurthinischen Krieg eine Einleitung zur Geschichte des Bürgerkriegs zwischen Marius und Sulla.

Nach der Abfassung dieser zwei großartigen Bilder aus der inneren Geschichte Roms, der Monographien über die catilinarische Verschwörung und den jugurthinischen Krieg, welche uns noch vollständig erhalten sind, ging Sallust mit völlig ausgebildeter Kraft an die Ausarbeitung seiner Historiae, die, in größerem Umfang und auf breiterer Unterlage angelegt, in 5 Büchern die innere und äußere Geschichte von Sullas Tod bis zu dem gabinischen Gesetze (78—67 v. Chr.) behandelten, vielleicht aber nicht zum Abschluß gebracht worden sind. Die Zeit von dem Ende des jugurthinischen Krieges bis zu Sullas Tod, in welcher Marius und dann Sulla besonders hervortreten, hat Sallust von

Anfang an nicht vorgehabt zu behandeln, wie man aus Jugurtha c. 95, 2 ersieht. Vielleicht hielt er die Geschichte dieser Zeit von andern zur Genüge bearbeitet. Die Historiae schlossen sich als Fortsetzung an das Geschichtswerk des im Jahre 67 verstorbenen Cornelius Sisenna an, welches besonders die Zeiten des Sulla zum Gegenstand hatte, und waren bestimmt, die Lücke zwischen Sulla und Catilina auszufüllen. Sie waren das Hauptwerk des Sallust, die reifste Frucht seiner schriftstellerischen Thätigkeit; aber leider ist uns davon außer vier darin eingeflochtenen Reden und zwei Briefen (des Pompejus und des Mithridates) nur noch eine größere Zahl von Bruchstücken übrig geblieben.

Unecht sind die zwei dem Sallust beigelegten Epistolae ad Caesarem senem de republica sowie die Invectiva Sallustii in Ciceronem mit der Responsio Ciceronis, rhetorische Übungen aus der Kaiserzeit.

Indem Sallust, in der römischen Geschichtschreibung eine neue Bahn betretend, unter den Griechen sich seine Muster suchte, fühlte er sich ganz besonders zu Thukydides hingezogen, mit dem er auch in seinen äußeren Lebensverhältnissen Vergleichungspunkte hatte. Beide hatten bis in ihr reifes Mannesalter herein an den öffentlichen Angelegenheiten sich praktisch beteiligt; dann aber traten sie nach bitteren Erfahrungen, mehr oder weniger gezwungen, ins Privatleben über, um, zurückgezogen von der Welt, das Treiben ihrer Zeit mit ernstem Sinn und ohne Parteinahme zu betrachten und ihre Thätigkeit ganz dem Geschichtsstudium und der Geschichtschreibung zu widmen. Wie Thukydides Ereignisse seiner Zeit, den peloponnesischen Krieg, in seinem Geschichtswerke behandelt hatte, so wählte sich auch Sallust zu seiner Darstellung vorzugsweise Geschichtsabschnitte aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrung, und er war bemüht, seinen Stoff mit derselben kalten Ruhe und Objektivität, mit derselben Treue und Unparteilichkeit zu bearbeiten, wie sein großes Vorbild. Der tiefe moralische Ernst, der den Thukydides auszeichnet und diesem angeboren ist, findet sich allerdings bei Sallust nicht so fest-

gegründet; er hat ihn erst spät, nachdem er sich aus den Schwächen seiner Zeit auf einen höheren Standpunkt emporgehoben, künstlich sich angeeignet. Und von diesem moralischen Standpunkte aus beurteilt er einseitig alle geschichtlichen Begebenheiten, ohne zu berücksichtigen, daß historische Dinge keineswegs allein von der sittlichen Seite zu betrachten sind; es fehlt ihm die großartige historische Anschauung, der weitsichtige und tief eindringende politische Blick des Thukydides. Auch bei der Anlage seiner Werke ist Sallust seinem Vorbilde in manchem gefolgt; er liebt wie dieser längere Einleitungen und das Einflechten von Reden, welche die Bestimmung haben, die handelnden Personen zu charakterisieren und die inneren Motive der Ereignisse klar zu legen. Die Reden des Sallust zeugen von einer ausgezeichneten rednerischen Bildung des Verfassers; sie sind, wie auch bei Thukydides, nicht so wiedergegeben, wie die jedesmaligen Redner sie gesprochen haben, sondern nur ihrem Sinn nach mitgeteilt, aber trefflich ausgearbeitet und der Eigentümlichkeit und der Stellung des Redners angepaßt. Grade in der Charakterisierung der Hauptpersonen ist Sallust Meister. Mit den Reden des Thukydides verglichen, zeichnen sich die des Sallust durch eine größere Kunst aus und haben eine stärkere rhetorische Färbung; sie ergehen sich viel in Sentenzen und allgemeinen Reflexionen. Dieses Reflektieren und Moralisieren tritt auch besonders in den Einleitungen hervor und macht sich ebenso in den erzählenden Partien geltend; doch thut dies der Schärfe in der Auffassung der äußeren Dinge keinen Eintrag. Die politischen Situationen versteht Sallust meisterhaft zu zeichnen und glänzend auszumalen; die Ereignisse werden kunstvoll gruppiert, gewöhnlich mit Beiseitelassung der nebensächlichen Dinge. Denn es liegt ihm weniger an einer vollständigen Darlegung des ganzen äußeren Thatbestands, als an dem Verständnis des Kerns und Geistes der geschichtlichen Ereignisse.

Sallust hat seine Werke langsam und mit Sorgfalt ausgearbeitet und sich für seine Darstellung eine eigne Sprache zu-

rechtgemacht, welche dem ernsten und strengen Tone seiner ganzen Auffassungsweise angemessen wäre, eine Sprache, die von der des Cicero durchaus verschieden war. Er strebte nach einer knappen, gedrängten Kürze, gleich dem Thukydides, hat aber diesen noch überboten, so daß sein Ausdruck oft geschraubt und schwer verständlich wird; im einzelnen weicht er mit Absicht und Willkür von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ab, indem er häufig Archaismen, die vorzugsweise von dem alten Cato hergenommen sind, und Nachbildungen griechischer Konstruktionen anwendet. Man findet bei ihm vieles, was von Thukydides, Demosthenes, Polybius entlehnt ist. So hat sein ganz auf Reflexion beruhender Stil den Schein der Künstlichkeit und Gesuchtheit erhalten. Auch der Satzbau ist kurz und bündig, einfach und schmucklos, so daß er manchmal in Einförmigkeit übergeht; doch fehlt ihm auch hier das Gezierte nicht, und einen gewissen Schmuck erhält die Rede öfter durch kühne Metaphern und den plötzlichen Wechsel der Konstruktion innerhalb desselben Satzes.

Sallust fand nicht bloß wegen der Absonderlichkeit seiner Schreib- und Darstellungsweise, sondern auch wegen seiner sittenrichterlichen Strenge unter seinen Zeitgenossen wie auch bei Späteren viele Widersacher. Man fragte namentlich im Hinblick auf sein früheres tadelnswertes Leben nach dem Recht zu einer so scharfen Kritik fremder Sitten. Mit größter Leidenschaft griff ihn Pompejus Lenäus, ein Freigelassener des Pompejus Magnus, an, weil er seinen verstorbenen Patronus einen Mann „von ehrbarer Miene, aber von unverschämtem Geiste“ genannt und überhaupt in seinen Schriften überall Abneigung gegen ihn gezeigt hatte; er machte ihn nach Sueton in der bittersten Satire herunter als „einen liederlichen Wollüstling, Schlemmer und Taugenichts, monströs in seinem Leben und seinen Schriften, als den ungebildetsten Dieb veralteter catonischer Worte“. Asinius Pollio, obgleich sonst ein Freund der archaistischen Schriftsteller, tadelt an den Schriften Sallusts, daß sie durch allzu große Vorliebe

für veraltete Worte entstellt seien. Nicht zu verwundern ist es, daß der mildgesinnte und gegen alles Schroffe abgeneigte Livius den Sallust nicht leiden mochte; dagegen hat Tacitus durch eine gewisse Wahlverwandtschaft sich zu Sallust hingezogen gefühlt und sich in seiner eignen historischen Art von ihm beeinflussen lassen. Er nannte ihn den blühendsten Darsteller römischer Geschichte (rerum romanarum florentissimus auctor). Überhaupt fand Sallust in der Kaiserzeit, wo man das Absonderliche liebte, vorzugsweise in Bezug auf die sprachliche und rednerische Seite viele Freunde und Bewunderer. Der Rhetor Fronto (c. 100—175 n. Chr.) sowie sein Schüler, der Kaiser Marcus Aurelius, hielten seine Schriften sehr hoch, und noch im 4. und 5. Jahrhundert wurde die sallustianische Schreibweise von nicht wenigen Schriftstellern nachgeahmt.

---

9. Titus Livius.

(59 v. Chr. bis 17 n. Chr.)

In der ciceronianischen Zeit waren viele Römer auf dem Gebiet der Geschichte thätig; aber sie blieben alle hinter Cäsar und Sallust weit zurück, und weniges ist von ihnen übrig geblieben. Unter ihnen ist vor allen zu nennen M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.) aus Reate im Sabinerlande, der gelehrteste, fruchtbarste und vielseitigste Schriftsteller, den Rom gehabt. Er schrieb ungefähr 620 Bücher, die 74 verschiedenen Werken angehörten: eine große Zahl von Gedichten, mannigfaltig an Inhalt und Form, und eine Menge prosaischer Werke, welche sich über fast alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckten. Davon aber sind nur das Buch über den Landbau (de re rustica) vollständig erhalten und das über die lateinische Sprache (de lingua latina) zu einem großen Teil. Zu den geschichtlichen Werken gehörten unter andern die Schriften über sein eigenes Leben und über den Pompejus, dessen Legat er in

mehreren Kriegen gewesen, die 41 Bücher über römische Altertümer (Antiquitates), ein kulturgeschichtliches Werk de vita populi romani und ein chronologischer Abriß Annales in 3 Büchern.

Einen ähnlichen Abriß (Annalis) hat Ciceros bekannter Freund T. Pomponius Atticus (109—32 v. Chr) verfaßt, von dem es auch eine Geschichte über Ciceros Konsulat gab. Von derselben Art waren die Chronica des Cornelius Nepos aus Oberitalien (zwischen 94 und 24 v. Chr.), der ein Freund des Atticus war und des Cicero sowie seines jüngeren Landsmannes Catullus. Außerdem verfaßte Nepos ausführliche Lebensbeschreibungen des Cato und des Cicero sowie ein großes biographisches Werk de viris illustribus in wenigstens 16 Büchern, worin die Lebensbeschreibungen berühmter Männer nach den verschiedenen Gebieten geordnet und innerhalb desselben Gebietes Römer und Auswärtige in parallelen Büchern behandelt waren, „damit man desto leichter die Thaten beider vergleichen und, welchen Männern der Vorzug gebühre, entscheiden könne“ (Corn. Nep. Hannib. 13). Aus diesem Hauptwerke des Nepos sind uns erhalten das Buch de excellentibus ducibus exterarum gentium (über die ausgezeichneten Feldherrn auswärtiger Völker) und die Biographien des Cato und des Atticus. Aus dem Erhaltenen sieht man, daß er in Sprache und Darstellung unvollkommen, daß er weniger ein Forscher mit freiem Urteil als ein fleißiger, aber nicht immer sorgfältiger Sammler war. Er kann ebenso wenig wie Varro, der bei aller Gelehrsamkeit in der Form gar vieles zu wünschen übrig ließ, den großen Historikern zugezählt werden. Erst in der augusteischen Zeit wieder tritt ein großer Geschichtschreiber auf, der sich würdig an Cäsar und Sallust anreiht, T. Livius.

Titus Livius war im J. 59 v. Chr., also in dem Konsulatsjahr des Julius Cäsar, zu Patavium (jetzt Padua) geboren, einer Stadt im Gebiete der Veneter in Oberitalien, welche im J. 133 unter römische Botmäßigkeit gekommen waren. Die Stadt war schon vor der Römerherrschaft volkreich und mächtig

und besaß durch ihre Industrie und den Handel, den sie zwischen Süd und Nord vermittelte, großen Reichtum. Strabo, der Zeitgenosse des Livius, berichtet, daß das im J. 49 durch Julius Cäsar in die römische Bürgerschaft aufgenommene Patavium nicht weniger als 500 Bürger hatte, welche den Rittercensus (400 000 Sestertien) besaßen, und daß sich an Wohlstand in Italien keine andere Municipalstadt, in den Provinzen nur Gades und Alexandria mit ihm messen konnten. Trotz seines Reichtums aber bewahrte sich Patavium bis in spätere Zeit eine lobenswerte Reinheit und Strenge der Sitten. Plinius der Jüngere schreibt in einem seiner Briefe zur Empfehlung eines jungen Mannes, der um die Hand eines Mädchens wirbt: „Er stammt aus Brixia (Brescia), aus einem Teil unseres Italiens, der noch jene alte Sittsamkeit, Mäßigkeit, ja bäuerliche Einfalt behauptet und bewahrt. Seine Großmutter von mütterlicher Seite ist Serrana Procula aus der Municipalstadt Patavium. Du kennst die guten Sitten dieser Stadt; Serrana jedoch ist auch den Patavinern noch ein Muster der Sittenstrenge." Und Martial sagt in einem seiner Epigramme zu einem Mädchen, daß es sich an seinen leichtfertigen Scherzen ergötzen werde, selbst wenn sie Patavinerin wäre.

Diese Reinheit der Sitten, wodurch sich seine Vaterstadt auszeichnete, hat auch wohlthätig auf die Jugend des Livius eingewirkt und den Grund gelegt zu dem edlen, für alles Gute und Schöne empfänglichen Sinn, der uns aus seinem Geschichtswerke entgegenweht. Fern von der Verderbtheit des hauptstädtischen Lebens, die ihm stets zuwider war, wuchs der Knabe in der reinen Atmosphäre der Heimat auf und genoß ohne Zweifel eine sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung; denn seine Familie muß reich gewesen sein, da er später lange Zeit, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und ohne irgendwelche materielle Unterstützung zu genießen, in Rom ziemlich selbständig leben konnte.

Die Mehrzahl der reichen und vornehmen Familien in

Patavium scheint in der Politik der aristokratischen, republikanischen Partei angehört und in dem Kriege, der im J. 49 zwischen Pompejus und Cäsar ausbrach, auf Seiten des ersteren gestanden zu haben, obgleich ihre Stadt damals von Cäsar, der Jahre lang ihr Statthalter gewesen, das römische Bürgerrecht erhalten hatte. Auch Livius, der um diese Zeit ein Knabe von 10 Jahren war und demnächst als angehender Jüngling die Erfolge des Cäsar sah, erhielt durch die Stimmung seiner Vaterstadt und seiner Familie für sein ganzes Leben dieselbe politische Richtung. Obgleich er später während seines Aufenthaltes in Rom mit Augustus in freundschaftlicher Beziehung stand, bewahrte er doch stets seine Vorliebe für die Optimaten und für Pompejus. Tacitus (Ann. 4, 34) läßt den freimütigen Geschichtschreiber Cremutius Cordus, der unter dem Kaiser Tiberius angeklagt worden war, daß er in seinen Annalen den Brutus gelobt und den Cassius den letzten der Römer genannt hatte, in seiner Verteidigungsrede vor dem Senate sagen: „T. Livius, ausgezeichnet besonders durch seine Beredsamkeit und Unparteilichkeit, hat den Cn. Pompejus so hoch gepriesen, daß ihn Augustus einen Pompejaner nannte; doch that dies ihrer Freundschaft keinen Eintrag. Auch den Scipio, Afranius, grade denselben Cassius und Brutus nennt er nirgends Räuber oder Mörder, Namen, wie sie ihnen jetzt beigelegt zu werden pflegen, sondern er erwähnt sie oft als ausgezeichnete Männer." Über Cäsar wagte Livius nach dem Zeugnis des Seneca (Natur. Quaest. 5, 13) in seinem Werke den Ausspruch zu thun, es bleibe ungewiß, ob es für den Staat besser gewesen, daß er geboren sei, oder nicht.

Die wissenschaftlichen Studien des jungen Livius waren anfangs rhetorisch-philosophischer Art; doch scheint er schon früh auch mit Geschichte sich befaßt zu haben, und zwar zunächst mit der Geschichte seiner Vaterstadt und Oberitaliens, die ihm, wie man aus seinem Geschichtswerke ersieht, genau bekannt war. Ob er aber schon in Patavium oder erst in Rom, wohin ihn der Trieb nach gründlicher Ausbildung und Erweiterung seiner

Studien führte, den Plan zu einer Universalgeschichte des römischen Staates gefaßt habe, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. In Rom mußten wenigstens die sich ihm aufdrängenden neuen Anschauungen des großstädtischen Lebens und die Betrachtung der historischen Denkmäler und Lokalitäten seinen geschichtlichen Horizont erweitern und den Vorsatz, die römische Geschichte zu schreiben, wenn er sich schon mit demselben trug, in ihm befestigen. Er hat einige Zeit vor der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.), mehrere Jahre vor seinem 30. Lebensjahre, dort seinen dauernden Wohnsitz genommen und war schon in den ersten Jahren der Alleinherrschaft des Octavian, wo er sein großes Werk zu schreiben begann, so eingebürgert, daß er eine Menge von Einrichtungen und Örtlichkeiten der Stadt aus eigener Anschauung kannte. Der Herrscher Augustus, „der die guten Köpfe seiner Zeit auf alle Weise begünstigte, der den Vorlesungen, mochten es nun Gedichte, Geschichten, Reden oder Gespräche sein, mit Geduld beiwohnte, — der selbst sich mit Geschichtschreibung befaßte" (Sueton. Octav. 85 u. 89), scheint bald auf den Geschichtschreiber Livius aufmerksam geworden zu sein und würdigte ihn später seiner Freundschaft. Eine Andeutung über den Umgang des Livius mit Augustus finden wir an einer Stelle seines Werkes (4, 20), wo er von der Edelbeute spricht, welche A. Cornelius Cossus dem von ihm erlegten Vejenterkönig Tolumnius abgenommen und auf dem Capitol in dem Tempel des Jupiter Feretrius geweiht hatte. Er selbst behauptet, gestützt auf alle Geschichtschreiber vor ihm, daß Cossus als Militärtribun den Tolumnius erlegt und das Ereignis sich im J. 437 v. Chr. zugetragen habe, fügt aber hinzu, daß Augustus Cäsar ihm mitgeteilt, er selbst habe, als er den zerfallenen Tempel des Jupiter Feretrius wieder hergestellt, auf dem linnenen Panzer des Tolumnius den Cossus als Konsul bezeichnet gefunden. Aus der früher von uns mitgeteilten Stelle des Tacitus geht hervor, daß der Alleinherrscher dem unschädlichen und harmlosen Geschichtschreiber seine romantische Vorliebe für die Optimatenpartei und für Pompejus nicht

übel nahm. Livius muß wohl bis in sein hohes Alter mit der Familie des Augustus in Verbindung geblieben sein, da wir aus Sueton (Claud. 4) wissen, daß der im J. 10 v. Chr. geborene spätere Kaiser Claudius, der zur Familie des Augustus gehörte, in seiner Jugend von Livius zur Geschichtschreibung aufgemuntert worden sei.

Übrigens scheint sich Livius in Rom ganz vom öffentlichen Leben zurückgehalten und, zufrieden mit dem Verkehr gleichstrebender und gleichdenkender Männer, nur seinen litterärischen Beschäftigungen gelebt zu haben. Nach dem vielen Unheil der Bürgerkriege, das er als Jüngling und noch im Mannesalter gesehen, war es ihm ein Trost, in zurückgezogener Muße bei der Betrachtung der großen, ruhmreichen Vergangenheit des römischen Volkes die Schlechtigkeit der Gegenwart zu vergessen. In der Vorrede zu seinem Werke sagt er: „Ich zweifle nicht, daß den meisten Lesern die ersten Anfänge und, was ihnen zunächst folgt, weniger Vergnügen bieten werden, indem sie zu den Ereignissen der Neuzeit, in welcher die Kräfte des schon längst übermächtigen Volkes sich selbst aufreiben, eilen werden. Ich dagegen werde auch darin einen Lohn meiner Arbeit suchen, daß ich meinen Blick von den Übeln, die unsere Zeit so viele Jahre gesehen hat, wenigstens so lange abwenden darf, als ich mich mit ganzer Seele in jene alten Zeiten versetze, frei von aller Besorgnis, die des Schreibenden Geist, wenn auch nicht der Wahrheit untreu, doch befangen machen könnte."

Wir wissen nicht, ob Livius ununterbrochen in Rom gelebt oder auch manchmal anderswo seinen Wohnsitz genommen hat. Man hat geglaubt, er habe sich längere Zeit in Neapel aufgehalten; aber wenn er auch in Campanien gewesen und zu Liternum das Monument des Scipio mit eigenen Augen gesehen hat (38, 56), so war das vielleicht nur ein vorübergehender Besuch. Gestorben ist Livius im J. 17 n. Chr. in einem Alter von etwa 76 Jahren in seiner Vaterstadt Patavium, wohin er sich vielleicht nach dem Tode des drei Jahre vor ihm verstorbenen

Augustus zurückgezogen hatte. Doch ist es auch möglich, daß er bei einem zufälligen kurzen Aufenthalte daselbst sein Leben beschloß. — Als man in Padua im J. 1413 n. Chr. eine Inschrift auffand, welche ein Freigelassener der Livia Quarta, der Tochter eines T. Livius, sich und den Seinen hatte setzen lassen, da erklärte man dies für ein Denkmal des berühmten Historikers, und die Gebeine in einer nicht weit davon ausgegrabenen Kiste schrieb man demselben Manne zu. Der König Alphons von Neapel bat sich durch einen eigenen Gesandten von dem Skelet einen Knochen aus, und die Paduaner errichteten ein glänzendes Mausoleum, in welchem im J. 1548 jene Überreste beigesetzt wurden. Dieser Fund der Paduaner beweist übrigens nur, daß auch in späterer Zeit noch Angehörige der livianischen Familie in ihrer Stadt gewohnt haben.

Von den Familienverhältnissen des Livius wissen wir wenig. Er hatte einen Sohn, für dessen wissenschaftliche Ausbildung er aufs beste gesorgt zu haben scheint. Quintilian (10, 1, 39) erwähnt eine Stelle aus einem Briefe an denselben mit den Worten: „Am sichersten ist es, sich an die bündige Vorschrift des Livius zu halten, die er in einem Briefe an seinen Sohn giebt: Lies, schreibt er, vor allem Demosthenes und Cicero und dann die übrigen Schriftsteller in der Ordnung, in der sie diesen beiden am nächsten kommen." Eine Tochter des Livius war an einen Rhetor L. Magius verheiratet, von welchem Seneca (Controv. 10, 29, 2) sagt, daß mehr der Ruhm seines Schwiegervaters als seine eigenen Leistungen ihm Zuhörer für seine Deklamationen verschafft habe. Der Ruhm des Livius war schon zu seinen Lebzeiten außerordentlich. Plinius d. J. erzählt (Epist. 2, 3), ein Gaditaner sei durch den Namen und den Ruhm des Livius so sehr von Verlangen, ihn zu sehen, erfüllt worden, daß er von dem äußersten Ende der Erde aus nach Rom gereist und, nachdem er den Mann gesehen, sogleich wieder heimgekehrt sei.

Das Werk, welches den Ruhm des Livius für alle Zeiten begründet hat, ist seine umfassende Bearbeitung der ganzen römi-

schen Geschichte von der Ankunft des Äneas in Italien bis zum Tode des Drusus im J. 9 v. Chr., für welche er wahrscheinlich selbst den durch die ältesten und zuverlässigsten Handschriften beglaubigten Titel: ab urbe condita libri gewählt hatte. Der Tod und die Bestattung des in Germanien verstorbenen Drusus, des Stiefsohnes von Augustus, ist das letzte Ereignis, das aus dem Werke des Livius erwähnt wird; doch ist es wahrscheinlich, daß Livius sein so umfassendes Werk bis zu einem würdigeren Abschluß, bis zu dem Tode des von ihm so hoch gestellten Augustus, des verdienstvollen Begründers einer neuen Staatsordnung, hat fortführen wollen, wodurch es wohl die runde Zahl von 150 Büchern erhalten hätte, daß er aber durch den Tod verhindert worden ist, die Arbeit zu Ende zu führen. So umfaßte das Ganze 142 Bücher, von denen jedoch nur 35 auf uns gekommen sind, und zwar die 1., die 3. und 4. Dekade und die Hälfte der fünften. Die ersten 10 Bücher behandeln die Geschichte von Äneas an bis zum J. 293 v. Chr., dann die folgenden erhaltenen Dekaden die Zeit vom Anfang des zweiten punischen Krieges bis zum Triumph des Ämilius Paulus über Makedonien (218—167 v. Chr.). Von sämtlichen Büchern mit Ausnahme von B. 136 und 137 haben wir noch kurze Inhaltsangaben (periochae, epitomae, argumenta) aus unbekannter Zeit.

Livius hat diese gewaltige Arbeit, die den größten Teil seiner Lebenszeit muß ausgefüllt haben, zwischen den Jahren 27 und 25 v. Chr. begonnen, was wir daraus schließen, daß Octavianus im 1. Buche c. 19 Augustus genannt wird, ein Titel, den er im J. 27 erhielt, und die zweite Schließung des Janustempels durch Octavian im J. 25 dem Verfasser an dieser Stelle, wo er sie hätte erwähnen müssen, noch nicht bekannt ist. Das 9. Buch ist vor dem J. 20, das 28. B. nach dem J. 19 verfaßt. Aus den besonderen Einleitungen, welche Livius mehreren Büchern seines Werkes (wie z. B. den B. 21 und 31) vorausschickt, sowie aus dem Ruhm, den er schon zu seinen Lebzeiten genoß, erhellt, daß er sein Werk allmählich in einzelnen passenden Abteilungen

je nach ihrer Vollendung bekannt gemacht hat, und zwar, wie es scheint, unter besonderen Titeln. Buch 71—80 umfaßte den Bundesgenossenkrieg, und B. 109—116 hatte den Titel: belli civilis libri VIII. Anfänglich scheint er seine Arbeit nach Dekaden und Halbdekaden, also in 10, in 5 und manchmal auch in 15 (10 + 5) Büchern veröffentlicht zu haben, später aber, von B. 91 an, von diesem Brauche abgegangen zu sein; denn bei B. 100, 110, 120, 130, 140 sind keine Spuren eines Abschnittes. Im späteren Altertum jedoch wurde diese Dekadeneinteilung beim Abschreiben von den Buchhändlern zur leichteren Handhabung des Werkes wieder eingeführt. Zuerst finden wir die Dekaden erwähnt in einem Briefe des Papstes Gelasius, am Ende des 5. Jahrhunderts. Diese Zerstückung des so umfangreichen Werkes durch die Buchhändler scheint hauptsächlich dazu mitgewirkt zu haben, daß so viele Bücher desselben schon früh verloren gegangen sind.

Livius ist bei dem Beginn seines Unternehmens von der Größe der Arbeit überzeugt. In der Vorrede sagt er: „Der Gegenstand, der zu behandeln ist, erfordert eine maßlose Anstrengung, da er ja auf mehr als 700 Jahre zurückgeht und da er, von einem geringen Anfang ausgegangen, so angewachsen ist, daß er schon an seiner eigenen Größe leidet.“ Ein so großes Werk verlangte eine Ausdauer, die nur durch eine warme Begeisterung für den Gegenstand getragen und erhalten werden konnte. Und diese Begeisterung und Freude an seinem Werke fehlte ihm nicht, wie das der Leser überall in dem Buche herausfühlt. „Es wird mir eine Freude sein,“ sagt er beim Anfang seiner Arbeit, „auch an meinem Teil etwas zur Verewigung der Thaten des ersten Volkes der Welt beigetragen zu haben,“ und noch in der Einleitung zu einem späteren, verloren gegangenen Buche sagte er nach dem Zeugnis Plinius des Älteren: „Ruhm habe ich schon genug erworben, und ich hätte meine Thätigkeit einstellen können, wenn nicht mein unruhiger Geist an der Arbeit sich weidete.“ Livius ist durchdrungen und gehoben von der Größe und Würde der Geschichte des römischen

Staates, und er hat es sich als Hauptzweck seines Werkes vorgesetzt, die an Tugenden und Großthaten so reiche Vergangenheit seines Volkes nicht in der trockenen und dürftigen Art der früheren Geschichtschreiber, sondern in einer der Würde des Gegenstandes angemessenen Weise, klar und mit gewissenhafter Treue der Mit- und Nachwelt vorzuführen, durch eine warme und schöne Darstellung seinen Lesern nicht bloß einen angenehmen Genuß zu verschaffen, sondern auch die verdorbenen und erschlafften Zeitgenossen für die große Vergangenheit der römischen Nation zu erwärmen und auf die altrömischen Tugenden, welche den Staat groß gemacht, mahnend hinzuweisen. „Darauf möge mir," heißt es in der Vorrede, „ein jeder seine Aufmerksamkeit richten, wie die Lebensart, wie die Sitten beschaffen waren, durch welche Männer und welche Mittel in Krieg und Frieden Rom seine Oberherrschaft erworben und erweitert hat. Kommt dann die Zeit, wo die alte Zucht allmählich in Verfall geriet, so verfolge man mit Aufmerksamkeit die anfangs sich gleichsam aus den Fugen lösende Sittlichkeit, wie sie nachher immer tiefer sank, dann unaufhaltsam zusammen stürzte, bis wir zuletzt diese Zeiten erlebt haben, in denen uns unser Verderbnis und seine Heilmittel gleich unerträglich sind. Dadurch grade ist die Geschichte eine so heilsame und fruchtbringende Wissenschaft, daß wir die lehrreichen Beispiele aller Art, wie auf einem beleuchteten Denkmal ausgestellt, betrachten können; davon kannst du dir zu deinem und deines Staates Besten das Nachahmungswürdige entnehmen, zugleich aber auch das dir merken, was du als abscheuliche That von gleich abscheulichem Ausgange zu meiden hast. Übrigens wenn ich mich in meiner Vorliebe für die übernommene Aufgabe nicht täusche, so ist nie ein Staat größer, in der Heilighaltung des Rechts und der Religion gewissenhafter und reicher an guten Beispielen gewesen, als der römische, noch hat es je eine Bürgerschaft gegeben, wo so spät erst Habsucht und Schwelgsucht eingerissen wären, wo die Armut und die Genügsamkeit so sehr und so lange in Achtung gestanden hätten; ja, je geringer der Besitz

war, desto geringer war auch die Begierde nach demselben. Vor kurzem erst hat der Reichtum die Habsucht und die reiche Fülle der Genüsse den Hang, durch Schwelgerei und Ausschweifungen sich und alles zu Grunde zu richten, hereinbrechen lassen. Doch mögen Klagen, die selbst dann, wenn sie vielleicht auch notwendig sind, nicht angenehm sein werden, wenigstens vom Anfang eines so großen Unternehmens fern bleiben; vielmehr würden wir, wenn es, wie bei den Dichtern, so auch bei uns Geschichtschreibern Sitte wäre, lieber mit guten Vorbedeutungen, Wünschen und Gebeten an die Götter und Göttinnen anfangen, daß sie dem Beginn eines so großen Werkes einen glücklichen Fortgang schenken mögen."

Ehe wir die Vorzüge des livianischen Geschichtswerkes schildern, wollen wir hervorheben, welche Mängel an demselben getadelt werden. Das Werk des Livius ist nicht die Frucht langen und gereiften Nachdenkens; in dem begeisterten Drange, seinem Volke durch die Vorführung der gesamten römischen Geschichte eine genußreiche und zugleich belehrende Lektüre zu liefern, hat er seine Arbeit ohne eine gründliche und allseitige Vorbereitung begonnen, und auch in der Folge ließ ihn der immer mehr anwachsende Stoff nicht dazu kommen, die Lücken auszufüllen. Man vermißt bei ihm eine tiefer eingehende, kritische Quellenforschung sowie die staatsmännische Bildung. Daß Livius kein Staatsmann ist, wie wenig er Sinn und Verständnis für die höhere Politik, Kenntnis der Staatsverhältnisse und Staatsgeschäfte hat, ist überall leicht zu erkennen. Um die Verfassung und deren Entwicklung hat er sich wenig gekümmert. „Über die Genesis und die Faktoren derselben, also z. B. über die Entstehung der drei Stammtribus, über den Ursprung der Plebs, über das Verhältnis der Plebs zur Klientel in ältester Zeit, über die Kompetenz der königlichen Gewalt und dergleichen Fragen hat er nie nachgedacht, auch nie etwas darüber nachgelesen. Von der Einrichtung der drei alten Stammtribus, dem Fundament und Ausgangspunkt der römischen Verfassung, sagt er kein Wort; er hat vielmehr ganz offenbar die drei Stamm-

tribus der Ramnes, Tities und Luceres mit den drei romulischen Ritter-Centurien (equites Ramnenses, Titienses und Lucerenses) verwechselt. Eine ebenso unrichtige Vorstellung hat er von der servianischen Tribuseinteilung; — der Entstehung und Ausbildung der Tributkomitien schenkt er nicht die geringste Aufmerksamkeit, — den Inhalt der Zwölftafelgesetzgebung, die rechtlich-politische Bedeutung dieser Legislation berührt er mit keinem Wort. Kurz, das Bedürfnis, die Entwicklung der römischen Verfassung als ein organisches Ganze anzuschauen, empfindet er nicht." (Schwegler, röm. Geschichte I.) Die Unkunde des alten Staatsrechtes und staatsrechtlichen Sprachgebrauchs führt ihn zu zahlreichen Verstößen und Mißverständnissen; unter den patres, an welche bei Erledigung des Thrones die Staatsgewalt heimfällt, versteht er den Senat; den Ausdruck concilium populi hält er fälschlich einmal für Centuriatkomitien, das andremal für Tributkomitien, ein drittesmal für eine concio. Nicht selten gebraucht er Ausdrücke des späteren Sprachgebrauchs (wie nobiles) für die alten Zeiten, in welche sie nicht passen; die Verhältnisse und Personen der alten Zeit beurteilt er oft nach dem Maßstab der späteren, wie er denn die Volkstribunen, welche in dem alten Kampf der Stände für die Rechte der Plebs auftreten, alle nach dem Muster der extravaganten Tribunen jüngster Zeit auffaßt. — Auch im Kriegswesen sowie in der Geographie ist Livius schlecht bewandert, und in der Chronologie ist er sehr sorglos.

Die Quellen- und Urkundenforschung des Livius war von vornherein sehr unzulänglich. Selbst Monumente und Urkunden, deren Vorhandensein ihm bekannt war, hat er unbenutzt gelassen; die Schauplätze der Ereignisse hat er nicht in Augenschein genommen; er begnügte sich damit, den Schriften der vorhergehenden Annalisten und Geschichtschreiber den Stoff zu entlehnen und in geeigneter Form wiederzugeben. Und diese seine Vorgänger hat er nicht von Anfang an alle gekannt und benutzt. Er arbeitete in der Regel so, daß er in der Darstellung einer Epoche bestimmten Geschichtschreibern, die ihm gerade zugänglich

waren, folgte, dann in einer andern Epoche wieder andre Führer, die ihm bisher nicht bekannt gewesen, zur Hand nahm. So hat er die Origines des Cato erst in der 4. Dekade verwertet, den Polybius in der dritten; die bedeutenden Schriften des Varro sind ganz unberücksichtigt geblieben. Meist scheint er zu gewissen Zeiten nur Einem Geschichtschreiber vorzugsweise gefolgt zu sein, indem er andre vergleichend zu Rate zog; im allgemeinen aber dienten ihm von den Annalisten mehr die späteren als die älteren, besseren zur Unterlage. Besonders den Valerius Antias, der vieles einfach erdichtet und namentlich die Zahlen aufschneiderisch vergrößert hatte, scheint er von Anfang an lange arglos benutzt zu haben, bis er endlich in den hellen Zeiten, wo ihm bessere Quellen zu Gebote standen, seine Unzuverlässigkeit erkannte und ihn nun um so bitterer tadelte, weil die Irrtümer, wozu ihn in den schon veröffentlichten Abschnitten Antias verleitet, nicht mehr zu ändern waren. An den zuverlässigen Polybius hielt sich Livius hauptsächlich in der Geschichte des hannibalischen Krieges und der Kämpfe mit Philipp III. von Makedonien und Antiochus von Asien, sowie in der Darstellung der griechischen Händel, und zwar so eng anschließend, daß er oft das Original fast wörtlich übersetzt hat. Bei der Benutzung seiner Quellen übt Livius keine sehr überlegte Kritik. Wo die Quellen übereinstimmen, ist er selten über die Wahrheit im Zweifel, ohne viel zu untersuchen, ob das Ereignis glaubwürdig ist oder nicht; weichen die Berichte von einander ab, so folgt er gewöhnlich der Mehrzahl der Zeugen, oder er läßt unentschieden, was das Richtige sei, er sucht die verschiedenen Angaben zu verbinden oder stellt sie nebeneinander, und so geschieht es auch öfter, daß dieselben Dinge zweimal als verschiedene Ereignisse hingestellt werden. Wegen dieser Abhängigkeit von seinen Quellen und deren kritikloser Benutzung ist Livius, namentlich für die ältere Zeit, eine ziemlich unsichere Geschichtsquelle, so sehr er auch stets bemüht ist, die Wahrheit zu sagen.

Die bisher gerügten Mängel des Livius sind zu entschul-

digen im Hinblick auf die Verhältnisse, unter denen er lebte, wie auf die Absicht, mit der er schrieb. Hervorgegangen aus den beschränkten Verhältnissen einer Landstadt, lebte er in Rom im Privatstande, ohne öffentliche Ämter, in einer Zeit, wo die eben entstehende Monarchie den republikanischen Einrichtungen der früheren Zeit ihre Bedeutung genommen hatte. Es fehlte ihm die Gelegenheit sowie das Interesse, in das Getriebe des Staatslebens einzudringen und die verschiedenen politischen Verhältnisse genauer kennen und beurteilen zu lernen. Und wie er, so war auch die Mehrzahl seiner Zeitgenossen ohne Interesse für das öffentliche Leben und hatte sich von der ernsten Bethätigung im Staate zurückgezogen, um nach den Drangsalen der Bürgerkriege sich einem ruhigen Lebensgenusse zuzuwenden. Für eine solche Zeit war grade die Geschichtschreibung des Livius geeignet, welche nicht mit gelehrter Forschung in die Tiefe der geschichtlichen Zusammenhänge einzudringen, sondern, auf der Oberfläche schwebend, mehr den äußeren Verlauf der Dinge in einer schönen und gewinnenden Form darzustellen bestrebt war. Und diesen Zweck hat Livius in vollstem Maße erreicht.

Livius, von Quintilian (10, 1, 101) nicht mit Unrecht dem Herodot an die Seite gestellt, ist ein höchst anmutiger, liebenswürdiger Erzähler von lebendiger, frischer und außerordentlich vielseitiger Darstellung — Eigenschaften, welche nicht zum geringsten Teil auf seiner reichen poetischen Begabung beruhen. Ganz besonders zeigt sich dieser dichterische Sinn in der Auffassung und Behandlung der alten Sagenzeit. „Man gewährt ja," sagt er in seiner Vorrede, „dem Altertum die Freiheit, durch Mischung des Menschlichen mit dem Göttlichen den Anfängen der Staaten eine höhere Weihe zu geben," und darum will er, was aus der Zeit der Gründung Roms in einer Gestalt überliefert wird, welche mehr poetischen Fabeln, als unverfälschten geschichtlichen Zeugnissen gemäß ist, weder bestätigen noch widerlegen. Er giebt die alte Sage verhältnismäßig treu wieder und läßt ihr ihren poetischen Hauch, abweichend von der damaligen

so verkehrten Manier, die Sage nüchtern als gewöhnliche Geschichte zu betrachten und zu erklären; doch macht er hier und da, wenn die Sage allzu Wunderbares und Unglaubliches zu enthalten scheint, der rationalistischen Richtung seiner Zeit das Zugeständnis, daß er sie unerwähnt läßt. So verschweigt er z. B. die übernatürliche Erzeugung des Servius Tullius durch den Hauslar und den Verkehr dieses Königs mit der Göttin Egeria, das Erscheinen der Sibylla mit ihren Büchern bei dem jüngeren Tarquinius, das Eingreifen der Dioskuren in die Schlacht am See Regillus. Auch bei der Behandlung der geschichtlichen Zeit macht sich der poetische Sinn des Livius geltend, namentlich in der Schilderung großer Ereignisse, der Ausmalung dramatischer und effektvoller Situationen, in der Charakterisierung hervorragender Persönlichkeiten.

Nicht weniger empfiehlt sich das Geschichtswerk des Livius von der ethischen Seite. Schon die Alten haben an Livius das Ehrliche, Wohlwollende und Freundliche seines Gemütes, das sie mit dem Worte candor bezeichnen, lobend hervorgehoben. Niemand weiß nach dem Ausspruch des Quintilian das Gefühlvolle und besonders die sanfteren Herzensregungen besser und feiner aufzufassen und zu schildern als Livius. Er zeigt eine warme Sympathie für alles Sittliche in den menschlichen Beweggründen und Handlungen, eine liebevolle Teilnahme an den Geschicken der Menschen, aufrichtige Bewunderung der großen Männer aus Roms Vergangenheit. Der Rhetor Seneca, der den Livius „den lautersten Beurteiler aller großen Männer" (candidissimus omnium magnorum ingeniorum aestimator) nennt, sagt in seinen Suasorien (6, 21): „In der Regel, wenn von den Geschichtschreibern der Tod irgend eines großen Mannes erzählt ist, wird ein Gesamtüberblick über das ganze Leben und gleichsam eine Leichenrede zugefügt. Dies hat dann und wann Thukydides gethan und ebenso bei sehr wenig Personen Sallust; Livius dagegen hat dies wohlwollender allen großen Männern gespendet." Die großen Männer nach dem Herzen des Livius sind vorzugs-

weise die Römer alten Schlages, wie Cincinnatus, Papirius Cursor, Camillus, Fabius Cunctator; sie sind ihm die bewunderten Träger der alten Römertugenden, wodurch der Staat groß geworden ist, der Tapferkeit, der Mäßigung im Glück und des festen Beharrens im Unglück, der Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Gesetzestreue, der Gottesfurcht und Vaterlandsliebe. In dem mit solchen Tugenden geschmückten Rom findet er sein Ideal vom Staate verwirklicht; der ächte Römer (vere Romanus) ist ihm der Inbegriff alles Edlen. Dieser patriotische Sinn, die bewundernde Vorliebe für das ächte Römertum kann ihn bisweilen in einem gewissen Grade parteiisch für Rom machen und ungerecht gegen andre Völker, doch ohne daß er es merkt und will. Denn eine wissentliche Parteilichkeit ist ihm durchaus fremd. Auch bei der Darstellung der inneren Geschichte Roms zeigt er keinen Parteihaß, wenn er auch durch die Eigentümlichkeit seines Gefühls und Charakters zu ausgesprochenen Antipathien geführt wird. Alles Schroffe und Gewaltthätige, Harte und Tumultuose ist seinem milden Wesen zuwider, mag es auf der aristokratischen oder der demokratischen Seite hervortreten. Begeistert für die Freiheit und Verfassung der alten Republik, in welcher sich alle Vorzüge und Tugenden des römischen Charakters entwickelt hatten, hält er eine gemäßigte, kraft- und einsichtsvolle Aristokratie, wie sie in jenen guten Zeiten der Senat repräsentierte, für die beste Regierungsform, und er steht mit seinem Herzen auf dieser Seite; die Herrschaft des großen Haufens dagegen mit ihrem Wankelmut, Unverstand und Zuchtlosigkeit verabscheut er. Auch die Gegenwart kann ihm besonders in religiöser und sittlicher Beziehung nicht gefallen, und die Vergleichung mit der großen, tugendreichen Vergangenheit erfüllt ihn mit einer gewissen Wehmut und Verstimmung. Nur die Rückkehr zu der Reinheit der alten Zeit vermag dem römischen Staat wieder feste und dauernde Zustände zu bringen, und um dazu das Seinige beizutragen, hat er sein Geschichtswerk geschrieben.

Livius tadelt an seiner Zeit besonders den Mangel des

religiösen Glaubens und den Verfall der Staatsreligion. Er selbst ist ein religiös gestimmter Mann und achtet den Glauben und die religiösen Einrichtungen der Väter, wodurch die Größe und Macht des Staates nicht wenig gefördert worden ist. Der Römer hat die Götter zu ehren, auf ihre Winke zu achten und durch die herkömmlichen Gebräuche ihr Wohlwollen, das sie von Anfang an dem römischen Staate geschenkt, zu erhalten und, haben sie in Zorn sich abgewandt, sie zu versöhnen. Livius ist überzeugt von der Wahrheit der Worte, welche der vergötterte Romulus dem Julius Proculus zurief: „Verkünde den Römern, es sei der Himmlischen Wille, daß mein Rom das Oberhaupt des Erdkreises werde," und er glaubt auch, daß die Götter dem von ihnen bevorzugten Volke Zeichen geben über das, was da kommen wird, was zu thun und zu lassen ist. Die Altvordern haben in ihrem religiösen Sinn das anerkannt und allezeit mit großer Aufmerksamkeit die Prodigien, welche die Götter ihnen geschickt, beobachtet und gewissenhaft gesühnt. Die Pontifices hatten die Obliegenheit, die Prodigien und Wunderzeichen aufzuzeichnen, und nach diesen Annalen hat denn Livius vom Jahre 218 v. Chr. an in seinem Geschichtswerk dieselben regelmäßig berichtet. Wenn man dem Geschichtschreiber aus diesen häufigen Anführungen einen Vorwurf machen will und ihn der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens zeiht, so ist zu seiner Rechtfertigung zu sagen, daß er, obgleich im allgemeinen von dem Glauben an die Bedeutsamkeit der Wunderzeit befangen, doch es tadelt, wenn man in gewöhnlichen Erscheinungen Anzeichen des göttlichen Willens sucht, und daß er den einfachen Glauben von der besonders in aufgeregten Zeiten hervortretenden abergläubischen Wundersucht unterscheidet. Er ist sich wohl bewußt, daß in Zeiten der Not und Gefahr die religiöse Schwärmerei überall Zeichen und Wunder sucht, und hält sich als Geschichtschreiber für verpflichtet, durch die Aufführung der zahlreich gemeldeten Prodigien die Stimmung dieser Zeit zu kennzeichnen. Er selbst spricht sich darüber aus in den Worten: „Es ist mir nicht unbe-

kannt, daß aus derselben Gleichgültigkeit, wonach man jetzt allgemein glaubt, daß die Götter nichts durch Zeichen verkünden, man auch keine Wunder mehr zur Anzeige bringt und in die Annalen vermerkt. Indes kommt unwillkürlich, wenn ich von alten Geschichten schreibe, ein Geist des Altertums über mich, und eine gewisse religiöse Scheu hält mich ab, das, was jenen früheren so klugen Männern die öffentliche Beachtung zu verdienen schien, der Aufnahme in meine Annalen für unwürdig zu halten" (43, 13). In gleicher Weise verzeichnet Livius regelmäßig die Sühnungsmittel, welche infolge der Prodigien zur Beschwichtigung der göttlichen Ungnade für nötig erachtet wurden, die Sühnopfer, Supplikationen und Lektisternien, Gelobung von Spielen und Tempeln und dergleichen. Die Götter sind ihm die Lenker und Schützer der Staaten und der einzelnen Menschen, die das Gute lohnen, aber den, der sie nicht achtet und heilige Gesetze verletzt, zur Strafe ziehn; über den einzelnen Göttern jedoch steht ihm nach der Ansicht der stoischen Philosophie, deren Anhänger er ist, eine in ihnen und durch sie wirkende höhere, alles beherrschende Macht, die er bald numen, bald fatum oder necessitas, bald fors oder fortuna nennt.

Neben den sittlich-religiösen Zwecken, die Livius bei der Bearbeitung der römischen Geschichte im Hinblick auf seine Zeitgenossen verfolgte, leitete ihn noch ganz besonders die Absicht, durch eine schöne und fesselnde Darstellung die Leser für sein Werk zu gewinnen, und er legte darauf einen um so größeren Wert, da die kunstlose Schreibweise seiner Vorgänger die Forderungen der feineren Bildung seiner Zeit nicht mehr befriedigte. In der Darstellung aber hatte Livius grade seine Hauptstärke. Der poetisch so reich begabte und mit der rednerischen Kunst vertraute Mann verstand es, über seinen Gegenstand einen solchen Glanz und blühende Fülle der Schönheit zu gießen, wie selten ein anderer, ohne daß er die Grenze, welche zwischen Poesie und Prosa gezogen ist, je überschritt oder in rhetorische Künstelei und Unnatur verfiel. Vermöge seiner Gabe, sich in die

Eigentümlichkeit einer jeden Situation hineinzufühlen, gelang es ihm, stets den richtigen Ton zu treffen, die jedesmaligen Stimmungen wiederzugeben und auch die äußeren Vorgänge mit lebendigster Anschaulichkeit zu erzählen. So wird die Darstellung vielseitig und mannigfaltig, wie der Gegenstand selbst ist; ganz besonders aber sucht er sich im Bewußtsein seiner Stärke effektvolle Situationen und ausgezeichnete Personen zu allseitiger Schilderung und Charakterisierung aus. Glanzpunkte des Werkes sind außerdem die eingeflochtenen Reden, durch welche er die Handelnden, denen er sie in den Mund legt, in ihrer Eigentümlichkeit sich zeichnen läßt. „Während die Reden des Livius einerseits wegen der Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Darstellung, des blühenden und gewählten Ausdrucks, der bald einfachen, bald kunstvollen Anordnung und Verbindung des Stoffes als die schönsten Früchte der rhetorischen Studien des Verfassers betrachtet werden müssen, so ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß sich das edle tiefe Gemüt desselben nirgends schöner ausspricht, sein Talent, die feineren Züge des Charakters hervorzuheben und die höheren Beziehungen des menschlichen Lebens darzustellen, nirgends sichtbarer ist, die Fülle und Mannigfaltigkeit, die Würde und Kraft der Sprache und des Vortrags nirgends glänzender erscheint, als in diesen freien Ergüssen seiner Beredsamkeit" (Weissenborn). — Die gewöhnliche Erzählung der Begebenheiten geht bei Livius in der Regel mit einer behaglichen Fülle und Rundung ruhig und gleichmäßig dahin, verliert sich aber hier und da in eine größere Ausführlichkeit und Breite, was Quintilian tadelt. Dies letztere scheint hauptsächlich in seinen späteren, den verlorenen Büchern der Fall gewesen zu sein. Die erste und dritte Dekade sind vortrefflich geschrieben, und besonders zeichnet sich das erste Buch durch gedrungene Kürze aus.

Livius hat sich seinen historischen Stil erst allmählich während der Ausarbeitung der ersten Dekade gebildet. Die Weise seiner großen Vorgänger, des Cäsar und Sallust, genügte ihm

nicht. Er erstrebte weder die natürliche Einfachheit des einen noch die gesuchte Kürze des andern, sondern trachtete, mehr im Anschluß an Cicero, nach größerer Mannigfaltigkeit und reichem Schmuck der Rede. So hat er, indem er namentlich mancherlei aus der Dichtersprache verwendete, die Sprache in freierer Behandlung mit Einsicht und schöpferischer Kraft weitergebildet und eine Klassicität erreicht, die der des Cicero nicht viel nachsteht; doch nähert er sich grade durch den Gebrauch zahlreicher poetischer Worte und Wendungen schon dem silbernen Zeitalter. Die alten Schriftsteller loben und bewundern fast ohne Ausnahme die Sprache und Darstellungsform des Livius und stellen ihn mit Recht den beredtesten Männern des Altertums an die Seite; unter ihnen sind vor allen Quintilian und Tacitus zu nennen. Asinius Pollio dagegen wirft ihm eine gewisse Patavinitas vor, den Anflug einer provinziellen Eigentümlichkeit, die von Patavium, der Vaterstadt des Livius, hergeleitet wird. Nach dem Zusammenhang der Stellen bei Quintilian (1, 5, 55. 8, 1, 2 f.), der uns diese Nachricht giebt, muß sich der Vorwurf auf die Sprache des Livius beziehen; doch ist es schwer zu bestimmen, worauf der Tadel gegründet ist. Wahrscheinlich war der Wortgebrauch des Livius gemeint, der für das Ohr der in der feinen und korrekten Sprache der Hauptstadt (sermo urbanus) Aufgewachsenen etwas Fremdartiges haben mochte. Indes ist zu erinnern, daß Asinius Pollio, allerdings ein kundiger und hochgebildeter Mann, ein allzu scharfer und bitterer Kritiker war, der auch an Cicero, Cäsar und Sallust zu tadeln hatte.

In den nächsten Jahrhunderten bis zum Untergang der römischen Litteratur genoß das Geschichtswerk des Livius allgemein das größte Ansehen und wurde von Römern wie von Griechen fast ohne alle Kritik als Quelle benutzt. Außer diesem großen Hauptwerk hat Livius auch noch philosophische und rhetorische Schriften verfaßt, die aber nicht mehr vorhanden sind. Er schrieb unter anderem, wahrscheinlich nach dem Vorbild des Cicero, philosophische Dialoge, welche nach dem Urteil des

Seneca (Epist. 100, 9) ebenso gut der Geschichte wie der Philosophie zugezählt werden konnten. Der oben erwähnte Brief des Livius an seinen Sohn scheint eine größere Schrift über die Bildung zum Redner gewesen zu sein.

---

10. C. Valerius Catullus.

(87 bis 54 v. Chr.)

Indem wir uns jetzt von der Prosa des goldenen Zeitalters zu der Poesie derselben Zeit wenden, kehren wir noch einmal in die erste Hälfte dieser Epoche, in die ciceronianische Zeit zurück. Hier überwog, wie wir wissen, die Prosa. Das Feld der Poesie trug zwar Blumen und Blümchen in mannigfaltiger Zahl; aber es erwuchs nur wenig Großes und Hohes. Das Drama war so gut wie erloschen. Als letzter Ausläufer desselben kann der Mimus betrachtet werden, ein uraltes volkstümliches Possenspiel, das lange Zeit neben der atellanischen Volksposse auf der Bühne als Nachspiel verwendet worden war, jetzt aber, in der ciceronianischen Zeit, durch D. Laberius und Publilius Syrus in die Litteratur eingeführt wurde. Charaktertänze zur Flöte waren in früherer Zeit das vorwiegende Element des Mimus gewesen; von Laberius wurden dieselben durch Einführung einer geordneten Fabel und eines regelrechten Dialogs den übrigen Dramenformen näher gebracht und zu einer Art derber Komödie gestaltet, welche allmählich alle früheren Gattungen des Lustspiels verdrängte und sich bis in späte Zeiten erhielt. In der epischen Poesie war das noch vorhandene Gedicht des T. Lucretius (99—55 v. Chr.) über „die Natur der Dinge" (de rerum natura) eine sehr bedeutende Erscheinung. Es ist ein Lehrgedicht, in welchem das System der epikureischen Philosophie, ein spröder, unpoetischer Stoff, mit ungewöhnlicher Kraft und Kunst, mit Begeisterung und Würde dargelegt und empfohlen wird. In

der Sprache und der Weise seiner Dichtung schloß sich Lucretius mehr an die älteren Dichter an, namentlich an Ennius; die damals aufkommende Richtung, welche sich ganz und gar dem Hellenismus in die Arme warf, verschmähte er.

Die Kenntnis der griechischen Litteratur war in der ciceronianischen Zeit, besonders in der zweiten Hälfte derselben, so allgemein und vielseitig geworden, daß die gebildete Welt wahrhaft in der hellenischen Poesie schwelgte und eine Masse von Dichtern und Dichterlingen, die griechischen Formen nachahmend, sich in den verschiedensten Zweigen der Poesie versuchte. Selbst große Staatsmänner und Redner, wie Cicero, Hortensius, M. Brutus, Julius Cäsar, bestiegen bisweilen den Parnaß und liebäugelten mit den Musen. Während die älteren römischen Dichter sich an die klassischen Dichtungen der Griechen gehalten hatten, wandte sich diese jüngere Generation vorzugsweise den alexandrinischen Poesien zu, welche ihrem Geiste nach der damaligen römischen Welt näher standen und schon längere Zeit in den römischen Schulen zum Unterrichte verwendet wurden. Diese alexandrinische Poesie war nur noch eine schwache, künstlich erzogene Nachblüte der altklassischen, ohne schöpferische Kraft und Originalität; sie wurzelte nicht in dem Volke, sondern wurde gepflegt von Gelehrten für Gelehrte. Im Gefühl ihrer Schwäche und Geistesarmut wählten sich die Alexandriner vorzugsweise kleinere Stoffe, prunkten mit abgelegener Gelehrsamkeit in Stoff und Sprache und richteten ihr Augenmerk hauptsächlich auf glatte und korrekte Form. Ihre römischen Nachahmer, die es mit der Poesie ernst meinten und nicht bloß dilettantisch in leichten und leichtfertigen Tändeleien den Musen ihren Tribut zahlten, übten sich zunächst in Übersetzungen von didaktischen Epen, kleinen Epyllien mythologischen Inhalts, Elegien und Epigrammen und lyrischen Gedichten und versuchten dann selbst, wenn ihnen die Schwingen gewachsen, freiere Nachahmungen der verschiedensten Gattungen und Metren. Die geistvolleren unter diesem Dichterchor blieben in der Korrektheit der Form hinter ihren alexan-

drinischen Vorbildern nicht zurück und haben in dieser Hinsicht den Dichtern der augusteischen Zeit in die Hände gearbeitet; auch ist es ihnen gelungen, von dem spezifisch römischen Geiste in der griechischen Form noch etwas zu retten.

Zu den bekanntesten unter diesen Dichtern gehören Cassius aus Parma (Cassius Parmensis), Terentius Varro Atacinus (aus Atax im narbonensischen Gallien), Helvius Cinna, Licinius Calvus; der bedeutendste aber ist Valerius Catullus, seiner Anlage nach der größte Lyriker der Römer.

Catullus ist geboren im J. 87 v. Chr., in demselben Jahre mit dem Geschichtschreiber Sallust, und zwar zu Verona in Oberitalien, in dessen Nähe sein Vater, ein Gastfreund des Julius Cäsar, also ohne Zweifel ein vornehmer und angesehener Mann, eine Villa besaß, auf der Halbinsel Sirmio an dem herrlichen Gardasee. Seitdem mit dem marsischen Kriege die letzten Schranken zwischen Rom und Italien gefallen und dann auch zu Cäsars Zeit das diesseitige Gallien in den Verband hereingezogen war, wurde die römische Litteratur mehr eine italische; viele von den talentvollsten Schriftstellern dieser Zeit hatten italische Landstädte zur Heimat und brachten, indem sie nach Rom zogen, um dort sich weiter zu bilden und ihre Geisteskräfte zur Anerkennung zu bringen, neue, frische Lebenskraft in die Adern der rasch lebenden und sich aufreibenden Hauptstadt. Auch der frühreife Catull zog, nachdem er schon in sehr jungen Jahren, bald nach Anlegung der männlichen Toga, sich mit großer Liebe der Poesie ergeben, etwa im 20. Lebensjahre nach Rom, wo die Kräfte seines Geistes erst zu reicherer Entfaltung gelangten und wo er auch später seinen regelmäßigen Aufenthalt hatte. „Dort ist mein Haus und mein Sitz, dort nur verbring' ich mein Leben," sagt er in einem seiner Gedichte; doch wenn er sich aus der geräuschvollen und ungesunden Hauptstadt aufs Land zurückziehen wollte, dann besuchte er seine Villa, die er in der Gegend von Tibur auf der Grenze des Sabinerlandes gekauft hatte. Allerdings es hafteten schwere Schulden darauf. Im Lied 26 ruft er verzweifelnd aus:

Nicht, o Furius, ist dem Wehn des Südwinds
Meine Villa verfallen, noch dem Westwind,
Noch dem grimmigen Nordwind oder Ostwind, —
Fünfzehntausenden vielmehr nebst zweihundert.
O ein schauriger Wind, verderbenschwanger!

Über seine Geldnot scherzt der Dichter auch in dem Gedichtchen Nr. 13:

Köstlich sollst du bei mir, Fabullus, speisen,
Wenn die Götter dir hold sind, nächster Tage,
Falls ein köstliches, reiches Essen dann du
Mit dir bringst, und dazu ein hübsches Mädchen,
Wein und Salz und die Tasche voll mit Witzen.
Falls du, wie ich gesagt, dies, Schönster, mitbringst,
Sollst du speisen vortrefflich; denn der Beutel
Deines Freundes Catull ist voller Spinnen.
Dafür sollst du bekommen lautre Liebe,
Oder, was noch gewählter ist und süßer,
Eine Salbe gedenk' ich dir zu geben,
Die mein Mädchen bekam von Venus selber.
Kriegst du diese zu riechen, wirst du wünschen,
Daß ganz Nase du wärst, mein Freund Fabullus.

Schulden zu haben, war damals in Rom bei der vornehmen Jugend etwas Gewöhnliches. Es war guter Ton bei den jungen Herren, in liederlichem Schmausen und Zechen, in Spiel und noblen Passionen jeglicher Art das Vermögen zu vergeuden, und Catull, der unerfahrene Jüngling aus der Landstadt, wird bei seinem heißen Blut einem solchen tollen und lockeren Leben nicht ganz fremd geblieben sein, wenn er auch nie zu der Sorte ruinierter Leute gezählt haben wird, aus welcher damals Catilina sich seine Gesellschaft suchte. Die Jünglinge und Männer, zu denen Catull sich hielt, waren von harmloserer Art, es waren besonders junge Leute, welche, wenn auch einem verschwenderischen Lebensgenusse ergeben, doch höheren, edleren Dingen nachstrebten und namentlich in der Ausübung der Poesie ihr Vergnügen fanden. Sie verfolgten, als die „Gebildeten" (docti) unter den Poeten, mit Ernst die neue alexandrinische Richtung und hielten fest zusammen gegen

die wenigen Vertreter der älteren römischen Dichtungsweise, die gelegentlich mit herber Kritik überschüttet wurde, während die Genossen des neuen Kunstprinzips sich gegenseitig in lobenden Gedichten bewundernd erhoben. Auch bei Catull finden wir derartiges. In Carmen 95 rühmt er die Smyrna seines Freundes Helvius Cinna, ein mythologisches Epos über die unnatürliche Liebe der Smyrna (Myrrha) zu ihrem Vater Kinyras, dem König in Kypros, an welchem er mühsam in der gelehrten Weise der Alexandriner ungeachtet des geringen Umfangs neun volle Jahre gearbeitet hatte, und verheißt ihr die Unsterblichkeit, während er der voluminösen Verschronik eines Volusius, eines Schmierers nach altem Stil, welche wegen ihres populären Stoffes für den Augenblick eine bessere Aufnahme als Cinnas Smyrna gefunden, prophezeit, daß sie bald zum Einwickeln von Fischen werde verwendet werden. Die Smyrna wird dringen bis fern nach Cypern (zu dem Flusse Satrachus), aber die Chronik des Volusius, langatmig und schwülstig wie die Thebais des Antimachus, kaum bis zur Padua, einem Arme des Po, gelangen. Das Gedicht lautet:

Erst neun Sommer, nachdem mein Cinna begonnen die Smyrna,
　Und neun Winter darauf, gab er sie endlich heraus;
Während ein einziges Jahr dem Hortensius gnügte inzwischen
　Um millionenweis holprige Verse zu baun.
Smyrna verschickt man hinaus zu des Satrachus tiefen Gewässern,
　Und sich an Smyrna erfreun wird noch die ferneste Zeit.
Doch an der Padua schon wird sterben Volusius' Jahrbuch,
　Wird gar bald und oft dienen Makrelen als Rock.
Mir sei teuer des Freundes nur wenig umfassende Leistung,
　Doch an Antimachus' Schwulst möge sich laben das Volk.

Dieselbe Chronik des Volusius wird gegeißelt in c. 36.

Auch Hortensius Hortalus, der berühmte Redner, erhält in dem Loblied auf Cinnas Smyrna wegen der Raschheit und geringen Sorgfalt in seinen poetischen Produktionen einen derben Hieb, obgleich er ein Verehrer der alexandrinischen Dichter und

früher wenigstens ein Freund und wahrscheinlich Protektor des um 27 Jahre jüngeren Catullus war. Dieser hatte auf Bitten des angesehenen Freundes die Elegie des Kallimachus auf das unter die Sterne versetzte Haar der Berenike übersetzt und das Gedicht ihm gewidmet (c. 65 u. 66).

Außer Hortensius finden wir in den Gedichten des Catull noch manchen andern hochangesehenen älteren Mann, mit dem der Dichter in freundschaftlicher Beziehung stand. Der in Litteratur und Kulturgeschichte viel bewanderte Cornelius Nepos, welcher für jedes originelle Talent sehr empfänglich war und auch gelegentlich seinen galanten Vers machte, hatte schon in den Erstlingsversuchen seines jüngeren Landsmanns Catull dessen Bedeutung erkannt und ihm Anerkennung verschafft; deshalb widmete ihm später der dankbare Dichter seine Sammlung von Gedichten in folgenden Worten (c. 1):

Wem doch schenk' ich das hübsche neue Büchlein,
Das der trockene Bimstein frisch gefeilt hat?
Dir, Cornelius, schenk' ichs; denn du pflegtest
Mein Getändel für Etwas anzusehen,
Damals schon, wie du unternahmest, einzig
Von Italiens Söhnen, alle Zeiten
In drei Büchern zu schildern, die, bei Gott! dich
Fleiß die Fülle gekostet und gelehrt sind.
Drum nimm hin als Geschenk, was dieses Büchlein
Birgt, mags sein, wie es will. Schutzgöttin Jungfrau,
Laß es länger denn ein Jahrhundert dauern!

Auch an Cicero sind einige Zeilen (c. 49) gerichtet, die verschiedentlich gedeutet worden sind. Wir sehen die Worte, in denen der Dichter für irgend einen rednerischen Dienst dem Cicero dankt, als ernsthaft gemeint an und glauben, daß Cicero, der Freund des Nepos, obgleich er ein Freund der altrömischen Dichter, wie des Ennius und Pacuvius, und ein Gegner der neuen Schule war, mit dem jungen Dichter wenigstens nicht in Zwiespalt und Spannung lebte. Die Worte heißen:

Redemächtigster aller Remusenkel,
Marcus Tullius, soviel sind und waren
Und in späterer Zeit erstehen werden:
Ganz ergebensten Dank sagt dir Catullus,
Er, der schlechteste unter allen Dichtern,
Soweit schlechtester unter allen Dichtern,
Als du unter den Rednern bist der beste.

P. Sestius war ein Parteigenosse Ciceros, der im Jahre 57 als Volkstribun für dessen Zurückberufung aus dem Exil gewirkt, später in einer Doppelklage wegen Ruhestörung und Wahlumtrieben von Cicero, Hortensius und Calvus, dem Freunde Catulls, verteidigt wurde. Auch Catull kam mit ihm in Berührung; sie ist ihm aber schlecht bekommen. Sestius war ein ungemütlicher Mann, und was er schrieb, war frostig und unerquicklich; aber eine gute Eigenschaft hatte er: er gab denen, welche die Werke seiner Beredsamkeit lasen und lobten, leckere Schmäuse. Das veranlaßte denn auch den Catull, eine sestianische Rede zu lesen; doch aus der Rede wehte ihm ein so kalter Wind voll Gift und Pest entgegen, daß er einen entsetzlichen Schnupfen und Husten bekam und eiligst auf seiner Villa bei Tibur Heilung suchen mußte. Das Gedicht, in welchem er uns dies erzählt (c. 44), heißt:

O mein sabinisch — mein tiburtisch Landgütchen
(Tiburtisch nennt dich jeder, der nicht absichtlich
Catull zu kränken wünscht; doch wer dies wünscht, wettet
Um alles, daß du auf Sabinergrund liegest) —
Doch magst du richt'ger so nun oder so heißen,
Ich weilt' in deiner Villa in der Stadt Nähe
Gar gern, den bösen Husten aus der Brust treibend,
Mit dem mich, da zu einem üpp'gen Gastmahle
Ich mich geschickt, nicht unverdient mein Bauch strafte.
Denn da zu Gast bei Sestius ich gehn wollte,
Mußt' ich die Rede gegen seinen Ankläger,
Den Antius, — die voll von Gift und Pest — lesen.
Da hat ein kalter Schnupfen denn und Keichhusten
Mich arg geschüttelt, bis, in deinen Schoß fliehend,
Ich mich geheilt mit Müßiggang und Brennnesseln.

So hergestellt, muß ich dir schönstens Dank sagen,
Daß du für mein Verbrechen mich nicht mehr strafest.
Auch find' ichs billig, daß, wenn je die Schandschriften
Des Sestius ich wieder lese, Keichhusten,
Erkältung, Schnupfen zwar nicht mich, doch ihn treffe,
Der dann mich einlädt, wenn ich seinen Schund lese.

Der innigste Freund des Catull war der ungefähr fünf Jahre jüngere C. Licinius (Macer) Calvus, ein edler, reichbegabter Mann, ebenso bedeutend als Redner wie als Dichter. In der Beredsamkeit war er ein Hauptvertreter der neuattischen Schule (S. 184), in der Dichtkunst stand er auf gleichem Boden mit Catull, dem er auch in Anlagen und Leistungen unter allen zeitgenössischen Dichtern am nächsten kam. Wie bei diesem, so war in den Gedichten des Calvus die Leidenschaft des leicht erregten Gemütes mit der alexandrinischen Korrektheit der Form aufs schönste vereinigt. Catull hatte ihn in einer Gesellschaft kennen gelernt, wo man beim Wein sich mit improvisierten Versen unterhielt, und war von dem Geiste und der Liebenswürdigkeit des jungen Mannes so bezaubert, daß er die Nacht nicht schlafen konnte und am Morgen ihm folgendes Gedicht (c. 50) schickte:

Gestern tändelten viel wir, o Licinius,
Und vertrieben die Zeit auf meinen Täflein,
Wie wir uns zu vergnügen abgeredet;
Machten Verselein einer um den andern,
Bald in diesem Gesetz und bald in jenem,
Um die Wette bemüht bei Scherz und Weine.
Und nun ging ich hinweg, entbrannt von deinem
Witz, Licinius, deines Geistes Anmut,
Daß nicht Speise dem Armen munden wollte,
Noch in Ruhe der Schlaf befing die Augen,
Sondern schier wie verrückt im ganzen Bett ich
Mich umrüttelte, seufzend nach dem Frührot,
Daß ich wieder dich säh' und reden hörte.
Doch als endlich erschöpft von aller Arbeit
Für halbtot die Gebein' im Bette lagen,
Schrieb ich, Köstlicher, dieses Lied dir nieder,
Draus du möchtest erkennen meine Leiden.

Und nun hüte dich, Äuglein, allzukecklich
Unsere Bitte, wir flehen, wegzuwerfen,
Daß nicht Nemesis dich zur Buße fordre.
Hüte dich vor der Göttin, sie ist heftig.

Über die Beredsamkeit, die in dem kleinen Calvus steckte — salaputtium (Knirps) nennt ihn Catull — giebt uns dieser ein scherzhaftes Zeugnis in c. 53:

Lachen mußt' ich neulich über jemand,
Der, als Calvus, mein Freund, unübertrefflich
Des Vatinius Schuld erläutert hatte,
Hochverwundert, die Händ' ausstreckend, ausrief:
Große Götter, wie doch der Knirps beredt ist!

Ein launiges Necken mag zwischen den beiden lebhaften Freunden oft vorgekommen sein. An dem lustigen Saturnalienfeste, das in unserer Weihnachtszeit gefeiert wurde, war es Sitte, daß Freunde einander mit kleinen Geschenken erfreuten. So schickte denn einmal an diesem Feste Calvus seinem Catullus, dessen Widerwillen gegen schlechte Gedichte er kannte, ein dickes Paket schlechter poetischer Novitäten zum Geschenke ins Haus. Die Sendung wurde gebührend aufgenommen. Catull schickte das Zeug, das er malitiös genug für ein von einem dankbaren Klienten dem trefflichen Redner verehrtes Honorar ansieht, mit folgendem Gedichte (c. 14) zurück:

Liebt' ich inniger nicht als meine Augen
Dich, mein lustiger Calvus, nun so haßt' ich
Mit Vatinischem Haß für dein Geschenk dich.
Denn was hab' ich gethan und was gesprochen,
Daß du mich mit Poeten morden wolltest?
Strafen sollen die Götter den Klienten,
Der dies räudige Pack dir angehängt hat.
Schickt dir, wie ich vermute, so erlesne
Neue Ware der Schulpedante Sulla,
Schadet's nicht, ja es freut mich außermaßen,
Daß doch deine Bemühung nicht umsonst war.
Himmel! was für ein schauderbar verfluchtes
Buch! und deinem Catull ins Haus, — begreiflich,

Daß er selbigen Tags des Todes würde,
Grad am herrlichsten Tag, den Saturnalen!
Nein, Spaßvogel, das soll dir nicht geschenkt sein:
Morgen lauf' ich in alle Bücherläden,
Will die Cäsier, will Suffen, Aquinus,
Allen giftigen Schund zusammenraffen:
Mit der Buße belohn' ich deine Sendung.
Ihr indessen hinaus, hinaus, und zieht mir
Heim, von wannen der schnöde Fuß euch hertrug,
Ärgernisse der Welt, ihr Schandpoeten!

Von den eben genannten Dichtern muß Suffenus noch einmal herhalten in c. 22:

Suffenus ist — du kennst ihn ja genau, Varus —
Ein Mann von feinen Sitten, ist gewandt, witzig,
Und macht zugleich, wie sonst kein andrer, viel Verse.
Ich glaub', er hat zehntausend oder gar mehr noch
Geschrieben, nicht auf ausradierten Schmutzzetteln,
Wie andre; nein, ganz neues Prachtpapier; neu auch
Die Knöpfe, rot die Schnüre; Pergamentdeckel
Lotrecht beschnitten, alles glatt vom Bimsteine.
Doch liest du sie, so wird der feine Stadtjunker
Suffenus als der erste Klotz und Bocksmelker
Erscheinen: so verwandelt ganz und ganz anders.
Wie soll man es verstehn, daß diese Zierpuppe,
Oder was sonst Geschleckteres es giebt, plötzlich
Viel plumper scheint als selbst der plumpste Dorftölpel,
Sobald er ein Gedicht berührt, und doch niemals
Sich sel'ger fühlt als, kann er ein Gedicht schreiben.
So freut er sich, so staunt er über sich selber.
Doch darin täuschen wir uns alle: kein einz'ger,
Der, recht besehn, in keinem Stück Suffen wäre.
An jedem Menschen haftet ein Naturfehler;
Nur sehn wir auf dem Rücken nicht den Sack hängen.

Um die Bitterkeiten der letzten Gedichte zu verwischen, wollen wir einige Verse (c. 9) folgen lassen, in denen sich die wärmste und zärtlichste Zuneigung zu einem geliebten Freunde ausspricht:

O Verannius, mir von allen Freunden
Weit der liebste, um hunderttausend Male,
Bist du wirklich daheim beim Herde, deinen
Treuen Brüdern und deiner greisen Mutter?
Ja, du bist es. O freudenvolle Kunde!
Sehen werd' ich dich jetzt gesund, dich hören
Schildern Spaniens Städte, Thaten, Völker,
Wie du pflegst, und an deinem Halse hängend
Dir die Augen und süßen Lippen küssen.
O ihr glücklichen Menschenkinder alle,
Wer kann glücklicher sein als ich und froher?

Catull war in der römischen Gesellschaft in die mannigfaltigsten Beziehungen gekommen. Den Freunden, mit denen er in Scherz und Ernst verkehrte, zeigte er ein treues, zärtlich, ja stürmisch liebendes Herz und eine warme Teilnahme in guten und bösen Tagen; doch wurde er bei seinem lebendigen Gefühl auch leicht zu Zorn und Angriff gereizt, wenn er durch Treulosigkeit und Bosheit verwundet ward. Auch wer von ferner Stehenden durch irgend eine Schwäche oder Schlechtigkeit seine Antipathie erregte, ward schonungslos in seinen Versen angegriffen. Alle diese Verhältnisse trugen zur Förderung seiner poetischen Ausbildung nicht wenig bei. Am wichtigsten aber war für ihn in dieser Beziehung seine Liebe zu Lesbia, die sein ganzes Wesen aufs tiefste ergriff und ihn zu den herrlichsten Liedern begeisterte, deren innere Gehaltlosigkeit und sittliche Verwerflichkeit aber auch andrerseits, nachdem er die Unwürdigkeit der Geliebten erkannt hatte, einen tiefen Schatten auf sein Leben und in seine Seele warf.

Die römischen Dichter pflegten in ihren Liedern die wirklichen Namen der besungenen Schönen nicht zu nennen, sie setzten für die Öffentlichkeit erdichtete Namen von gleicher Quantität ein. So hieß denn die von Catull gefeierte Lesbia, nach einer Angabe des Apulejus, Clodia, und man nimmt, wenn auch nicht mit voller Sicherheit, an, daß es die Schwester des berüchtigten P. Clodius, des Bedrängers von Cicero, gewesen sei, eine Frau

aus hochadligem Hause, bekannt durch ihre hohe Schönheit, aber auch zugleich durch ihr scham- und sittenloses Leben. Sie fröhnte ohne Scheu ihrer glühenden Sinnlichkeit und zog durch ihre zauberischen Künste einen Schwarm vornehmer leichtsinniger Jünglinge in ihre Netze, obgleich ihr Gemahl, ein hochachtbarer Mann, Q. Metellus Celer, noch lebte. Als er in voller Manneskraft plötzlich starb, da glaubte die Fama sich sogar berechtigt, den schrecklichen Verdacht gegen sie zu verbreiten, daß sie den Unbequemen durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Fein gebildet und Kennerin griechischer Poesie, auch selbst in der Ausübung der Dichtkunst sich versuchend, hatte sie besonders ihr Augenmerk auf talentvolle junge Männer gerichtet, und sie scheute kein Mittel, auch materielle Unterstützung nicht, um sie in ihrem Bann zu erhalten. Auch der für weibliche Reize durchaus nicht unempfindliche Catull geriet, obgleich er wenigstens 7 Jahre jünger war als sie, in ihre Gewalt und war ihr mit heißer Leidenschaft ganz ergeben, in dem Wahn, daß er allein der bevorzugte sei. Wahrscheinlich eins der Gedichte, mit denen er um die Liebe der bewunderten warb, war die folgende Übersetzung (c. 51) eines Gedichts der Sappho*), der Lesbierin, welche von der römischen Lesbia schwärmerisch geliebt ward:

Selig wie ein himmlischer Gott erscheint mir,
Wär's erlaubt, noch über den Göttern selig,
Wer vor dir hinsitzend dich immer, immer
Schauet und anhört,

Wie so süß du lachst, was um alle Sinne
Jählings bringt mich armen; ja, wenn ein Blick nur
Dir begegnet, Lesbia, stockt der Atem
Tief in der Brust mir,

Und die Zunge erlahmt, mein Gebein durchrieselt
Abwärts flücht'ges Feuer, von eignem Klange
Gellt der Ohren Paar, und es deckt die Augen
Nächtiges Dunkel.

*) Siehe meine Meister der griech. Litteratur, S. 105.

Still, Catullus: Muße bekommt dir übel,
Muße macht dich üppig und gar begehrlich.
Muße war's, die Könige hat gestürzt wie
Blühende Städte.

Als der Dichter Eingang bei ihr gefunden, wurde der durch seine Lieder berühmt gewordene Lieblings-Sperling der Lesbia ihr gemeinsamer, von dem Dichter beneideter Vertraute. Das Liedchen Nr. 2 lautet:

Sperling, süßester Liebling meines Schätzchens,
Du, mit dem sie auf ihrem Schoße spielet,
Dem sie, naht er, die Fingerspitze hinhält,
Den zu mutigem Biß sie neckisch aufhetzt,
Wenn es meiner so strahlend schönen Neigung
Traute Scherze zu treiben in den Sinn kommt,
Um ein wenig sich ihren Schmerz zu lindern
Und die drückende Glut auch wohl zu sänft'gen:
Könnt' ich so wie sie selber mit dir spielen
Und erleichtern des Herzens düstre Sorgen!

Als das Tierchen starb, betrauerte Catull seinen Tod in einem von alten und neueren Dichtern vielfach nachgeahmten Klagelied (c. 3):

Weint, Göttinnen der Lieb' und Liebesgötter,
Und was liebliches lebt auf Erden, weine!
Ach, tot ist er, der Sperling meines Schätzchens,
Tot der Sperling, die Freude meines Schätzchens,
Den sie zärtlicher liebt' als ihre Augen.
Denn so herzig wie Honig war er, kannte
Seine Herrschaft so wie ein Kind die Mutter:
Und er rührte sich nie von ihrem Schoße,
Sondern, hüpfend im Kreise hier- und dorther,
Immer sah er die Herrin an und piepte.
Und nun wandelt er jenen düsterlichen
Weg, den, sagen sie, keiner noch zurückkam.
Aber Weh auf dich, du vermaledeiter
Orcusschlund, der hinabschlingt alles hübsche:
Solchen hübschen Sperling mir fortzustehlen!
O des bösen Frevels! o armer Sperling!
Deinetwegen nun röten meines Schätzchens
Dickgeschwollene Äuglein sich von Thränen.

Als alle Schranken zwischen den Liebenden gefallen sind, da jubelt der Dichter wonneberauscht in schwelgender Lust (c. 5):

Laß uns leben, Geliebte, laß uns lieben!
All das grämliche Munkeln abgelebter
Weisheit müsse dir keinen Deut bedeuten.

Sonnen können vergehn und wieder kommen,
Doch wenn unser geringes Lichtlein einmal
Sinkt, dann schlafen wir eine Nacht für ewig.

Liebste, küsse mich tausendmal und hundert,
Dann ein anderes tausendmal und hundert,
Und so immer ein tausendmal und hundert.

Dann, wenns viele von tausend sind, verwischen
Wir die Summe, damit wir's nicht mehr wissen
Und kein Neidischer unser Glück verderbe.

Von derselben Art ist c. 7:

Wie viel Küsse von dir mir vollgenügen,
Fragst du, Lesbia, daß ich sei gesättigt?
So viel Körner von afrikan'schem Sande
Auf der Silphion-Flur Kyrenes liegen,
Zwischen Jupiters wogendem Orakel
Und dem heiligen Grab des alten Battus,
Und so viele Gestirn' in stummer Nachtzeit
Auf der Menschen verstohlne Liebe blicken:
So viel dich Millionen Male küssen
Soll dem wilden Catullus vollgenügen,
Daß Neugierige nicht nachzählen können,
Noch gefährliche Zungen sie behexen.

In dieselbe Zeit des ungestörten Glückes gehört wahrscheinlich auch c. 86:

Quintia gilt bei vielen für schön: ich finde sie schneeweiß,
Grad' und schlank, und so geb' ich das einzelne zu.
Aber das Ganze vernein' ich, das Schönsein: keinerlei Anmut
Und kein Körnchen von Salz lebt in dem stattlichen Leib.
Lesbia — die ist schön: denn sie ist als Ganzes entzückend,
Und hat jeglichen Reiz allen entwendet zumal.

Nur zu bald erkannte der bisher so glückliche Dichter, daß die Frau, die er so unendlich liebte, ihn betrog und es auch mit andern hielt. Lange rang er mit seiner heißen Liebe, bis er sich endlich entschloß, von der falschen sich zu trennen, mit folgendem Gedicht (c. 8):

Hör' auf, Catullus, deinem Wahn zu liebkosen,
Und was verloren, laß verloren sein endlich.
Dir glänzten ehmals sonnenhelle Glückstage,
Als du noch eiltest, wo das Mädchen hinlockte,
Die wir geliebt, wie keine noch geliebt worden.
Da ging es hoch her, war's ein Schwelgen, gar lustig,
Wie dir es lieb war und dem Mädchen nicht unlieb:
Da glänzten wahrlich sonnenhelle Glückstage.
Jetzt will sie nicht mehr: nun so bleib auch du ferne,
Verfolge nicht, die flieht, und schmachte nicht länger.
Halt' aus, mit starrem Sinne trag' es, steh' feste!
Fahr' hin, o Mädchen: ja Catullus steht feste.
Nie kommt er wieder, giebt dir nie ein gut Wörtchen.
Doch fühlen sollst du's, wenn dir keiner mehr nachfragt.
Ja, Sündrin, weh' dir: welch ein Leben harrt deiner?
Wer wird dich suchen? wer, wie sonst, dich schön finden?
Wen willst du lieben? wessen Herzblatt nun heißen?
Wen wirst du küssen? wem die Lippe wund beißen?
Doch du, Catullus, halt' es aus und steh' feste!

Noch einmal nach diesem Absagebrief versöhnte sich der Verblendete mit der Geliebten, die er nicht vergessen konnte. Er ist wieder glücklich (c. 107):

Immer, so oft jemandem von Herzen Ersehntes zuteil wird,
Wider Erwarten, so ist solches besonders erwünscht.
Darum ist denn erwünscht auch mir und teurer als Schätze,
Daß mein Sehnen du jetzt, Lesbia, wieder erhörst.
Ja, mein Sehnen erhörst du und giebst dich wider Verhoffen
Selbst mir zurück: o du freundlich erglänzender Tag!
Wer lebt sel'ger denn ich? Wer wüßte mir etwas zu nennen
Hier auf der Welt, das mehr wäre zu wünschen als dies?

Das Glück dauerte nicht lange. Er muß die Verworfene hassen und liebt sie doch noch (c. 87 u. 75):

Kein Weib kann sich mit Grund so inniger Liebe berühmen,
Als dir wurde von mir, Lesbia, teure, geweiht.
Nie ward irgend ein Bund mit so viel Treue gehalten,
Als einseitig bewies ich in der Liebe zu dir.
Jetzt ist, Lesbia, dir mein Herz durch deine Verschuldung
Fremd und verdorben von selbst so für den eigenen Dienst.
Daß es dir nicht mehr gut sein kann, wie sehr du dich besserst,
Noch von der Lieb' abstehn, thätest das ärgste du gleich.

Lesbia sank tiefer und tiefer, so daß Catull zuletzt mit schwerem Entschluß sich gänzlich von ihr lossagen mußte; er fleht nur noch die Götter an, ihn von der grimmigen Krankheit zu erlösen (c. 76):

Ist's ein Vergnügen, an das, was früher man gutes gethan hat,
Sich zu erinnern, wenn recht fromm man von Herzen sich weiß;
Wenn nie heilige Treue man brach und in keinem Verhältnis
Man zu anderer Trug göttliche Namen gebraucht:
Darfst du erwarten, Catull, daß Freuden genug mit der Zeit dir
Gehn aus dem schmerzlichen Bund jetziger Liebe hervor.
Denn soviel sich ein Mensch an Worten und Werken dem andern
Hold zu erweisen vermag, ist es geschehen von dir.
All dies ist, als geliehn undankbarem Herzen, verloren.
Drum was solltest du noch länger dich härmen darob?
Also fasse dich jetzt und ziehe von jener zurück dich,
Höre, den Göttern zum Trotz, auf ein gequälter zu sein.
Schwer ist's freilich, so schnell vieljährige Liebe zu lassen,
Schwer ist's, — aber du mußt irgend bewirken es doch.
Einziges Heil ist dies, hier mußt du den Sieg durchsetzen;
Ob du es kannst, ob nicht, — sicherlich mußt du es thun.
Götter, wofern Mitleid ihr fühlet und Sterblichen oft schon
Habt in dem Tod selbst noch äußerste Hilfe gebracht:
O so blicket auf mich unsel'gen und, hab' ich das Leben
Stets unsträflich geführt, reißt aus der Pein mich und Qual,
Die wie lähmend hinab zu den untersten Gliedern mir schleichet
Und mir ganz aus der Brust jegliche Freude vertrieb.
Gar nicht fordr' ich hinfort, daß sie mir erwidre die Liebe,
Oder — was nicht sein kann — daß sie bewahre sich keusch;
Selbst zu genesen begehr' ich von dieser gefährlichen Krankheit:
Götter, gewährt mir dies, lohnend die Treue des Diensts!

Um allen weiteren Versuchungen aus dem Wege zu gehn, begab sich Catull im Frühjahr 57 v. Chr., nachdem sein Ver-

hältnis mit Lesbia etwa 3 – 4 Jahre gedauert hatte, im Gefolge des Proprätors Memmius Gemellus in die Provinz Bithynien. Memmius war ein Freund der griechischen Poesie und machte auch Verse; deshalb nahm er zu seiner Unterhaltung den Catull sowie dessen Freund Helvius Cinna mit sich nach Bithynien. Denn es war Sitte bei den Statthaltern, in ihrem Gefolge (cohors praetoria) außer der militärischen Begleitung und einer Menge von subalternen Beamten eine größere Zahl von Freunden und Bekannten um sich zu haben, denen sie in ihrem Verwaltungsbezirk mancherlei Vorteil zuzuwenden pflegten. Catull mag wohl auch gehofft haben, in der Provinz seine Finanzen in besseren Zustand zu bringen. Aber er sah sich getäuscht; denn Bithynien war eine arme Provinz und Memmius, wenigstens nach den Versicherungen des erbosten Catull, ein mißgünstiger, zäher Geizhals. Im nächsten Frühjahr verließ er Bithynien (c. 46):

Schon bringt wieder der Frühling laue Lüfte,
Schon verstummen des Himmels Winterstürme
Vor dem lieblichen Wehn des Zephyrwindes.
Fort aus Phrygiens Fluren jetzt, Catullus,
Aus des schwülen Nikäa fetter Gegend
Flieg' in Asiens hochberühmte Städte!
Schon drängt, klopfend vor Lust, mein Herz ins Weite,
Schon ist jugendlich frisch mein Fuß vor Wonne.
Lebet wohl, ihr geliebten Freundeskreise,
Die, von Haus mit einander fortgegangen,
Nun auf vielerlei Pfaden heimwärts ziehen!

Auf einer eigenen kleinen Jacht fuhr er zunächst an die troische Küste, zu dem Grabe seines Bruders, der vor einigen Jahren hier umgekommen war. „Wer sich beleidigt fühlen möchte durch manchen herben, wilden Ton in der Polemik des Dichters, durch die unheimliche Schwüle in dem Verhältnis zur Lesbia, wird sich an den innigen, reinen Klängen erbauen, in denen wiederholt der Tod des geliebten Bruders beklagt wird."*) Der

*) O. Ribbeck, C. Valerius Catullus, eine litterarhistorische Skizze, aus welcher wir manches entnommen.

Dichter bringt dem Vielbeweinten an seinem Grabe eine Totenspende (c. 106 mit einer Einschiebung aus c. 65):

Weither über das Land und weit über Meere getragen,
Komm' ich zur Stätte nunmehr, Bruder, der traurigen Pflicht,
Daß ich die letzte der Gaben dir bringe, die Gabe des Todes,
Und ein vergebliches Wort sage dem schweigenden Staub,
Da das Geschick mir ja dich selbst auf immer entrissen,
Wehe, so schnöde hinweg, Bruder, mir armen geraubt!
Nimmermehr red' ich zu dir, nie lausch' ich deinem Gespräche,
Soll, mein Bruder, hinfort, Herzensgeliebtester, nie
Dir in das Antlitz schaun? Doch ewig will ich dich lieben,
Ewigen Klagegesang deinem Gedächtnisse weihn,
Wie in des Schattengezweigs Dickicht mit flötender Klage
Ihres Itylus Tod stets Philomele besingt.
Aber inzwischen den Brauch, den in altehrwürdiger Vorzeit,
Traurigen Ehrenerweis, unsere Väter ersahn,
Nimm dies, reichlich genetzt von Bruderthränen, und ewig,
Ewig gehabe dich wohl, Bruder, und sei mir gegrüßt.

Einige Jahre vorher, als der Bruder eben gestorben, war Catull, den Freuden der Hauptstadt entsagend, nach Verona geeilt, um dort mit seiner Familie zu trauern und in den heimatlichen Umgebungen Trost zu suchen. Da entströmte seinem tief verwundeten Herzen manche rührende Klage, wie c. 68[b], 89 ff.

Troja — gemeinsames Grab für Asien und Europa —,
Die in den bitteren Staub Männer und Mannheit du legst,
Die auch jetzt durch kläglichen Tod mir meinen geliebten
Bruder entrafft; weh mir armen, des Bruders beraubt!
Weh, o Bruder, dir armen, beraubt des erquickenden Lichtes!
All mein Haus ist nun, Bruder, begraben mit dir.
Mit dir, Bruder, zugleich ist jegliche Lust mir gestorben,
Die du mit liebender Huld, weil du noch lebtest, genährt;
Welcher so fern von hier, nicht unter befreundeten Gräbern
Oder der Seinigen Staub nahe, bestattet nun ist,
Nein, den im scheußlichen Troja, im unglückseligen Troja,
Fremd, an der äußersten Welt Ende, der Boden bedeckt.

Von Troja fuhr Catull auf seinem schnellen Segler in das adriatische Meer, dann in die Etsch und durch einen Kanal, der

Etsch und Mincio zwischen Verona und Valleggio verbunden zu haben scheint, in den blauen Gardasee unmittelbar an seine Villa auf Sirmio. „Nun ist alles überstanden; das treue Schiff liegt alternd in tiefer Ruh, ein Weihgeschenk dem trauten Zwillingspaare Kastor und Pollux, die seine Fahrt beschirmet" (c. 4). In der Heimat ruht er behaglich sich aus nach der langen Reise (c. 31):

Von allen Inseln, Sirmio, und Halbinseln,
Soviel in klaren Seen oder Meerweite
Neptunus beiderseitig trägt, du Blauauge,
Wie gern besuch' ich, wie frohlockend dich wieder!
Kaum glaub' ich mir's, daß Thyner Feld und Bithyner
Ich ließ und nun im sichren Hafen dich sehe.
O was ist sel'ger als der Sorgen los werden!
Wie fällt die Last vom Herzen, wenn wir totmüde
Aus fremdem Lande ein am eignen Herd kehren
Und dann behaglich im ersehnten Bett ausruhn!
Das ist der Lohn in Summa für so viel Arbeit.
Heil dir, mein trautes Sirmio, sag' dem Herrn Willkomm,
Willkommen ihr auch, meine muntren Seewellen,
Und lacht, soviel Gelächter ihr daheim auftreibt.

Später ist Catull wieder in Rom. Lesbia, die tief gesunkene, scheint noch einmal den Versuch einer Aussöhnung gemacht zu haben; aber sie ward abgewiesen. C. 11 schließt mit den rührenden Worten:

Nicht, wie sonst, nachblicke sie meiner Liebe,
Welche starb durch sie, wie am Wiesenrand ein
Veilchen hinsinkt, das im Vorüberstreifen
Knickte die Pflugschar.

Noch kurz vor seinem Tode söhnte Catull sich mit Julius Cäsar aus. Die litterarischen Kreise, in denen Catull verkehrte, schwärmten für die republikanische Verfassung und waren daher Gegner des die Republik bedrohenden Cäsar, der manchen Angriffen von ihnen ausgesetzt war. Auch Catull stimmte in diesen Chor mit ein; doch scheinen tiefer gehende politische Beweggründe

bei ihm nicht maßgebend gewesen zu sein. Vielleicht hat der Haß, den der Dichter ursprünglich gegen Mamurra hatte, erst die Angriffe auf Cäsar veranlaßt, der jenen schlechten Menschen nur zu sehr begünstigte. Der Ritter Mamurra aus Formiä hatte durch Cäsars Gunst als Praefectus fabrum, als Anführer des Geniecorps, in Gallien einen solchen Reichtum zusammengerafft, daß er fast den ganzen Grundbesitz seiner Vaterstadt aufkaufen konnte. Er trieb einen kolossalen Luxus und führte ein höchst dissolutes Leben; auch wagte er es, sich auf dem Helikon zu ergehen, „aber die Musen stießen den Wicht mit Heugabeln hinab". Catull hat in seinen Gedichten diesen Bruder Liederlich und zugleich dessen Gönner Cäsar in der derbsten Weise mitgenommen. Man lese z. B. c. 29, das um das J. 54 gedichtet ist:

Wer kann das ruhig ansehn, wer erdulden es,
Wenn er nicht selbst ein Wüstling, Schlemmer, Spieler ist,
Daß jetzt Mamurra alles hat, was Gallien
Und was der Briten fernstes Eiland jüngst besaß?
Siehst du's, entnervter Romulus, und duldest du's?
Und jener soll in Übermut und Überfluß
Umherstolzieren allerwärts von Pfühl zu Pfühl
Gleich einem weißen Tauber, dem Adonis gleich?
Siehst du's, entnervter Romulus und duldest du's?
Ja selber bist ein Wüstling, Schlemmer, Spieler du.
Und hast du, einz'ger Imperator, darum nur
Des fernsten Westens meerumspieltes Land besucht,
Daß euer abgelebter Bruder Liederlich
Den Bauch mit zwanzig, dreißig Millionen stopft?
Das ist denn doch Freigebigkeit der schlimmsten Art.
Hat er noch nicht genug verschlemmt und durchgebracht?
Zuerst hat er sein väterliches Gut verpraßt,
Den Landbesitz am Pontus drauf und drittens den
In Spanien, den des Tagus goldne Woge netzt.
Ihn mögt ihr fürchten, Gallien und Britannien!
Was hätschelt ihr den Schurken, der sonst nichts versteht,
Als wie ein fettes Erbe gründlich man verschlingt?
Und darum habt ihr, Schwäher du und Schwiegersohn,
Ihr zärtlichen, der Länder weiten Kreis verheert?

„Schwäher und Schwiegersohn" sind Cäsar und Pompejus. Nach dem Zeugnis des Sueton (Caes. 73) soll Cäsar selbst gestanden haben, daß Catull ihm durch seine Verse auf den Mamurra ein ewiges Brandmal aufgedrückt habe; aber Cäsar war klug und großmütig genug, dem verwegenen Feinde zu verzeihn. Als er im J. 54 in Oberitalien in der Nähe von Catulls Vater, der sein Gastfreund war, verweilte, that Catull, wohl aus Rücksicht gegen seinen alten Vater, Abbitte, und der Imperator besiegelte den Frieden dadurch, daß er ihn zur Tafel zog.

Nicht lange nachher, noch in dem Jahre 54, ist Catull gestorben, in einem Alter von 33 Jahren. Wie so viele Schriftsteller dieser stürmisch bewegten Zeit hatte er in jugendlichem Ungestüm und maßlosem Sinnentaumel rasch seine Kräfte aufgerieben und sich ein frühes Ende bereitet. Sein Freund Calvus folgte ihm bald nach. Im Elysium wandeln sie, wie Ovid glaubt (Am. 3, 9, 61), beide vereint, die jugendlichen Schläfe mit Epheukränzen geschmückt; auf der Oberwelt aber wurden sie noch lange zusammen genannt als die beiden ersten Dichter ihrer Zeit.

Die Liebe zu Lesbia war in der dichterischen Entwicklung des Catull epochemachend, so daß Teuffel seine Gedichte danach scheidet in solche, die diesem Verhältnis vorausgehen, andre, die ihm gleichzeitig sind und darauf sich beziehen, und endlich solche, die ihm nachfolgen, allerdings mit dem Vorbehalt, daß auch manche Gedichte, die begrifflich dem einen Zeitraum zuzuzählen wären, in einem andern Zeitraum entstanden sein können. In die erste Zeit fallen hauptsächlich die als Studien anzusehenden Versuche auf dem epischen und elegischen Gebiete; die zweite Stufe kann man im allgemeinen als die lyrische bezeichnen, die dritte als die vorwiegend jambische.

Zu den ältesten Gedichten des Catull gehörte ohne Zweifel das aus 408 Versen bestehende Epos, das die Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis darstellt (c. 64. Epithalamium Pelei et Thetidis), wahrscheinlich die Nachbildung eines grie-

chischen Originals und ganz in der Manier der Alexandriner gehalten. Das mit echt alexandrinischer Gelehrsamkeit ausstaffierte Gedicht hat wenig Handlung und besteht vorzugsweise in weitläufigen Schilderungen; die Hochzeitsfeier selbst bildet nur den knappen Rahmen, in welchen mancherlei Digressionen eingefügt sind. Den meisten Raum nimmt die Beschreibung eines Teppichs in Anspruch (V. 50—264), auf welchem das Unglück der von Theseus auf Naxos zurückgelassenen Ariadne dargestellt ist, ein kleines Epos für sich. Im zweiten Teile des Gedichts, der von der eigentlichen Hochzeitsfeier handeln sollte, ist ein langes, an sich schönes Parzenlied eingelegt, das den einstigen Ruhm des Achilleus verkündet. Das einzelne ist mit mühsamster Sorgfalt ausgeführt und bietet viel Schönes. In dieselbe Klasse gehört die oben erwähnte Elegie auf die Locke der Berenice (c. 66), sowie die Elegie 68[b], in welcher geschmacklos eine Digression in die andre gefügt ist. Auch der in Galliamben abgefaßte Attis (c. 63) möchte wegen seines Stoffes, seiner Rhetorik und der altertümlichen Wortzusammensetzungen in diesen ersten Zeitraum zu setzen sein, obgleich er sich durch Formvollendung und durch tiefere, bis zum höchsten tragischen Affekt gesteigerte Empfindung auszeichnet.

In den lyrischen Gedichten, die hauptsächlich in die Zeit seiner Liebe zu Lesbia fallen, fehlt der gelehrte Schmuck fast gänzlich. Sie sind Ergüsse eines warmen, wahren Dichtergemütes, in denen sich die Wonne und der Schmerz eines bewegten Herzens rückhaltslos in leichter, natürlicher und korrektester Sprache und in mannigfaltigen, damals ganz neuen, fein empfundenen Rhythmen ausspricht. Doch fallen auch in diese Periode schon manche Lieder von trüber, bitterer Stimmung und unfeinem Ton. Die schlimmen Erfahrungen, die der Dichter in der Liebe gemacht, verscheuchten allmählich seine Freudigkeit und raubten ihm zu größeren, vollendeteren Schöpfungen die ruhige Ausdauer. Daher sind die Produktionen der dritten Periode nur schnell hingeworfene Kleinigkeiten (nugae), doch immer tadellos in Bezug auf sprach-

liche und metrische Form. In einzelnen Gedichten kommt noch die ursprüngliche Gemütlichkeit zum Vorschein, und wo dies geschieht, empfangen wir den angenehmsten Eindruck; das meiste aber ist erfüllt von bitterer Lieblosigkeit und unbarmherzigem Spott und stößt vielfach ab durch cynische Derbheit des Ausdrucks. Leider ist Catull zu früh gestorben; „er ist unfertig geblieben, noch in einem Gährungsprozesse begriffen, in welchem die trüben Bestandteile sich noch nicht abgeschieden und auf den Boden gesetzt haben; zur ruhigen Klarheit, Schönheit und dem Ebenmaße künstlerischen Schaffens ist er nicht vorgedrungen; er ist ewig Jüngling geblieben, heißblütig und rücksichtslos, hingebend und ehrlich, phantasievoll und liebenswürdig, aber im einzelnen oft ohne Takt und Geschmack, und im ganzen unreif" (Teuffel). Trotzdem hat kein andrer römischer Dichter ihn erreicht. Niebuhr (Vorträge über röm. Geschichte, III. S. 127) sagt: „Der größte Dichter, den Rom gehabt hat, ist Catullus. Er sucht nicht die Worte, nicht die Formen: Die Poesie strömt aus ihm heraus; sie ist bei ihm dieselbe Sprache, derselbe Ausdruck, den das Bedürfnis hervorbringt, jedes Wort ist bei ihm Ausdruck des natürlichen Gefühls. Er hat ganz dieselbe Vollkommenheit, wie die griechischen lyrischen Dichter, und er steht ihnen gleich."

Die Gedichte des Catull wurden einzeln je nach ihrer Entstehung von ihm veröffentlicht; aber erst kurz vor seinem Tode, im Jahre 54, hat er sie als Sammlung mit einer Widmung an Cornelius Nepos herausgegeben. Diese enthält 116 Gedichte, von dem Dichter selbst so geordnet, daß die größeren in der Mitte stehen (c. 61—68) und von den kleineren umschlossen sind; und zwar gehen voraus die in melischen und jambischen Maßen abgefaßten Lieder, während die Gedichte in elegischem Maße nachfolgen. Auf die zeitliche Folge ist in keinem Teil Rücksicht genommen.

Zum Schlusse wollen wir noch zwei Festlieder vorführen, einen durch seine anmutige Einfachheit ausgezeichneten Hymnus auf Diana (c. 34), der bei einer bestimmten Festlichkeit von

einem gemischten Chor von Knaben und Mädchen vorgetragen worden ist, und ein in vollem poetischen Schmuck durchgeführtes Hochzeitslied für die Vermählung des Manlius Torquatus mit Vinia Aurunculeja (c. 61), „das wie lachender Sonnenschein uns ins Gemüt leuchtet".

Hymnus auf Diana.

Wir sind in der Diana Schutz,
Keusche Mädchen und Knaben wir:
Keusche Mädchen und Knaben, laßt
Uns Diana besingen.

O Latonia, Jovis Sproß,
Große Tochter des größten Gotts,
Die beim delischen Ölbaum einst
Deine Mutter geboren,

Daß du Herrin der Bergeshöhn
Und der grünenden Haine seist,
Des tiefschattigen Waldgebirgs
Und der rauschenden Flüsse.

Juno heißt du der Wöchnerin,
Heißt Lucina der Kreißenden,
Hohe Trivia, Luna heißt
Mit geliehenem Licht du.

Durch monatliche Läufe teilst
Du, o Göttin, des Jahres Bahn,
Und mit trefflichen Früchten füllst
Du die Scheuer des Landmanns.

Unter jeglichem Namen sei
Heilig, schütze des Romulus
Volk mit kräftiger Hilfe so,
Wie vor alters du pflegtest.

Das Hochzeitsgedicht des Manlius Torquatus, dessen 46 Strophen von Mädchen- und Knabenchören abwechselnd gesungen wurden, beginnt mit der Einladung des Hymenäus, daß er in das Haus komme, wo die schöne Braut zur Vermählung geschmückt wird:

O Uranias Sproß, der du
Auf des Helikon Höhen thronst
Und dem Manne die zarte Braut
Zuführst o Hymenäus, o
  Hymen o Hymenäus!

Mit des duftigen Majorans
Blüten kränze die Schläfe dir,
Nimm den Schleier und fröhlich komm,
Komm' und zieh' an den schnee'gen Fuß
  Safranfarbige Schuhe!

Eingeladen am frohen Tag
Sing' mit klingender Stimme laut
Du die Lieder zum Hochzeitsfest,
Tritt den Grund mit den Füßen und
  Schwing' die fichtene Fackel,

Da dem Manlius Vinia
Sich vermählt, wie Idaliums
Venus einst zu dem phrygischen
Richter kam; denn die Vögel sind*)
  Hold der holdesten Jungfrau.

Ja sie strahlet wie Asiens
Blütenprangender Myrtenbaum,
Den der Hamadryaden Schar
Sich mit perlendem Morgentau
  Auferziehet zum Spiele.

Darum wende den Schritt hieher
Und verlaß die aonische
Schlucht, in Thespiäs Fels gesprengt,
Die mit rieselndem Borne kühlt
  Aganippe die Nymphe.

Ruf' ins Haus die Gebieterin,
Die den jungen Gemahl ersehnt,
Und umstricke mit Lieb' ihr Herz,
Wie festklammernd der Epheu sich
  Hin und her um den Baum schlingt.

---

*) Vögel, die Auspicien, die der Vermählung vorausgingen.

Ihr auch, züchtige Jungfraun noch,
Denen bald sich ein gleicher Tag
Nahet, ruft im Vereine jetzt
Hymen o Hymenäus, o
Hymen o Hymenäus!

Daß er gern, wenn er hört, wie ihr
Ihn zu seinem Geschäfte ruft,
Hieher eile, der freundlichen
Venus Führer, der gern den Bund
Schließt der glücklichen Liebe.

Wer der Götter verdienet mehr,
Daß ein liebendes Paar ihn ruft?
Wen der Himmlischen soll man mehr
Ehren? O Hymenäus, o
Hymen, o Hymenäus!

Nachdem in mehreren Strophen noch das segensreiche Wirken des Hymenäus gepriesen worden ist, wird die Braut aufgefordert, aus dem elterlichen Hause zum Hochzeitszuge nach dem Hause des künftigen Gemahls hervorzutreten:

Jetzo öffnet der Thüre Schloß!
Jungfrau komm' und o sieh, wie hell
Sprüht der Fackel geschüttelt Haar!
Doch dich hemmet die edle Scham;
Ja sie weint, da sie gehn muß.

Laß das Weinen; es droht dir, Ar-
unculeïa, nicht Gefahr,
Daß ein schöneres Weib als du
Jemals sah aus dem Ozean
Hell aufgehen die Sonne.

Also sieht in des reichen Herrn
Bunt umblühetem Gartenbeet
Man voll Pracht Hyazinthen stehn.
Doch du zögerst: der Tag enteilt:
Tritt hervor, o Verlobte!

Tritt hervor, o Verlobte, wenn
Dir's gefällt, und vernimm nun auch
Unser Wort; denn o sieh, es sprüht
Hell der Fackel geschüttelt Haar;
Tritt hervor, o Verlobte.

Der lustige Zug bringt die Braut zum Hause des Bräutigams:

Sieh, wie glücklich und groß das Haus
Deines Mannes, das deiner harrt.
Mög' ohn' End' es dir bleiben so!
Hymen o Hymenäus, o
Hymen o Hymenäus!

Bis das Alter der Greisin einst
Weiß die zitternden Schläfe regt
Und zur Linken und Rechten nickt.
Hymen o Hymenäus, o
Hymen o Hymenäus!

Glücklich über die Schwelle nun
Setz' die goldenen Füßchen rasch
Und tritt ein durch die glatte Thür.
Hymen o Hymenäus, o
Hymen o Hymenäus!

Das Gedicht schließt mit den Wünschen der Freunde und Freundinnen für das Glück des neuen Paares.

---

11. Publius Vergilius Maro.*)

(70 bis 19 v. Chr.)

Nachdem durch den Sieg bei Actium (31 v. Chr.) Octavian die Alleinherrschaft im römischen Reiche gewonnen, trat endlich nach langen blutigen Bürgerkriegen eine ruhigere Zeit

*) Die jetzt wieder aufgekommene Schreibweise Vergilius statt Virgilius findet sich überwiegend in den Inschriften der römischen Zeit und in den ältesten Handschriften; auch die Griechen schrieben fast

ein. Die Leidenschaften hatten sich ausgetobt, und was nach den verwüstenden Stürmen noch übrig geblieben war, sehnte sich ermüdet nach Ruhe und den Genüssen des Friedens. Dem gewöhnlichen materiellen Genuß verfielen die meisten; wer höher geartet war und einer edleren Bildung sich erfreute, der wandte sich, da das öffentliche Leben durch die allmähliche Umbildung der Republik in die Monarchie immer mehr beschränkt wurde, den idealen Gebieten der Kunst und Litteratur zu, und der neue Herrscher, überzeugt, daß die höhere Bildung bereits in Rom eine Macht geworden war, die ein Herrscher nicht unberücksichtigt lassen dürfe, suchte die geistigen Bestrebungen der Gesellschaft in jeder Weise zu fördern und in seinem Sinne zu leiten.

Die Beredsamkeit allerdings hatte unter den neuen Verhältnissen nur noch ein beschränktes Feld in dem Senate und im Civilprozeß, und auch der Geschichtschreibung war die freie Bewegung und das rückhaltslose Urteil abgeschnitten, so daß nur Männer von so politisch harmloser Art, wie Livius, etwas bedeutendes leisten konnten. Um so mehr wandte sich die litterärische Thätigkeit der Gelehrsamkeit und vor allem der Poesie zu, die schon in der vorhergehenden ciceronisch-catullischen Zeit eine Lieblingsbeschäftigung der Gebildeten gewesen war. Während aber früher die Poesie von den meisten nur als Nebenbeschäftigung in müßigen Stunden betrieben wurde, war sie jetzt, nach dem Untergang des öffentlichen Lebens, vielen eine ernste

---

immer Βεργίλιος oder Οὐεργίλιος. Im Mittelalter dagegen war Virgilius die gewöhnliche Schreibweise. — Einen Abriß über das Leben des Vergil hatte im zweiten Jahrhundert Sueton in seiner gelehrten litterarhistorischen Kompilation „de viris illustribus" gegeben. Von diesem sind nur noch Fragmente erhalten; aber das meiste, was wir über Vergils Leben wissen, geht auf diese Quelle zurück. Die späteren Kommentatoren des Vergil haben nämlich ihre Notizen aus Sueton geschöpft, namentlich auch die größte Biographie Vergils, welche den Namen des Älius Donatus (4. Jahrhundert) trägt. Diese hat übrigens noch manche spätere, bis ins Mittelalter gehende Interpolationen fabelhaften Inhalts.

Lebensaufgabe. Die hellenisierende Poesie hatte schon in der ciceronischen Zeit die Überhand über die alte nationale Weise gewonnen und war jetzt bei den augusteischen Dichtern fast zu alleiniger Herrschaft gelangt. In allen Gattungen war die erste Forderung die griechische Formvollendung, und das Hauptstreben war, nicht dem Volke zu gefallen, sondern den Gebildeten, und besonders denjenigen Kreisen, welche mit dem Monarchen in Verbindung standen. Der Monarch selbst wußte mit gesundem Urteil die guten Talente herauszufinden; er ermunterte und unterstützte sie, und wenn er auch den meisten gegenüber sich in ehrwürdiger Ferne hielt, so hatte er doch Männer an seiner Seite und in seinem Rate, durch welche die hervorragenden Geister herangezogen und in innigerem Verkehr so beeinflußt wurden, daß ihre Kunst im Dienste der neuen Zeit stand.

Am meisten wirkte in diesem Sinne der vertraute Freund des Augustus C. Cilnius Mäcenas, ein großer Staatsmann, der den neuen Herrscher bei der Begründung der Monarchie mit allen seinen Kräften unterstützte. Er sammelte einen Kreis von Vertretern der neuen Poesie um sich, denen er eine wohlwollende Freundschaft erwies und bei ihren Arbeiten ratend und leitend zur Seite stand. Zu diesem Kreise gehörten Vergil und sein etwas älterer Freund L. Varius Rufus, berühmt durch seine Tragödie Thyestes, sowie ihr gemeinsamer Freund Horatius, ferner Plotius Tucca, der Elegiendichter Propertius, Domitius Marsus, Verfasser erotischer Elegien und spitzer Epigramme, u. a. Ein andrer Kreis von Dichtern umgab den M. Valerius Messala Corvinus, der ebenfalls dem Augustus mit Aufrichtigkeit und Treue ergeben war. Mitglieder desselben waren unter andern der Elegiker Tibullus, Ovidius, C. Valgius Rufus, Elegien- und Epigrammendichter, Ämilius Macer, Verfasser von Lehrgedichten. Auch der vielfach als Redner und Schriftsteller thätige C. Asinius Pollio, der übrigens gegen Augustus eine zurückhaltende Stellung behauptete, hatte einen litterärischen Zirkel um sich, in dem er besonders als Kritiker wirkte. Er

brachte zuerst, um sich für die Verkümmerung der öffentlichen Wirksamkeit zu entschädigen, die öffentlichen Vorträge schriftstellerischer Arbeiten (recitationes), sowie die öffentlichen Redeübungen (declamationes) in Aufnahme; auch gründete er zuerst eine dem Publikum geöffnete Bibliothek, nach deren Beispiel Augustus seine zwei öffentlichen Bibliotheken, die Octaviana und die Palatina, einrichtete.

Von den Dichtern des augusteischen Zeitalters, welche wir spezieller zu behandeln gedenken, ist Vergilius der älteste. Er war geboren am 15. Oktober 70 v. Chr., unter dem ersten Konsulate des Pompejus und Crassus, in dem Dorfe Andes in der Nähe von Mantua, weshalb der Dichter selbst sich manchmal Mantuaner nennt und die Bürger von Mantua ihm bis an das Ende des Mittelalters als einem der ihrigen besondere Ehren erwiesen. Sie errichteten ihm eine Statue und schlugen Münzen mit seinem Bildnis. Ein Thor wurde in Mantua nach ihm Porta Virgiliana genannt. Noch im 15. Jahrhundert sang man zu Mantua in der St. Paulsmesse Verse, in denen erzählt wird, wie der Apostel Paulus nach Neapel gegangen sei, um Vergils Grab zu besuchen, und dort unter heißen Thränen ausgerufen habe: „Was wäre aus dir geworden, größter Dichter, wenn ich dich noch am Leben getroffen hätte". Vergils Vater Maro soll ein Töpfer gewesen sein oder Lohnarbeiter eines obrigkeitlichen Dieners (viator), Namens Magius, der ihm wegen seines Fleißes seine Tochter Magia (oder Maia) Polla zur Frau gab. Maro bewirtschaftete das kleine Landgut, welches sein Schwiegervater erworben, und brachte durch seine Thätigkeit das Vermögen allmählich in die Höhe; aber immerhin wuchs der Sohn Vergilius Maro in beschränkten Verhältnissen auf. Magia Polla muß wohl, als sie den Maro heiratete, Witwe gewesen sein; sie brachte ihm wenigstens einen Stiefsohn, Valerius Proculus, in die Ehe mit. Dem Maro gebar sie drei Söhne, Silo, Flaccus und, als jüngsten, unseren P. Vergilius Maro. Die beiden rechten Brüder starben vor Vergil; aber die Eltern erlebten noch den

Ruhm des jüngsten, der sie, nachdem er zu Ehre und Reichtum gekommen, aufs liebevollste in ihrem Alter unterstützte.

Die Eltern des Vergilius thaten das mögliche zu seiner Ausbildung. Seit seinem 12. Jahre etwa genoß er Unterricht in Cremona, einer reichen Stadt am Po, die wahrscheinlich bessere Lehrer hatte als Mantua. Nachdem er in dem Jahre 55, in welchem Pompejus und Crassus zum zweitenmal zusammen Konsuln waren, die männliche Toga angelegt hatte, studierte er in Mediolanum (Mailand), das schon damals für Oberitalien der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen zu werden begann, Rhetorik und Philosophie. Hier verweilte er etwa zwei Jahre und ging dann nach Rom, wo er zugleich mit Octavianus bei Epidius rednerische Studien betrieben haben soll. Doch ist er überhaupt nur einmal in seinem Leben als Redner vor Gericht aufgetreten. Denn „im Sprechen war er nach dem Zeugnis des Melissus, des Freigelassenen des Mäcenas und Bibliothekars der Octaviana, äußerst langsam und fast einem ungebildeten ähnlich.“ In Rom studierte Vergil mit Eifer Philosophie. Er hörte mit Alfenus Varus den Epikureer Siron, den Freund des Cicero; doch sprach ihn die epikureische Philosophie weniger an als die Lehre der Stoiker und das System des Platon. Wenn übrigens in der Biographie des Donat gesagt wird, Vergil habe auch mit großem Fleiße Mathematik und Medizin studiert, so ist dies wahrscheinlich eine Fiktion aus späterer Zeit, die den Dichter für einen Zauberer und Weissager ausgab. Auch die Poesie betrieb Vergil in dieser Studienzeit. Schon als Knabe soll er gedichtet haben, und die alten Biographen und Erklärer des Vergil führen eine Anzahl von kleineren Gedichten an, die er als Jüngling verfaßt habe.

Wann Vergil in seine Heimat zurückkehrte, wissen wir nicht; wahrscheinlich geschah dies etwas vor oder nach der Ermordung Cäsars (44 v. Chr.). In der Stille des Landlebens, welche der sinnige, mit der Natur vertraute junge Mann bei den Eltern mehrere Jahre lang genoß, faßte er den Entschluß,

die Idyllen oder Hirtengedichte des Theokrit in freier Nachahmung auf den römischen Boden zu verpflanzen; er begann im J. 41 seine aus 10 Eklogen bestehenden Bucolica, wahrscheinlich auf Anregung des Asinius Pollio, der seit dem J. 43 als Legat des Antonius das jenseits des Po gelegene Gallien verwaltete und als ein Beförderer der neuen Litteraturrichtung den Vergil, dessen Talent er erkannt, in seine Nähe gezogen hatte. Die 3. Ekloge, eine der zuerst gedichteten, enthält in feiner Weise das Lob des Dichters und Dichterfreundes Pollio, dem gegenüber die schlechten Dichter Mävius und Bavius — Feinde des Vergil und Horaz — ihren Tadel empfangen in folgenden Versen:

Damötas.

Pollio liebt, obgleich sie ländlich ist, unsere Muse:
Weidet ein Kalb, Pieriden, für ihn, der gütig euch aufnimmt.

Menalcas.

Pollio selbst stimmt neuen Gesang an: weidet den Stier ihm,
Der mit dem Horn schon stößt und den Sand aufscharrt mit den Füßen.

Damötas.

Wer dich, Pollio, liebt, komm' hin, wo vergnügt er dich schauet;
Ihm fließ' Honig, es trage die Brombeerrank' ihm Amomum!

Menalcas.

Wer nicht Bavius haßt, sei, Mävius, deinem Gesang hold,
Füchs' auch spann' er zusammen ins Joch und melke die Böcke.

Nicht lange erfreute sich Vergil seiner glücklichen Muße Nur wenige seiner Eklogen waren zu Tage gefördert, da drangen die schrecklichen Nachwehen des Bürgerkriegs zwischen Antonius und Octavian einer- und Brutus und Cassius andrerseits auch in die friedlichen Thäler um Mantua. Nach den Schlachten bei Philippi (Herbst 42), in welchen Brutus und Cassius untergegangen, zog Antonius nach Asien, um Gelder zur Befriedigung der Truppen zu erpressen, während Octavianus nach Italien

zurückkehrte, um dort die früher versprochene Landverteilung an die Veteranen ins Werk zu setzen. Achtzehn der blühendsten Städte Italiens mit ihrem Gebiet wurden den Soldaten als Lohn des Sieges angewiesen. Man kann sich denken, welch' tumultuöse Aufregung, welchen Schreck und Zorn diese furchtbare Exekution hervorrief. Eine Unzahl von Bürgern verlor ihr Besitztum, unter ihnen auch mancher der uns bekannten Dichter, Horaz, Tibull, Properz. Auch Vergil gehörte zu den unglücklichen. Ein großer Teil von dem Gebiete Mantuas nämlich wurde in die Ackerverteilung hereingezogen, wahrscheinlich bloß aus dem Grunde, weil das Gebiet des benachbarten Cremona, dessen Bürger auf Seiten des Brutus und Cassius gestanden, für die Menge der dorthin geführten Veteranen nicht ausreichte. Das väterliche Gut des Vergil fiel einem Centurionen Arrius zu; aber der beraubte eilte nach Rom und erhielt von Octavian auf Fürsprache des Asinius Pollio und des Cornelius Gallus, eines ausgezeichneten Dichters, der damals bei Octavian in hoher Gunst stand, sein Besitztum zurück. Zum Dank schrieb damals Vergil seine Ecloga I, in der er sich als den durch Octavian aus der Sklaverei befreiten Tityrus darstellt und seinen Wohlthäter feiert. Wir lassen sie hier in der Übersetzung (von Binder) folgen:

Meliböus. Tityrus.

Meliböus.

Tityrus, unter dem Dach breitastiger Buche gelagert,
Lockst du des Hirtengesangs Melodien aus schmächtigem Rohre.
Wir, aus der Väter Bezirk und den wonnigen Fluren vertrieben,
Wir fliehn väterlich Land: du, Tityrus, ruhig im Schatten,
Lehrest den Hain rückhallen, wie reizend erschein' Amaryllis.

Tityrus.

O Meliböus, ein Gott hat hier uns Ruhe gewähret;
Denn stets wird mir jener ein Gott sein; seinen Altar soll
Oft ein jugendlich Lamm aus unseren Hürden besprengen.
Er hat den Rindern vergönnt — wie du siehst — in der Irre zu schweifen,
Auch mir selbst, nach Gefallen auf ländlichem Rohre zu tändeln.

Melibous.

Nicht mißgönn' ich dir das, mehr wundr' ich mich, da so gewaltig
Rings das Getümmel die Flur umtobt. Schau, selber mit Kummer
Trieb ich die Ziegen hinweg; kaum, Tityrus, führ' ich noch diese:
Dort im Haselgebüsche verließ zwei Junge sie eben,
Ach! die Hoffnung der Herd', auf nacktem Gesteine geborne.
Oft hat solches Geschick, wo der Sinn nicht völlig verkehrt war,
Berstend vom zündenden Strahl — wohl weiß ich — die Eich' uns verkündet,
[Oft, aus gehöhletem Stamm links flatternd, die Krähe geweissagt].
Doch, wer ist dein Gott? das, Tityrus, sage mir jetzo.

Tityrus.

Dorten die Stadt, die Roma genannt wird, die, Melibous,
Wähnt' ich — o Thor, der ich war — gleich unsrer, zu welcher wir Hirten
Oft zartwollige Kinder der Herde zu treiben gewohnt sind.
Also glaubt' ich den Hunden die Hündlein, Böckchen den Müttern
Ähnlich, und also pflegt' ich nach Kleinem das Große zu messen.
Doch es erhob so mächtig vor anderen Städten das Haupt sie,
Als die Cypresse sich hebt weit über den schmiegsamen Schlingbaum.

Melibous.

Und welch triftiger Grund hat, Roma zu sehn, dich bewogen?

Tityrus.

Freiheit, die, wenn auch spät, doch endlich dem lässigen winkte,
Als schon weißer der Bart abfiel vom Messer des Scherers;
Gleichwohl winkte sie mir, und nach längerem Zögern erschien sie,
Seit Amaryllis mich hält und hinweg Galatea geschieden.
Denn — ich gesteh' dir's gern — als noch Galatea mich festhielt,
Hofft' ich auf Freiheit nicht, noch war ich besorgt um Besitztum.
Ob manch Opfer auch gleich aus meinen Gehegen herausging,
Fett auch der Stadt mein Käse, der undankbaren, gepreßt ward:
Niemals kehrte die Hand mit Gelde beschwert mir nach Hause.

Melibous.

Staunet' ich doch, wie traurig die Götter du riefst, Amaryllis,
Für wen hängen das Obst du ließest am eigenen Baume:
Tityrus weilete fern. Dich, Tityrus, riefen die Fichten,
Riefen die Quellen herbei, dich selbst auch diese Gesträuche.

Tityrus.

Was thun? Konnt' ich ja doch nicht anders entfliehen der Knechtschaft,
Noch sonst irgend erkennen so sichtbar waltende Götter,
Dort, Meliböus, erblickt' ich den Jüngling, welchem alljährlich
Durch zwölf Tage der Rauch aufdampfet von unsern Altären.
Dorten erteilte zuerst mir bittendem jener die Antwort:
Weidet das Vieh wie sonst, ihr Bürschchen, und stellet den Stier an.

Meliböus.

O glückseliger Greis, dir bleiben doch deine Gefilde!
Dir auch räumig genug, wenn gleich rings nacktes Gestein nur
Und, voll schlammigen Schilfs, ein Sumpf zudecket die Weiden.
Nicht ungewohnete Trift wird trächtige Mütter verführen,
Noch ansteckende Seuche des Nachbarviehs sie versehren.
O glückseliger Greis, hier, zwischen bekannten Gewässern
Und an heiligen Quellen, genießest du schattiger Kühle.
Hier das Geheg', abgrenzend die Nachbarflur, das von jeher
Blüten der Weide zur Kost darbot den hybläischen Bienen,
Wird zum Schlummer dich oft einladen mit leisem Gesäusel.
Dort am ragenden Fels singt hoch in die Lüfte der Winzer,
Während indes dein Liebling, die Waldtaub', heisere Laute
Girrt ohn' einige Rast, und von luftiger Ulme die Turtel.

Tityrus.

Eher gewiß noch weiden im Äther die flüchtigen Hirsche,
Und am Gestad läßt trocken das Meer daliegen die Fische;
Eher noch trinken, der eine die Mark durchirrend des andern,
Parther des Araris Flut, Germania's Söhne den Tigris,
Als daß mir aus der Brust sein Antlitz je sich verlöre.

Meliböus.

Doch wir ziehen davon: ein Teil zu den dürstenden Afrern,
Andere Scythia zu und zum kreidigen Strom des Oaxes
Und zu Britanniern, die von dem Erdkreis gänzlich getrennt sind.
Werd' ich der Heimat Flur jemals nach Jahren erblicken
Und, aus Rasen geschichtet, den Giebel der ärmlichen Hütte?
Dann auch, schauend mein Reich, anstaunen die wenigen Ähren?
Soll solch herrliche Brache der frevelnde Krieger besitzen?
Dies Saatfeld der Barbar? wohin doch führte die Zwietracht
Uns unglückliche Bürger! für wen, ach! sä'ten wir Feld an!
Pfropfe nun, o Meliböus, den Birnbaum, ordne die Reben.
Geht, mein einstens so glückliches Vieh, geht weiter, ihr Ziegen.

Nie mehr werd' ich hinfort, in umgrüneter Grotte gelagert,
Schweben von fern euch sehn an des Felsens dornigem Abhang,
Nie mehr tönt mein Lied; nicht Cytisusblüten, ihr Zicklein,
Pflückt ihr, geschart um mich, fortan und bittere Weiden.

Tityrus.

Aber du könntest ja doch die Nacht hier neben mir ausruhn
Auf junggrünendem Laub. Wir besitzen gereifete Äpfel,
Zarte Kastanien auch und gepressete Milch in der Fülle.
Schon auch rauchen von ferne die Firste der ländlichen Hütten,
Und von den Berghöhn sinken die größeren Schatten hernieder.

Es dauerte nicht lange, so verloren Vergil und sein Vater ihr Gütchen aufs neue. Nachdem Octavian den perusinischen Krieg durch Besiegung des L. Antonius, eines Bruders des Triumvirn, glücklich beendigt hatte, im J. 40 v. Chr., machte er an Stelle des Asinius Pollio, der in diesem Krieg auf Seiten des Antonius gestanden, den ihm ergebenen Legaten Alfenus Varus zum Verwalter von Gallia transpadana und übergab ihm die Leitung der Ackerverteilung in Oberitalien. Dieser versprach zwar dem Vergil seinen Schutz; allein er verhinderte doch nicht, daß sein Gut wiederum von einem räuberischen Veteranen, dem Primipilar Milienus Toro, besetzt wurde. Vergil wollte sich mit Berufung auf die Zusicherung Octavians dem Eindringling widersetzen; aber der Soldat ging mit gezücktem Schwert auf ihn ein und zwang ihn zur Flucht. Er rettete sich vor der Verfolgung dadurch, daß er sich in den Mincio warf und hinüberschwamm, oder, wie andre erzählen, daß er in einen Kohlenladen flüchtete und von dem Verkäufer zur Hinterthüre hinausgelassen wurde. Vergil gebot seinen Leuten, einstweilen dem Eindringling sich zu fügen, und fand vor der Hand mit seinem Vater Zuflucht auf einem Gute, das seinem ehemaligen Lehrer Siron gehörte; dann begab er sich auf den Rat einiger Freunde nach Rom, wo sein Name durch seine bukolischen Gedichte schon einen guten Klang hatte, und suchte Hilfe. In diesem Jahre (40 v. Chr.) schlossen Pollio und Mäcenas im

Namen des Antonius und Octavian den Vertrag von Brundisium ab, in welchem das Reich zum letztenmal geteilt wurde, und wahrscheinlich hat damals Pollio den Vergil dem Mäcenas empfohlen, auf dessen Verwendung bei Octavian dann der Dichter entweder sein väterliches Gut zurückerhielt oder für seinen Verlust anderwärts, etwa in Campanien, wo ein Gut des Vergil bei Nola erwähnt wird, entschädigt wurde.

Seitdem Vergil die Protektion des Mäcenas und durch diesen die des Octavian erlangt hatte, wohnte er meist in Rom, wo er ein Haus auf dem Esquilin besaß neben den Gärten des Mäcenas; aber er hielt sich auch, wahrscheinlich wegen seiner schwachen Gesundheit und weil er ein Freund des Stilllebens war, viel in dem milden Campanien auf, in Neapel und auf seinem Gute zu Nola, sowie in Sizilien. Mäcenas, in dessen Dichterkreis er aufgenommen war, schenkte ihm bald seine rückhaltslose Freundschaft, und auch in der Gunst des Octavianus stieg er von Jahr zu Jahr. Beide überhäuften den talentvollen bescheidenen und kindlich harmlosen Mann mit Wohlthaten und Geschenken, so daß er zu einem bedeutenden Vermögen kam und sorglos und ungestört seinen geistigen Arbeiten leben konnte. An Widersachern und Neidern fehlte es dem Günstling so mächtiger Männer nicht; aber die meisten und besten Dichter seiner Zeit waren durch warme Freundschaft und die innigste Zuneigung mit ihm verbunden. Wie sehr Horaz ihn liebte, zeigt uns dessen Ode 1, 3, die er dichtete, als der Freund im Frühjahr 19 nach Griechenland abreiste. Der Anfang derselben lautet:

„Also leite dich Cypria,
Also Helenas lichtstrahlendes Bruderpaar,
Schiff, das meinen Vergilius,
Dir vertrauet, dem Strand Attikas schuldig ist:
Bring' ihn, fleh' ich, gesund zurück
Und erhalte der Seel' andere Hälfte mir."

Nachdem Vergil im J. 39 die letzte seiner Eklogen verfaßt hatte, wandte er sich auf den Rat des Mäcenas dem Lehrgedichte

zu. Er begann seine Georgica, das aus 4 Büchern bestehende Gedicht über die Landwirtschaft, an dem er sieben volle Jahre (37—30) arbeitete. Er vollendete es in Neapel, wie er selbst am Ende des Werkes sagt:

„Dies von der Flur Anbau, von der Pflege des Viehs und der Bäume
Sang ich dereinst, als Cäsar mit Macht an den Tiefen des Euphrat
Donner des Krieges erhob, willfährigen Völkern als Sieger
Recht und Gesetze verlieh und die Bahn aufstieg zum Olympus.
Damals fand ich Vergil in der holden Parthenope Pflege,
Blühend in allerlei Künsten der ruhmentbehrenden Muse,
Der ich der Hirten Gesang nachtändelte, jugendlich-mutig
„Tityrus, unter dem Dach breitastiger Buche" dich singend."

Als im J. 29 Octavian nach dem actischen Siege aus Asien nach Italien zurückkehrte und eine Zeitlang zu Atella in Campanien zur Kur eines Halsleidens verweilte, ließ er sich vier Tage lang hintereinander das ganze Gedicht von dem Verfasser vorlesen, doch so, daß Mäcenas ihn ablöste, wenn seine Stimme erschöpft war.

Nach der Vollendung der Georgica unternahm Vergil die Bearbeitung der Aeneis, zu welcher ihn Augustus schon früher aufgefordert hatte, weil er durch ein Epos die Stadt Rom und das julische Geschlecht verherrlicht zu sehen wünschte. Vergil hatte schon fleißige Vorstudien zu dem Werke gemacht. Er schrieb zuerst den Inhalt des Ganzen in Prosa nieder und teilte ihn in 12 Bücher; dann erst arbeitete er ihn poetisch aus, aber nicht in fortlaufendem Zusammenhang, sondern nach Lust und Wahl bald an dieser, bald an jener Stelle. Einzelne Partien bearbeitete er vor der Hand nur leichthin, und er sagte scherzend, er setze sie vorläufig als Stützen, bis feste Säulen an ihre Stelle träten. Ums J. 26 v. Chr. war Propertius bereits mit dem Plane des Gedichtes im allgemeinen bekannt, wie wir aus folgenden Versen (3, 32, 61 ff.) ersehen:

„Actiums Strand im Schutze des Phöbus besinge Vergil uns,
Und wie Cäsars Macht siegend die Flotte gelenkt;

Er, der jetzt des Äneas trojanische Waffen emporruft
Und aufbauet die Burg an dem lavinischen Strand.
Weichet zurück, ihr Römer, zurück, ihr griechischen Sänger!
Etwas größres entsteht, traun, als die Ilias hier."

Augustus nahm großen Anteil an dem Fortgang der Arbeit und bat im J. 25, wo er im cantabrischen Kriege abwesend war, den Dichter „mit flehenden und sogar scherzhaft drohenden Worten", daß er ihm entweder den ersten Entwurf oder irgend eine ausgearbeitete Partie des Werkes zusenden möge. Aus dem Antwortschreiben des Vergil hat uns Macrobius (Saturn. 1, 24) das folgende Bruchstück erhalten: „Was meinen Äneas betrifft, so würde ich ihn gerne schicken, wenn ich ihn wirklich deiner Ohren für würdig hielte; aber das begonnene Werk ist so groß, daß es mir fast scheint, als habe ich eine Thorheit begangen, mich auf eine solche Arbeit einzulassen, zumal da ich, wie du weißt, auch viele andre Studien darauf verwende."

Diese Studien des Vergil waren allerdings sehr ausgedehnt; er suchte Belehrung und Stoff nicht nur bei den griechischen Dichtern, besonders bei Homer, den Kyklikern, aus denen er den Inhalt des 2. Buches über die Einnahme von Troja genommen, Apollonios Rhodios, dessen 4. Buch der Argonautica ihm im 4. Buche der Äneis zum Vorbilde diente, u. a., sondern er benutzte auch römische Dichter, namentlich Ennius und Nävius. Auch römische Prosaiker wurden für die Schilderung altitalischer Geschichte und Zustände zu Hilfe genommen, wie die Origines des Cato, die antiquarischen Schriften des Varro. Zudem arbeitete Vergil als Dichter sehr langsam und gewissenhaft. Quintilian (10, 3, 8) sagt, auf Varius sich berufend, daß Vergil nur sehr wenige Verse an einem Tage fertig gebracht habe, und damit stimmt auch die von Donat bestätigte Angabe des Gellius (N. A. 17, 10, 2): „Die Freunde und Vertrauten Vergils haben in ihren Nachrichten über seine Begabung und seinen Charakter überliefert, jener habe öfter gesagt, er bringe seine Verse nach Bärenmanier zu stande. Denn wie die Bärin ihr Junges un-

gestaltet und formlos zur Welt bringe und dasselbe erst später durch Lecken bilde und forme, grade so seien die Erzeugnisse seines Geistes anfangs roh von Gestalt und unvollendet, und dann erst schaffe er ihnen durch sorgsame Behandlung und Pflege bestimmte Gesichtszüge."

Erst mehrere Jahre nach seinem cantabrischen Feldzuge hatte Augustus die Freude, sich drei Bücher des Werkes in ziemlich vollendeter Gestalt von dem Dichter vorlesen zu lassen, das 2., 4. u. 6. Buch. In diesem 6. Buche geht Äneas in die Unterwelt, um seinen Vater Anchises aufzusuchen, der ihm dann die Seelen der Menschen zeigt, welche dereinst in das Leben auf der Oberwelt eintreten werden. Da sieht Äneas seine zukünftige Nachkommenschaft, die Könige und Helden von Alba und von Rom, hervorragend unter allen den großen Cäsar Augustus, der die weite Erde beherrschen und das goldene Zeitalter zurückführen wird. Außer diesem wird dann besonders verherrlicht M. Claudius Marcellus, der Adoptivsohn des Augustus, der Sohn von dessen Schwester Octavia, der vor kurzem in der Blüte der Jugend gestorben war. Die dem früh verstorbenen gewidmete Stelle (V. 861 ff.) wird eingeleitet durch Vorführung des ritterlichen Marcellus, des Helden des zweiten punischen Krieges, worauf es dann weiter heißt:

„Aber Äneas versetzt — denn neben ihm sah er einhergehn
Einen Jüngling, so schön und leuchtend in krieg'rischer Rüstung,
Nur nicht heiterer Stirn' und niedergeschlagen die Blicke:
„Wer, mein Vater, ist der? er begleitet den wandelnden Helden;
Ist es sein Sohn? ist's einer vom trefflichen Stamme der Enkel?
Welch ein rauschend Geleit um ihn her! wie gleicht er ihm selber!
Doch Nachtdunkel umwebt sein Haupt mit traurigen Schatten."
Drauf der Vater beginnt mit schnell entquellenden Thränen:
„So ungeheuren Schmerz der Deinen willst du erforschen?
Zeigen nur will das Geschick ihn der Erde, doch länger verweilen
Läßt es ihn nicht! Zu mächtig, ihr Himmlischen, dünkte der Römer
Stamm euch vielleicht, wenn solch ein Geschenk ihm dauernder würde!
Ha, wie erseufzet dereinst um Mavors' Feste die Ebne
Von der Männer Gestöhn! Welch Trauergeleit, Tiberinus,

Schaust du, wenn längs dem frischen Hügel vorüber du wallest!
Nie ein anderer Sohn aus ilischem Hause versprach noch
Solches Hoffen latinischen Vätern. O, nie wird der Römer
Heimat des ähnlichen Zöglings mit gleichem Stolze sich rühmen!
Frömmigkeit, ach! altvordere Treu' und nimmer bezwungne
Krieg'rische Kraft! Nicht wär' ungestraft ihm einer begegnet,
Ob er gewappnet zu Fuß sich bahnte den Weg in die Feinde,
Ob er dem schäumenden Roß den Sporn einbohrt' in die Seiten!
Weinenswürdiger Knab'! Ach, könnt'st du das Schicksal bezwingen,
Ein Marcellus, wie jener, wärst du! — Aus gefülleten Händen
Werft ihm Lilien! Ich will purpurne Blumen ihm streuen,
Ehr' ich auch so nur des Enkels Geist mit vergeblicher Gabe!"

Octavia, die Mutter des betrauerten, war bei der Vorlesung zugegen und wurde durch diese Stelle so in Rührung versetzt, daß sie in Ohnmacht fiel und nur mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebracht werden konnte; sie schenkte dann dem Dichter für jeden einzelnen Vers 10 000 Sesterzien (2175 Mark).

Bereits 10 Jahre hatte Vergil an seiner Äneis gearbeitet, ohne sie zum vollen Abschluß gebracht zu haben, da entschloß er sich im J. 19, auf drei Jahre nach Griechenland und Kleinasien zu reisen, in der Absicht, unter den anregenden Eindrücken dieser Lande seinem Werke durch Feilen und Formen die letzte Vollendung zu geben. Dann wollte er das Dichten, das ihm so viele Mühe gemacht, lassen und sich ganz dem Studium der Philosophie widmen. Im Frühjahr des genannten Jahres ging er unter Segel, begleitet von den Wünschen und Besorgnissen der zurückbleibenden Freunde. In Athen traf er mit dem aus Asien zurückkehrenden Augustus zusammen und ließ sich von demselben überreden, wieder mit ihm nach Italien zurückzugehen. Der Grund lag wahrscheinlich in einem ernsten Unwohlsein, das er sich bei einem Besuche von Megara in der Sonnenhitze zugezogen hatte. Durch die ununterbrochene Fahrt der Rückreise steigerte sich die Krankheit von Tag zu Tag, so daß er wenige Tage nach seiner Ankunft in Brundisium starb, am 21. Septbr. 19 v. Chr., in seinem 52. Lebensjahre.

Als Vergilius merkte, daß seine Krankheit bedenklich zu-

nahm, forderte er öfter und dringend die Kapseln, in denen sich das Manuscript seiner Äneis befand; er wollte das unvollendete Werk verbrennen. Da man sie ihm nicht gab, verordnete er in seinem Testamente, sie zu vernichten. Als aber seine Freunde Varius Rufus und Plotius Tucca ihn darauf aufmerksam machten, daß Augustus dies nimmer zugeben werde, so hinterließ er diesen beiden sein Buch zur Herausgabe, unter der Bedingung, daß sie nichts hinzufügten, was nicht von ihm herstamme, und auch die unvollständigen Verse, deren noch manche sich in dem Gedichte vorfanden, unvollendet ließen. Nach einer andern Mitteilung soll Augustus die in dem Testamente befohlene Vernichtung der Äneis untersagt und dem Varius und Tucca die Herausgabe übertragen haben, so daß sie nichts verbesserten und nur Überflüssiges, d. h. nur Varianten, beseitigten.

Vergil hinterließ ein bedeutendes Vermögen, das ihm besonders durch die Freigebigkeit des Augustus und Mäcenas zugeflossen war und sich bei seiner Mäßigkeit und Bedürfnislosigkeit von Jahr zu Jahr nur hatte vermehren können. Man taxierte seinen ganzen Besitz auf 10 Mill. Sesterzien (2 175 000 Mark). Da er Frau und Kinder nie gehabt, so setzte er zu seinem Haupterben seinen Stiefbruder Valerius Proculus ein. Dieser erhielt die Hälfte des Vermögens, Augustus ein Viertel, Mäcenas, Varius und Tucca je ein Zwölftel.

Vergil hatte vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, in Neapel begraben zu werden, wo er lange und gern verweilt hatte, und soll selbst sich folgende Grabschrift gemacht haben:

„Mantua hat mich geboren, entrafft Calabrien, jetzo
Birgt mich Neapel; ich sang Triften und Felder und Krieg."

Augustus ließ daher seine Gebeine nach Neapel bringen und dort an der puteolanischen Straße innerhalb des zweiten Meilensteins bestatten. Dies Grab wurde im Altertum von den Bewunderern des Dichters wie ein Heiligtum verehrt; namentlich erzählt von Silius Italicus (25—101 n. Chr.), der in seinem

Epos Punica ein treuer Nachahmer des Vergil war, der jüngere Plinius (Epist. 3, 7), daß er den Geburtstag des Vergil mit größerer Feier begangen habe, als seinen eigenen, „besonders in Neapel, wo er dessen Grab zu besuchen pflegte, wie einen Tempel“. Wie einen Tempel betrachtete dieses Grab auch der Neapolitaner Statius (45—96 n. Chr.). Noch heute zeigt man am Eingang der Pausilyposgrotte das von wunderbaren Sagen umwobene Grab des Vergilius; doch haben neuere Forschungen dargethan, daß diese Stätte mit Unrecht ihren Namen trägt.

Nach den Angaben des Donat hatte Vergil eine hohe Statur, eine dunkele Hautfarbe und bäurische Züge. Seine Gesundheit war schwankend; er litt oft am Halse und an Kopfschmerzen und warf manchmal Blut aus. Auch der Magen war schwach, worauf Horaz in seiner Beschreibung der brundisischen Reise (Sat. 1, 5), die er im Gefolge des Mäcenas mit Vergil und andern machte, anspielt:

„Während zum Spiel Mäcen, geh' ich und Vergilius schlafen;
Denn Triefäugigen schadet, wie Dauungsschwachen das Ballspiel.“

Der triefäugige war Horaz. Wegen seiner schwachen Gesundheit war denn auch Vergil äußerst mäßig in Speise und Trank. Bildnisse des Vergil gab es im Altertume viel; diejenigen jedoch, die wir noch heute in Marmor, auf Gemmen und Münzen sowie in Handschriften des Vergil haben, sind wenig zuverlässig. Namentlich sind die Miniaturbilder in den Handschriften ganz verschieden, willkürlich und phantastisch; das eine hat einen Bart, das andre ist bartlos, manche zeigen den Dichter mit langem dichten Haupthaar, andre als kahlköpfig u. s. w. In bezug auf sein Äußeres war Vergil ziemlich gleichgültig, so daß manche an seiner Haltung Anstoß nahmen. Die Schilderung des Mannes in Horaz Sat. 1, 3, 29 ff.:

„Der ist reizbar ein wenig, nicht Weltmann genug für die feine
Spürkraft dieses Geschlechts und erregt selbst Lachen; so oft er
Bäurisch geschoren erscheint, mit schleppender Toga, der Schuh ihm

Fest nicht sitzet am Fuß; dagegen der nämliche Mann ist
Edelgesinnt wie keiner, du nennst ihn Freund; in dem plumpen
Körper birgt sich ein mächtiger Geist."

soll nach Angabe der alten Erklärer sich auf den (wegen seiner Kränklichkeit reizbaren) Vergil beziehen und paßt jedenfalls in allen Zügen auf ihn, namentlich auch das, was über seine Charaktergüte gesagt ist. Direkt nennt Horaz an einer anderen Stelle (Sat. 1, 5, 40 ff.) den Vergil, sowie auch seine Freunde Varius und Tucca, eine anima candida, einen lauteren Charakter, an dem kein Falsch ist. In Wahrheit, Vergil war eine durchaus reine Seele, sanft und harmlos und von außerordentlicher Liebenswürdigkeit. In Neapel wurde er allgemein Parthenias, „der Jungfräuliche" genannt. Sein weiches liebevolles Gemüt vermochte niemand wehe zu thun. Als Augustus ihm ein Gut eines Verbannten anbot, konnte er sich nicht entschließen es anzunehmen. Als einer seiner Freunde ihm erzählte, wie Cornificius, ein verschrobener Dichter und Widersacher des Vergil, feindseliges über ihn gesprochen habe, fragte er: „Was mag wohl der Grund dieses Übelwollens sein? Ich habe den Cornificius doch niemals beleidigt, ich liebe ihn ja." Er war von so großer Dienstfertigkeit, daß es schien, als habe er gar kein Eigentum für sich. Einen Tadel vermochte er nicht wohl auszusprechen, lobte aber, wo es nur möglich war. Neid kannte er nicht; er freute sich über die guten Gedanken andrer und litt es sogar, daß andre sich Verse von ihm zuschrieben. Seine Schüchternheit und Unbeholfenheit ging so weit, daß er sich in Rom, wenn die Blicke der Neugierigen ihn verfolgten, in das erste beste Haus flüchtete, daß er in Gesellschaft bei mutwilligen Angriffen errötete oder gar schweigend sich entfernte. In der Unterhaltung war er langsam und schwerfällig; aber man war entzückt von dem Reiz und der Anmut, womit er seine Gedichte im Kreise der Freunde vorlas. Eine so liebenswürdige Persönlichkeit mußte sich vieler Herzen gewinnen; eine große Menge von Dichtern seiner Zeit fand im Umgang mit ihm einen neu-

tralen Boden, so sehr sie auch sonst durch Eifersucht und Feindseligkeit getrennt waren. Und doch hatte er nicht wenig Gegner. Als solche werden außer Bavius und Mävius genannt Cornificius, Anser, Codrus u. A. Manche beneideten ihn wegen seiner hohen Verbindungen, während andre als Anhänger der altertümlichen Litteratur ihm als einem Hauptvertreter der neuen Kunstdichtung Opposition machten. Auch seine politische Richtung mag ihm diesen und jenen Widersacher erweckt haben. Denn er hatte trotz seiner schwärmerischen Begeisterung für die große Vergangenheit Roms eine unbeschränkte Verehrung für die Herrschaft des Augustus, der ohne Beeinträchtigung der römischen Macht und Herrlichkeit der Welt den Segen des Friedens gebracht hatte. Wo er in seinen Gedichten nur Gelegenheit findet, preist er rückhaltslos die Verdienste des geliebten und bewunderten Herrschers, ohne daß man ihm, dem idealen harmlosen Dichter, grade häufig den Vorwurf des Servilismus gemacht hätte.

Auch in den Gedichten des Vergil erkennen wir die eben erwähnten Eigenschaften seines Charakters. Der milde Ernst einer reinen Seele ist durchgehends über seine Werke ausgegossen, und die Zartheit und Anmut eines weichen gefühlvollen Herzens treten überall an solchen Stellen hervor, wo das Gemüt sich geltend machen kann. Die Natur und das ländliche Stillleben, die Heimat und die Familie, die Liebe sind Gegenstände, deren Schilderung seinem Wesen am meisten entspricht. Daher war er für das Idyll ganz besonders befähigt, und sicherlich hätte er auch in der Elegie, namentlich in der Liebeselegie, großes geleistet. Aber die Weichheit und Energielosigkeit seines Wesens war Schuld, daß er sich durch äußere Einwirkungen, durch Zureden von Freunden und Gönnern nach Abfassung der Eklogen von dem seiner Natur angemessenen Wege abführen ließ und große Werke, ein ausgedehntes Lehrgedicht und ein Heldenepos, in Angriff nahm, deren Bearbeitung eigentlich über seine Kräfte ging und ihm viele Zeit und eine außerordentliche Anstrengung kostete. Denn die schöpferische Originalität ging ihm ab; er

war kein dichterisches Genie, sondern nur ein Talent, das durch gewissenhaften Fleiß, durch langsame sauere Arbeit seinen Werken die gewünschte Vollendung schaffen mußte. Daher gerät er oft in ein erzwungenes Pathos, wo wir natürliche Frische und Lebendigkeit verlangen. Aber durch seine sorgfältige und gewissenhafte Arbeit erreichte er Großes in der Form. Seine Gedichte sind ausgezeichnet durch die Korrektheit der Komposition, feine Abrundung und glänzenden Schmuck, durch Eleganz und Wohlklang der Sprache und des Metrums, so daß er für den poetischen Sprachgebrauch und Stil der Römer in demselben Maße die mustergültige Norm ward, wie Cicero für die Prosa. In Bezug auf die Äneis, die von den Römern den anderen Werken Vergils weit vorgezogen wurde, sagt Quintilian (10, 1, 85): „Ich will mich der Worte bedienen, die ich einst als junger Mann von Domitius Afer vernommen habe. Als ich ihn fragte, wer nach seiner Meinung dem Homer am nächsten käme, sagte er: der zweite ist Vergil, doch so, daß er dem ersten näher steht als dem dritten. Und in der That müssen wir auch Homers göttlichem und unsterblichem Genie den Vorzug einräumen, so ist doch in Vergil mehr Sorgfalt und Fleiß schon deshalb, weil ihm die Ausarbeitung mehr Schwierigkeit machte, und was wir an Erhabenheit weniger haben, das ersetzen wir vielleicht durch Gleichmäßigkeit. Alle übrigen Dichter werden erst in weitem Abstande von Vergil folgen."

Von den erhaltenen Gedichten des Vergil sind der Zeit ihrer Abfassung nach die ersten seine Hirtengedichte, Bucolica (ein einzelnes Gedicht heißt Ecloga), verfaßt in den Jahren 41—39. Der Erfinder und zugleich auch der Vollender dieser Gattung der Poesie war der Grieche Theokritos aus Syrakus (um 270 v. Chr.). Er hatte es zuerst unternommen, das einfache Leben der Hirten seiner Heimat in Gedichten zu schildern, die *Εἰδύλλια* hießen, weil sie uns einzelne Scenen aus der Hirtenwelt wie kleine Bilder vor Augen führen. Mit scharfer Beobachtungsgabe hat er das Leben und Treiben der Hirten — sowie auch

anderer niederen Stände, der Fischer, Landleute, gemeinen Städter — aufgefaßt und naturgetreu, doch mit poetischem Anhauch, in lebhaften Farben auf kleinem beschränkten Felde dargestellt, so daß die Personen in dramatischer Weise im Gespräch oder im Wechselgesang auftreten. Die Personen sind scharf und bestimmt gezeichnet; sie sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, welche fühlen und reden und handeln, wie es der Stand ihrer Bildung und die Sitten ihrer Zeit mit sich bringen. In der römischen Litteratur, die doch sonst alle Zweige der griechischen Poesie nachahmte, war diese bukolische Gattung bisher nicht versucht worden, wohl deswegen, weil das Hirtenleben dem römischen Volke ferner lag. Vergil, ein Freund der Natur und des ländlichen Lebens, unternahm es zuerst, im engen Anschluß an Theokrit derartiges zu dichten; doch bleibt er weit hinter seinem Vorbilde zurück. Ein feines Gefühl für das Leben und die Schönheit der Natur ist ihm allerdings nicht abzusprechen; aber es fehlt seinen Idyllen die Bewegung und das frische Leben, und dies kommt daher, daß seine Hirten nicht echte volle Menschen sind, wahr und treu nach der Natur gezeichnet, sondern allegorische Figuren, daß unter der Hülle des Hirtenlebens Personen und Vorgänge seiner eigenen Zeit dargestellt werden, wobei er dann mancherlei Anspielungen auf gegenwärtige Zustände in die idyllischen Beschreibungen verwebt. Sein Tityrus z. B. in Ecl. 1 und Menalcas in Ecl. 5 und 9 bedeuten den Vergil selbst, Daphnis in Ecl. 5 ist Cäsar. Die vorgeführten Scenen stehen meist in Zusammenhang mit seinen eigenen Geschicken in jener verhängnisvollen Zeit, in der die Gedichte verfaßt sind; er hat dabei zum Teil den Zweck, sich in seinem Unglück die Gunst und Hilfe hochstehender und einflußreicher Personen zu erwerben oder ihnen für empfangene Wohlthaten seinen Dank abzutragen. Im einzelnen finden wir jedoch in diesen Gedichten viel echte Poesie, und das Publikum nahm sie mit Beifall auf; grade die manchmal etwas rätselhaften Zeitanspielungen hatten für dasselbe einen besonderen Reiz.

Bei der Nachahmung der theokritischen Gedichte verfuhr Vergil mehrfach so, daß er zwei derselben in eins verschmolz; sein Verfahren war also hier ähnlich der Kontamination, welche die alten Komödiendichter bei der Benutzung der griechischen Komödien anwendeten. So ist z. B. Ecl. 3 dem 4. und 5. Idyll des Theokrit nachgebildet, Ecl. 8 ist zusammengesetzt aus Theokrit 2 und 3, Ecl. 2 ist Nachahmung von Theokrit 3, 11 und 13. Die Nachbildung ist oft so eng anschließend, daß Verse fast wörtlich übersetzt sind. Wahrscheinlich wurden die Eklogen einzeln bald nach ihrer Abfassung herausgegeben, und zwar jede mit einer bestimmten Überschrift. Die 1. Ekloge ist Tityrus überschrieben, die 2. heißt Alexis u. s. w. Die 2., 3. und 7. Ekloge, welche sich frei von Anspielungen auf die Gegenwart halten, scheinen die zuerst gedichteten zu sein. Später hat Vergil die 10 Stücken zusammen herausgegeben, und zwar wohl in der Ordnung, wie uns heute die Sammlung vorliegt.

Nach Absolvierung der Bucolica nahm Vergil die Georgica in Angriff, ein Lehrgedicht über die Landwirtschaft, die bisher von einem römischen Dichter noch nicht behandelt worden war. Da er unter den Beschäftigungen des Landlebens aufgewachsen war und sie lieb gewonnen hatte, so war er zur Bearbeitung dieses Stoffes, wozu ihn Mäcenas aufgefordert hatte, gewiß gerne bereit, und die eigenen Kenntnisse und Anschauungen, die er in seiner Jugend gesammelt, unterstützten ihn in der Ausarbeitung. Doch brachte es seine Natur mit sich, daß er mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit auch die Bücher, welche über den Landbau vorhanden waren, zu Rate zog. Er benutzte für das Landwirtschaftliche unter andern die Werke und Tage des Hesiod, dem er jedoch für den italischen Landbau nur wenig entnehmen konnte, den Ökonomikus des Xenophon, der die Verwaltung des Hauswesens mit besonderer Berücksichtigung des Ackerbaus behandelt, ferner das Buch des Karthagers Mago über den Ackerbau, das der römische Senat nach der Zerstörung Karthagos ins Lateinische hatte übersetzen lassen, die

Bücher des Cato und des Varro über denselben Gegenstand; für das Physikalische dienten ihm Schriften des Philosophen Demokrit und des Astronomen und Geographen Eratosthenes, sowie das Lehrgedicht des Aratos über Gestirne und Wetterzeichen. Der Stoff hatte seiner Natur nach etwas trockenes und starres; aber Vergil wußte, indem er mit Liebe und Wärme sich der Arbeit hingab und für den damals in Italien durch die Kriege zerrütteten Ackerbau zu gewinnen und zu begeistern bemüht war, auch die lehrhaften Abschnitte zu vergeistigen und poetisch zu verklären und durch Einwebung von frischen anschaulichen Schilderungen und glücklich angebrachten Episoden das Ganze zu beleben. Dazu kommt ein edler humaner Sinn, der sich überall in dem Gedichte ausspricht, sowie eine seltene Reinheit und Wohlklang der Sprache und des Versbaus, so daß das Gedicht als das beste und vollkommenste Lehrgedicht des Altertums anzuerkennen ist. Das ganze, dem Mäcenas gewidmete Werk zerfällt in 4 Bücher, von denen das 1. den Ackerbau, das 2. den Wein- und Obstbau, das 3. die Viehzucht und das 4. die Bienenzucht behandelt. Das Buch war in der Mitte des J. 29, wo er es dem Octavian vorlas, vollständig fertig und wird bald darauf veröffentlicht worden sein. Später aber hat der Dichter die letzte Hälfte des 4. Buches auf des Augustus Wunsch noch einmal verändert herausgegeben. An dieser Stelle nämlich hatte Vergil seinen Jugendfreund, den Dichter Cornelius Gallus, gefeiert, der die besondere Gunst des Augustus genoß und von diesem im Jahre 30 zum ersten Statthalter von Ägypten gemacht worden war. Da er aber bald in dieser hohen Stellung anmaßend und übermütig geworden und durch Verleumdung bei Augustus in den Verdacht des Verrats und Abfalls gebracht worden war, so fiel er in Ungnade und gab sich selbst den Tod, im Jahre 26. Jetzt verlangte denn auch Octavian von Vergil, daß er dessen Lob in den Georgica tilge, und der weiche Vergil gab nach; er setzte an die Stelle die mit der Sage von Orpheus verwebte Fabel des Aristäus, des Hirten

im Peneiosthal, der die Kunst erfunden haben soll, Bienen neu zu erzeugen.

Als Probe teilen wir hier von dem 2. Buche den Schluß mit, die Verse 458—542, welche das Lob des Landlebens enthalten:

Allzu beglückt fürwahr, wenn nur sein Wohl es erkennte,
Wäre das ländliche Volk, dem, fern von den Waffen der Zwietracht,
Selber den leichten Bedarf ausströmt die gerechteste Tellus. 460
Spukt in der Früh' auch nicht im Palast mit stolzen Portalen
Ihm die gewaltige Flut von Begrüßern aus sämtlichen Hallen;
Haschet es nicht nach Säulen von prächtig gesprenkeltem Schildpatt,
Nicht nach ephyrischem Erz und golddurchwirkten Gewändern;
Wird nicht schneeige Wolle geschminkt in assyrischer Beize, 465
Noch auch gefälscht mit Zimt der Gebrauch des lauteren Öles:
Doch friedselige Ruh' und ein harmlos fließendes Leben,
Reich an so mancherlei Gut, doch Muße bei räumigen Fluren,
Grotten und lebende Seen und die kühlenden Thale von Tempe,
Rindergebrüll und in Baumumschattung erquickender Schlummer 470
Mangeln ihm nicht; da giebt's Waldhöhn und Gehege des Wildes;
Dort ist mühegewohnte, mit wenig zufriedene Jugend,
Heilige Feste der Götter, verehrete Greise; zuletzt ist,
Als von der Erde sie schied, die Gerechtigkeit dort noch gewandelt.
Nähmen doch mich allerst die vor allem erkorenen Musen, 475
Denen ich dien' als Priester, von inniger Liebe beseelet,
Unter sich auf, die Gestirn' und des Himmels Bahnen mir deutend:
Öftres Verfinstern der Sonn' und die Kämpfe des wechselnden Mondes,
Was Erdbeben erregt, was Meere gewaltsam emporschnellt
Über die berstenden Dämm' und sie wieder zurück in sich selbst senkt; 480
Weshalb winternde Sonnen so rasch zum Ozeanus nieder
Tauchen und welcher Verzug saumselige Nächte zurückhält.
Doch wenn, diesem Gebiet der Natur mich nähern zu können,
Eisiges Blut mir verbeut, das strömt in den Pulsen des Herzens,
Mögen mich Fluren erfreun und rieselnde Bäch' in den Thälern, 485
Mög' ich an Strom und Wald ruhmlos mich ergötzen. Wo seid ihr,
Spercheus' Au'n, und Taygetos' Höhn, von lakonischen Jungfraun
Bacchisch umschwärmt? Wer setzt mich in kühlende Thäler des Hämus?
Wer wölbt über mir her ein weitum schattendes Laubdach?
Heil ihm, dem es gelungen, der Dinge Natur zu ergründen 490
Und der jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
Unter die Füße sich warf und des gierigen Acheron Toben!

Aber beglückt auch der, der die Götter der Fluren erkennet,
Pan und den greisen Silvan und die schwesterlich kosenden Nymphen!
Weder des Volks Machtbündel, noch königlich glänzender Purpur 495
Beugen ihn, nicht treuloser Gebrüder empörende Zwietracht,
Oder der Dacier, der vom verschworenen Ister herabstürzt;
Noch die romanische Macht und sinkende Staaten, und nimmer
Schaut er den armen mit Schmerz, den begüterten nimmer mit Mißgunst.
Was von Früchten der Baum, was gern sein williges Gütchen 500
Ihm eintrug, das pflückt er und sah nicht eiserne Rechte,
Nicht das Gewimmel des Markts, noch die Zollarchive des Volkes.
Andere quälen mit Rudern die tückischen Fluten, in Schwerter
Stürzen sie, drängen sich hin zu den Höfen und Schwellen der Fürsten.
Der da drohet Verheerung der Stadt und den armen Penaten, 505
Daß aus Edelgestein er trink' und schlummer' auf Purpur.
Der birgt Haufen von Gold und bewacht den vergrabenen Reichtum.
Sprachlos staunt vor der Bühne des Redners ein andrer; nach Beifall,
Der zwiefach ihm erscholl von den Sitzen des Volks und der Väter,
Schnappt der, gänzlich ergriffen. Befleckt mit dem Blute der Brüder, 510
Tauscht man getrost sein Haus und das traute Gemach mit Verbannung,
Suchend ein Heimatland, das anderer Sonne gehöret.
Aber den Boden befurcht mit gebogenem Pfluge der Landmann:
Jahresgeschäft ist das; sein Land und die kleinen Penaten
Nähret er so, so Herden von Küh'n und den Stier nach Verdienste. 515
Auch ruht nimmer das Jahr: bald strömet es über von Obste,
Bald von der Herd' Anwachs und gebundenen Halmen der Ceres,
Daß vom Ertrage die Furche beschwert und der Speicher besiegt wird.
Nahet der Frost, dann presset man Sicyons Beeren in Keltern;
Froh kehrt heim von der Eichel die Schweinherd'; Arbutusfrüchte 520
Spendet der Wald, es beschert vielartige Gaben Autumnus;
Mild auch kocht sich die Traub' hochoben auf sonnigem Felsen.
Schmeichelnd indes umhangen den küssenden Vater die Kleinen;
Keuschheit hütet das züchtige Haus. Milchstrotzende Euter
Senken die Kühe herab und, fett vom üppigen Graswuchs, 525
Kämpfen die Böckchen ihr Spiel mit entgegengestemmeten Hörnern.
Selbst auch feiert er festliche Tag', und im Grase gelagert,
Wo um den flammenden Herd ihm Freunde bekränzen den Mischkrug,
Opfert er Trank dir, Bacchus, und fleht und den Hirten der Fluren
Setzt für den hurtigen Speer er den Kampfpreis aus an dem Ulm-
baum, 530
Und den gestählten Körper entblössen zum ländlichen Kampf sie.
Solch ein Leben bewahrte das Urvolk einst der Sabiner,
Remus und Romulus auch, so wuchs Etruria's Macht an.

So, wahrhaftig, erhob sich des Erdballs Herrlichstes — Roma,
Und mit der einzigen Mauer umschloß sie sieben der Burgen. 535
So auch, ehe das Scepter erhielt der diktäische König
Und das verruchte Geschlecht mit geschlachteten Rindern sich gut that,
Führte der goldne Saturn allhier sein Leben auf Erden.
Noch nicht hörete da man der Kriegsdrommete Geschmetter,
Noch nicht Klirren der Schwerter, geschärft auf eisernem Amboß. 540
Doch, ein unendlicher Raum ist schon durchschnitten im Laufe,
Und Zeit ist es, dem Rosse den dampfenden Nacken zu lösen.

Den größten Ruhm erwarb sich Vergil durch sein letztes Werk, die Aeneis, obgleich diese nicht vollständig ausgearbeitet ist und an dichterischer Vollendung den Georgica nachsteht. Dieser glückliche Erfolg des Werkes lag hauptsächlich in der Wahl des Stoffes. Die Sage von Äneas war zur Zeit des Vergil zur Bedeutung einer römischen Nationalsage gelangt und erfreute sich bei dem römischen Volke eines allgemeinen Interesses. Die Römer waren stolz darauf, daß die Penaten des einst im Glanze der Herrschaft stehenden Trojas durch Äneas, aus seinem Sturze gerettet, nach Latium gebracht worden waren, damit nach dem Willen der Götter dort in dem von den Nachkommen des Helden gegründeten Rom eine neue Herrschaft erwachse, eine Herrschaft, die sich über den ganzen Erdkreis ausbreiten sollte. Dieser nationale Gedanke, der Glaube an die von den Göttern bestimmte Mission des weltbeherrschenden Roms wurde auch von der Familie des Herrschers Augustus gepflegt und von den augusteischen Dichtern dienstwillig genährt. War doch das julische Geschlecht, zu dem Augustus gehörte, entsproßt von Julus, dem Sohne des Äneas, der durch seine Mutter Venus dem Olympus entstammte; die Herrschaft, deren Träger Äneas gewesen, ist nach dem Willen der Götter jetzt auf Augustus übergegangen und hat somit eine von den Himmlischen autorisierte Legitimität. In diesem Sinne behandelt Vergil die Sage von Äneas in seinem Epos, indem er geschickt die griechische Mythenwelt mit der heimischen Geschichte der Römer verbindet und die Beziehungen des Herrscherhauses ungezwungen daran anknüpft

Der Stoff war schon früher von römischen Dichtern, wenn auch nicht in dem angegebenen Sinne, bearbeitet worden; doch vollständig und zusammenhängend geschah dies erst von Vergil, der in der Hauptsache selbstschaffend verfahren mußte und deshalb umfassende Studien in der römischen Sage und Geschichte, über italische Örtlichkeiten und Einrichtungen nötig hatte. Trotz seinem Mangel an poetischer Schöpfungskraft wußte er diesen nationalen Stoff, Mythisches und Historisches mit einander verwebend, mit der ihm eigenen Virtuosität in der Form so geschickt zu gestalten, daß sein Werk alle Leistungen der Römer auf dem Gebiete des Epos weit übertraf und von der römischen Welt mit dem allgemeinsten Enthusiasmus aufgenommen ward.

In der Anlage des Ganzen wie in zahlreichen Einzelheiten ist Vergil dem Homer gefolgt. In den ersten 6 Büchern, welche die Irrfahrten des Äneas enthalten, dient ihm die Odyssee als Vorbild, in den 6 letzten Büchern die Ilias. In der Behandlung der Irrfahrten schließt er sich insofern dem Homer an, daß er mit dem letzten Teile derselben beginnt, daß er die schon Jahre lang auf dem Meere umhergetriebenen, als sie eben ihrem gewünschten Ziele, Latium, zusteuern, durch einen furchtbaren Sturm zurückwerfen und zerstreut an der Küste von Afrika, in der Nähe von Karthago landen läßt (1. Buch) und dann Äneas der Dido, welche ihn gastlich aufgenommen, und den Karthagern beim Mahle die Zerstörung von Troja und die früheren Irrfahrten erzählt (2. und 3. Buch), ähnlich wie Homer den Odysseus seine früheren Geschicke den Phäaken erzählen läßt. Juno, die Feindin der Troer, welche diese von Latium entfernt halten will und deshalb auch den erwähnten Sturm veranlaßt hatte, und zugleich die Schützerin Karthagos, verabredete dann mit Venus, der sorgenvollen Mutter des Äneas, eine Vermählung des trojanischen Helden mit Dido; so würde Äneas als Herrscher in Karthago zurückgeblieben sein, und die Gründung der römischen Macht, der einst Karthago unterliegen sollte, wäre unterblieben. Aber Jupiter sorgt dafür, daß die einmal beschlossenen Geschicke

sich erfüllen, und befiehlt dem Äneas, die geliebte Dido zu verlassen und Latium aufzusuchen (4. Buch). Die verschmähte Königin giebt sich nach des Äneas Abfahrt freiwillig den Tod in den Flammen des Scheiterhaufens; so wird einst Karthago durch Rom in den Flammen sein Ende finden. Als Äneas an der italischen Küste nach Cumä kam, stieg er mit der cumanischen Sibylla in die Unterwelt, um die Seele seines Vaters Anchises aufzusuchen, der ihm die zukünftige Herrlichkeit seines Stammes kund thut (6. Buch). Die zweite Hälfte der Äneis (7.—12. Buch) erzählt die Kämpfe des Äneas in Latium, wodurch er sich erst den festen Sitz in der neuen Heimat erringen muß. Nachdem er die Tochter des laurentischen Königs Latinus, die Lavinia, geheiratet, ergreift der junge tapfere König der Rutuler, Turnus, dem Lavinia verlobt gewesen, die Waffen. Auf beiden Seiten sammeln sich die Bundesgenossen, und nach mehreren Schlachten tötet Äneas den Turnus im Zweikampf. Mit dem Tode des Turnus endet die Äneis, wie die Ilias mit dem Tode des Hektor.

Wenn auch Vergil in seiner Äneis das beste römische Heldenepos geschaffen hat, so steht sein Werk doch weit hinter den Epen des Homer zurück. Es fehlt ihm die homerische Originalität und Natürlichkeit, Einfachheit und Objektivität, die er zu ersetzen sucht durch Nachahmung im ganzen und einzelnen, Künstlichkeit und Überlegung und ein von der Natur abgekehrtes Pathos. Die Wunderwelt der in die Handlung eingreifenden Götter ist eine tote Maschinerie; die Handlung ist, mit Ausnahme des 2. und 4. Buches, ohne frisches Leben und schleicht oft matt und eintönig dahin, besonders in der zweiten Hälfte des Gedichtes. Die Zeichnung des Haupthelden sowie der Persönlichkeiten überhaupt ist mangelhaft. Äneas, der in seiner Frömmigkeit und mannhaften Tapferkeit das Ideal echten Römersinnes sein soll, ist ein weicher kraftloser Charakter, ohne Energie des Handelns, aber reich an Worten, Klagen und Thränen. Indes muß man bei der Beurteilung des Werkes nicht außer acht lassen, daß es

in allen Büchern unvollendet ist und der Dichter selbst es ja vor seinem Tode der Vernichtung preisgeben wollte. In einzelnen Partien zeichnet es sich aus durch reiche poetische Ausschmückung, namentlich durch eine meisterhafte Beschreibung der Natur. Dazu kommt, daß der national-römische Inhalt durchgehends in einer durch griechische Kunst geregelten Form behandelt ist, in fein durchgebildeter Sprache und wohlklingenden Versen, so daß man sich nicht wundern darf, wenn Vergil durch seine Äneis der Lieblingsdichter des ganzen römischen Volkes geworden ist, der nicht bloß auf die Poesie jeder Art, sondern auch auf die ganze Bildung einen stärkeren Einfluß gewann als irgend ein andrer Dichter.

Außer diesen unstreitig echten Gedichten des Vergil besitzen wir unter seinem Namen noch eine Anzahl kleinerer Gedichte, die im Altertum als Jugendwerke Vergils angesehen wurden, aber zum größten Teil entweder nur spätere Nachdichtungen vergilischer Stücke oder einfache Unterschiebungen sind. Dies sind die s. g. Catalecta (eine Sammlung von 14 Gedichten im elegischen und jambischen Maße), die beiden Epyllien Culex (die Mücke) und Ciris (Verwandlung der megarischen Königstochter Skylla in den Vogel Ciris), die beiden Idyllen Moretum (der Kräuterkloß) und Copa (die Schenkwirtin).

Vergil erfreute sich schon zu seinen Lebzeiten als Dichter sowohl wie als Mensch der allgemeinen Achtung und Bewunderung des römischen Volkes, der Hohen wie der Niederen. Als einst im Theater Verse von ihm vorgetragen wurden und er selbst zufällig zugegen war, erhob sich das Volk und verehrte ihn auf eine Weise, wie sonst nur den Augustus selbst (Tacit. dial. de or. 13). Fast sämtliche Dichter seiner Zeit trugen kein Bedenken, seine Überlegenheit anzuerkennen, und priesen ihn wetteifernd in enthusiastischen Worten. Ovid ruft (Amor. 1, 15, 25):

„Lesen von Tityrus wird man, von Feldern, von Kämpfen Äneens,
Rom, so lang du der Welt herrlich als Fürstin gebeutst.“

eine Prophezeihung, die sich noch weit über die Zeit der römischen Herrschaft hinaus erfüllt hat. Noch mehrere Jahrhunderte

nach seinem Tode wurden seine Verse im Theater recitiert und sogar zu besonderen Darstellungen benutzt. Für die Poesie war Vergil in der Kaiserzeit das maßgebende Muster, namentlich im Epos und im didaktischen Gedicht. Schon früh wurden seine Gedichte in die Schulen eingeführt, und sie behaupteten hier vor allen andern Dichtern beständig den ersten Platz. Sobald die Kinder lesen und schreiben gelernt hatten, bekamen sie neben Homer den Vergil in die Hände, und danach diente er ebenso zum höheren wie zum Elementarunterricht. Eine Folge davon war, daß seine Gedichte im Volksmund weit verbreitet waren und Verse von ihm im gewöhnlichen Leben häufig gebraucht wurden, daß man über seine Werke zahlreiche Kommentare schrieb und die Lehrer der Grammatik und der Rhetorik vor allen Schriftstellern auf seine Autorität sich stützten.*) In den Zeiten des Verfalls der lateinischen Litteratur, denen die Kraft zu eigenen künstlerischen Schöpfungen fehlte, flickte man vergilische Verse und Versteile, die ja jederman geläufig und bekannt waren, zu größeren Gedichten verschiedenen Inhalts zusammen, den s. g. Centones (Flickwerken). Ein gewisser Hosidius Geta, Zeitgenosse des Tertullian (150—230) stellte aus vergilischen Versen eine Tragödie Medea zusammen, die noch erhalten ist. Später fabricierte man ähnliches über christliche Dinge. Marius Victorinus (4. Jahrhundert) machte aus Versen Vergils einen Hymnus auf Ostern, Sedulius (5. Jahrhundert) ein Gedicht über die Menschwerdung Christi. Die Leute, die sich in dieser vergilischen Flickarbeit auszeichneten, nannten sich „vergilische Dichter". Das Ansehen Vergils stieg mit jedem Jahrhundert; er galt für den

*) Einer der ältesten und bedeutendsten Erklärer des Vergil war der unter Nero lebende berühmte Valerius Probus, unter dessen Namen wir noch dürftige Scholien zu den Bucolica und Georgica haben. Von viel größerer Wichtigkeit für uns ist der Kommentar des Servius Honoratus (c. 390) zu den drei Hauptgedichten des Vergil, eine reichhaltige Zusammenstellung von Notizen aus einer großen Zahl vorausgehender Erklärungsschriften. Geringere Bedeutung hat der rhetorische Kommentar zur Äneis von Älius Donatus (c. 350).

Inhaber aller Gelehrsamkeit und tiefer Weisheit und genoß eine fast abergläubische Verehrung. Schon unter den Antoninen war es Sitte, das Schicksal zu befragen, indem man auf gut Glück Vergils Gedichte aufschlug und die zuerst in die Augen fallende Stelle als Weissagung nahm, eine Ehre, welche er bis ins Mittelalter mit den Gesängen des Homer, mit den sibyllinischen Büchern und später mit der Bibel gemein hatte. Das waren die s. g. sortes Vergilianae. So erlangte Vergil den Ruhm eines Weissagers und Propheten, und die christlichen Gelehrten sahen sogar in der 4. Ekloge unseres Dichters, in welcher an die Geburt eines zu erwartenden Kindes die Verkündigung des von den sibyllinischen Büchern geweissagten neuen glücklichen Weltjahres geknüpft wird, eine prophetische Hinweisung auf die Geburt des Messias. Im Mittelalter wurde Vergil, indem man seine Bedeutung als Dichter ganz vergaß, eine vollständig mythische Person, an welche eine Menge der abenteuerlichsten Sagen sich anschloß. Diese hatten zunächst ihren Ursprung in Neapel, wo sich das Grab des Dichters befand und er lange gelebt hatte. Die allverbreitete Vorstellung von der Weisheit Vergils hatte bei dem Volke von Neapel den Glauben hervorgerufen, daß er ein großer Mathematiker und Astrolog gewesen, der die zukünftigen Dinge aus den Sternen las, und daran knüpfte sich dann weiter der Begriff eines Zauberers und Wunderthäters, der zum Schutz und Heil seines geliebten Neapels diese und jene Talismane geschaffen. War er doch nach dem Glauben des Volkes der Gründer von Neapel, das er im Grunde des Meeres auf Eier gestellt hatte; er war Herrscher von Neapel, denn Augustus hatte ihm Neapel und die Provinz Calabrien zu Lehen gegeben, oder er war Minister des Marcellus, des Sohnes der Octavia, welcher Herr von Neapel war, und dergl. Neben Neapel wurde dann auch bald Rom, die Hauptstadt des Weltreichs, der Schauplatz der Wunderthaten des Vergil. Aber in den italienischen Sagen verband man mit der Vorstellung von dem großen Zauberer noch nicht die eines Sohnes der Hölle, der mit dem Satanas

im Bunde stand. Diese schlimme Erweiterung trat erst ein, als seit dem 12. Jahrhundert die Volkssage in die romantische Litteratur der romanischen wie der germanischen Völker hereingezogen worden war und besonders von französischen und deutschen Dichtern durch immer abenteuerlicher und phantastischer werdende, Völker und Zeiten bunt durcheinander werfende Erzählungen weiter gebildet ward. Da verübte der Zauberer seine Wunder und Teufelskünste bald unter dem fabelhaften Kaiser Octavianus, bald unter König Servius, unter Titus, unter dem römischen König Darius; da machte man ihn zum Sohn eines Ritters aus Campanien in den Ardennen und einer römischen Senatorstochter, geboren unter dem Kaiser Remus, der seinen Oheim Romulus erschlug u. s. w. Im 15. Jahrhundert fanden diese romantischen Dichtungen, deren Inhalt wir noch heute in deutschen Volksbüchern*) finden, ihren Abschluß. In Neapel ist eben die Vergilsage im Aussterben.

---

12. Quintus Horatius Flaccus.

(65 bis 8 v. Chr.)

Quintus Horatius Flaccus**), der jüngere Freund des Vergil, war geboren am 8. Dezember 65 v. Chr. in der volkreichen Kolonie Venusia (jetzt Venosa) in Apulien, die, hart an der Grenze von Lucanien in schöner fruchtbarer Gegend am Flusse Aufidus und am Fuße des Vultur gelegen, im J. 292 gleich nach Bezwingung der Samniter auf der Straße nach Tarent von den Römern gegründet worden war, um eine starke Festung zu sein zur Be-

*) „Eine schöne Historie von dem Zauberer Virgilius" in den deutschen Volksbüchern, herausgegeben von Simrock. XXVII.

**) Das meiste, was wir über die Lebensverhältnisse des Horaz wissen, verdanken wir seinen eigenen Gedichten. Daneben besitzen wir einen Auszug über des Horatius Leben aus dem Teil der Schrift des Sueton de viris illustribus, der über die Dichter handelt.

obachtung von Tarent und Auseinanderhaltung Apuliens und Lucaniens. Die Stelle, wo die Stadt angelegt ward, gehörte noch zu Samnium, wurde aber von den Römern zu Apulien geschlagen. Horaz selbst (Sat. 2, 1, 34 ff.) weiß nicht recht, ob er sich Apulier oder Lucaner nennen soll; denn:

„Beider Gebiete bepflügt der Venusier, der die Sabeller
Austrieb, als Kolonist (so erzählt man) gesendet, damit nicht
Ganz durch offenes Land Roms Boden der Feind überziehe,
Wenn das apulische Volk, wenn Lucanien Fehde begönne,
Freunde der rohen Gewalt."

Den Vultur (Geierberg) und die an demselben in der Nähe von Venusia gelegenen kleineren Städte Acherontia, Forentum und Bantia erwähnt Horaz Od. 3, 4, 9 ff., wo er wahrscheinlich ein wirkliches Ereignis aus seiner Kindheit, das von Eltern und Nachbarn als wunderbares Vorzeichen künftigen Ruhmes gedeutet ward, poetisch verklärt:

„Mich deckten auf Apuliens Geierberg,
Wo einst als Kind ich, ferne vom Vaterhaus,
Vom Spiele müd' in Schlaf gesunken,
Himmlische Tauben mit jungem Laub zu.

Ein Wunder däucht' es allen, soviel umher
Im hohen Klippennest Acherontias,
Soviel im üpp'gen Thal Forentums
Wohnen und an der Bantiner Waldhöh'n,

Wie sicher ich vor Bären und Natternbrut,
Geborgen unter heiligem Lorbeerreis
Und Myrten schlief, ein sorglos Knäblein,
Gnädig behütet von euch, ihr Musen."*)

Horaz stammte aus niedrigem Geschlechte. Sein Vater war ein Freigelassener und nährte sich nach der Angabe des Sohnes als coactor, als Geldeintreiber, oder coactor auctionum, Ein-

*) Die Übersetzung von E. Geibel, aus dessen vortrefflichem „Klassischen Liederbuch" im folgenden noch mehreres genommen ist.

kassierer von Auktionsgeldern, nach den Worten des Sueton. Dem gegenüber ist die Notiz bei Sueton, Horazens Vater sei ein Salzfischhändler gewesen, ohne Bedeutung und als ein schlechtes Einschiebsel zu betrachten. So gering das Geschäft des Vaters war, es warf ihm den nötigen Lebensunterhalt ab, und da er nach allem, was wir von ihm hören, ein mäßiger und sparsamer Mann war, so erübrigte er noch so viel, daß er sich ein kleines Gütchen kaufen und später behaupten konnte, der Sohn könne genug haben an dem, was er ihm redlich erworben. Seine Mutter erwähnt Horaz nirgends — sie mag früh gestorben sein; von dem Vater aber spricht er öfter in seinen Gedichten, und er preist das Verdienst desselben um seine Erziehung und Ausbildung mit dankbarem Sinn und höchster Anerkennung. „Er war unbemittelt und nur

„eines magern
Gütleins Herr; doch wollt' er mich nicht in des Flavius Schule
Gleichfalls schicken, wohin doch mächtiger Centurionen
Söhnlein pflegten zu gehn, nur die Rechentafel und Kästchen
Links um die Schulter gehängt, acht Monatsgelder bezahlend.
Nein, er vermaß sich, den Knaben nach Rom zu bringen, und ließ ihm
Alle die Bildung geben, mit der ein Senator und Ritter
Sein Kind schmückt."*)

In Rom wurde das Schulgeld jährlich einmal, an dem Feste der Quinquatrien, entrichtet; in der Provinzialstadt Venusia dagegen bezahlte man es an den Iden jeden Monats, und zwar nur in 8 Monaten, da hier 4 Monate Ernteferien waren. Das Honorar, welches die Schüler selbst dem Lehrer brachten, mag in der wenig leistenden flavischen Schule der Kleinstadt ein recht geringes gewesen sein, zumal das eine bloße Elementarschule war, in welcher nur Lesen, Schreiben und Rechnen in bescheidenem Maße gelehrt, mancherlei Sentenzen und Sprüche und wohl auch Lieder auswendig gelernt wurden, hauptsächlich Dinge, welche

---

*) Sat. 1, 6, 70 ff. Die Übersetzungen aus den Satiren sind von Döderlein.

für das praktische Leben erforderlich waren. Das Rechnen aber war eine Hauptsache; denn die Römer waren sehr materiell gesinnte, auf Gelderwerb versessene Leute. Deshalb trugen die Knaben in Venusia als hauptsächliche Schulutensilien die Rechentafel und das Kästchen, in welchem neben anderem Geräte die Rechensteinchen aufbewahrt waren. Von Büchern, welche die Knaben zur Schule getragen hätten, ist keine Rede; Sprachunterricht, lateinischer oder griechischer, kam in der Schule des Flavius nicht vor. Daß die hochmächtigen Centurionen, die in der Soldatenstadt gewiß eine Hauptrolle spielten, ihre Sprößlinge die Schulutensilien selbst tragen ließen und ihnen weder einen Pädagogen noch einen Sklaven mitgaben, ist auch etwas Kleinstädtisches; in Rom fehlte auch dem ärmeren Knaben wenigstens der Sklave nicht, der ihm die Schulgerätschaften nachtrug.

Der Vater Horaz also verschmähte für seinen Sohn die geringe Schule zu Venusia und zog mit ihm nach Rom, um ihm dort einen möglichst guten Unterricht zu verschaffen. Der Knabe wird damals, wenn er in Venusia noch gar keine Schule besucht hat, etwa 7 Jahre alt gewesen sein, da mit diesem Alter gewöhnlich der Unterricht begann. Wenn es weiter bei Horaz heißt:

„Wer die Kleider, die hinter uns gehenden Diener
Sah, der glaubte — bei Roms unermeßlich großer Bevölkrung —
All die Kosten bestritten von altererbtem Vermögen."

so darf man die feinen Kleider und die begleitende Dienerschaft nicht dem Horaz selbst zuschreiben, sondern den vornehmen Schulkameraden, mit denen er zusammen zur Schule ging; da aber bei der ungeheuren Bevölkerung von Rom niemand den Freigelassenen Horatius und sein Söhnchen kannte, wie das in Venusia der Fall war, so konnte man aus den vornehmen Mitschülern und ihrer Dienerschaft leicht schließen, daß auch der kleine Horaz von demselbem Stande sei und der Vater von großem Vermögen. Die Dienerschaft, welche einem vornehmen Knaben in Rom zur Schule folgte, war außer dem Sklaven (capsarius),

der die Schulgerätschaften trug, der Pädagogus, ein griechischer Sklave oder Freigelassener, der dem Knaben stets als Führer und Erzieher zur Seite war und ihn auch in die Schule begleitete. Bei dem jungen Horaz aber vertrat die Stelle des Pädagogus der Vater selbst; „er ging als ein unbestechlicher Hüter mit ihm zu allen Lehrern und sorgte, daß ihm die kindliche Unschuld und Reinheit verblieb".

Mancher mag in dem Streben des Vaters eine tadelnswerte Überhebung über seinen Stand hinaus gesehen haben. Aber der Sohn weist in der Satire, der wir hier folgen, einen solchen Vorwurf zurück; der Vater ging von der Ansicht aus, daß Kenntnis und Bildung für jedermann ohne Unterschied des Standes ein hohes Gut sei.

„Auch nicht fürchtete er, man möcht' es übel ihm deuten,
Müßt' ich als Herold einst oder Geldeintreiber, wie er war,
Kleinen Erwerb mir suchen. Auch hätt' ich nimmer geklagt; doch
So bin ich jetzt zu noch größerem Lob und Dank ihm verpflichtet.
Nichts, was der Vater gethan, soll mir leid je sein, wenn ich klug bin."

Dem trefflichen Vater verdankt es der Dichter, daß er, allerdings bei kleinen Fehlern, ein guter Mensch geworden sei, der rein und ohne Sünde lebe, dem niemand mit Recht Habsucht und schmutzigen Geiz oder gemeine Lüste vorwerfen könne. Darum, „wenn die Natur mich hieße in die Kindheit zurückzugehen und mir andere Eltern zu suchen, mit deren Stand ich großthun könnte, ich wäre zufrieden mit den meinen und nähme solche mir nicht, die bloß durch Ämter und Würden geehrt sind."

In einer andern Satire (1, 4, 105 ff.) erzählt uns Horaz, in welcher Weise sein Vater ihn vor sittlichen Fehlern zu bewahren gesucht:

„Mein trefflicher Vater hat dadurch
Fehler zu fliehn mich gewöhnt, daß er Schreckbeispiele mir vorhielt.
Sprach er mir zu, doch bedürfnislos und mäßig zu leben,
Das mir genügen zu lassen, was er mir redlich erworben,
Hieß es: „Und siehst du denn nicht, wie elend Albius' Sohn lebt,
Barrus lebt? Deß Mangel beweist, daß keiner das Erbgut

Soll verschleudern." Und wollt' er vor schimpflicher Dirnengemeinschaft
Warnen, so war sein Wort: „Scetanus wolle du nicht sein!"
Sollt' ich die Buhlschaft fliehn, ein gestattetes Liebesverhältnis
Vorziehn, sprach er: „Der Ruf des Trebonius, den man ertappte,
Ist nicht fein. Philosophen erklären den Grund dir, warum es
Gut sei, etwas zu thun oder nicht; mir genüget das eine,
Treu zu halten an Roms altheiligen Sitten und deinen
Wandel und Ruf vor jeglichem Fehl zu bewahren, so lang du
Aufsicht annoch bedarfst; hat die Zeit erst Körper und Seele
Kräftig gemacht, dann schwimmst du auch ohne die Korke." Mit solchem
Zuspruch bildet er einst mich Knaben, und galt's eine Vorschrift,
Hieß es: „Du hast einen guten Gewährsmann, also zu handeln,"
Stellte mir einen der Richter, der auserwählten, vor Augen;
Galt's ein Verbot: „Wie? zweifelst du noch, ob es edel und nützlich
Sei oder nicht, da doch der oder der in so übelem Ruf steht."

— — — — — — — — — — — — —

„So bin ich behütet vor allen
Lastern, die zum Verderb hinführen, bin einzig in Fesseln
Kleiner verzeihlicher Fehler. Vielleicht nimmt selbst noch von diesen
Manchen das Alter hinweg und ein offenherziger Freund und
Eigner Verstand."

Von den Lehrern, die Horaz zu Rom gehabt, nennt er in seinen Gedichten nur Einen, den Orbilius, einen mürrischen harten Schulmeister, der, früher lange Zeit Soldat, im J. 63 v. Chr. in Rom eine Schule errichtet hatte, in der es militärisch streng herging und viel geprügelt wurde. Auch bei Horaz hat er sich durch seine Prügel ein Gedächtnis gestiftet, „als er dem Kleinen unter Schlägen die Verse des Livius Andronicus diktierte", d. h. die lateinische Übersetzung der Odyssee von Livius, welche auch damals noch zu Lehrzwecken verwendet wurde. Übrigens stand die Schule des Orbilius in gutem Rufe, weshalb auch Horazens Vater ihn in diese schickte; denn er pflegte dem Sohn die tüchtigsten Lehrer auszusuchen.

Orbilius war nur Elementarlehrer (Grammatista oder Litterator). Nachdem der junge Horaz später die Schule der Grammatiker, welche in die römische und griechische Litteratur einführten und durch gründlichen grammatischen Unterricht und

stilistische Übungen in beiden Sprachen dem Schüler die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck beibrachten, besucht und dann in seinen Jünglingsjahren auch noch in Rom rhetorische und vielleicht auch schon philosophische Studien gemacht, begab er sich, um seine Ausbildung zu vollenden, etwa im J. 45 v. Chr. oder noch früher nach Athen, dem Hauptsitz der Wissenschaft und Kunst und dem Herd feiner Sitte und Bildung, wohin damals gewöhnlich die nach höherer Geistesbildung strebenden jungen Römer Studien halber gingen. Epist. 2, 2, 41 ff. sagt Horaz:

„Sieh, ich dank' es dem Glück, daß Rom mich erzog, mich belehrte,
Welcherlei Leiden das Zürnen Achills den Achäern geschaffen.
Mehr noch gab mir Athen an Kunst und höherer Bildung,
So daß die Lust mir kam, das Grade vom Krummen zu scheiden,
Unter den Bäumen der Akademie das Wahre zu suchen.
Doch mich vertrieb eine traurige Zeit von dem teueren Orte:
Kriegslärm, heimischer, rief mich friedlichen unter die Waffen,
Die dem gewaltigen Arm eines Cäsar sollten erliegen."

Die Akademie war der Ort, wo Plato und seine Nachfolger lehrten, die Vertreter der akademischen Schule; doch scheint es, daß Horaz mit dem obigen Ausdruck nur bezeichnen wollte, er habe in Athen philosophischen Studien obgelegen. Denn wenn er auch mit den Lehren der Akademie sich bekannt machte, so zeigen doch seine Gedichte, daß er auch andere philosophische Systeme, namentlich des Epikur und der Stoa, die bei den Römern besonders beliebt waren, studiert hat. Doch blieb er immer in der Philosophie ein auf der Oberfläche schwebender Eklektiker. Auch wurde sein Aufenthalt in Athen früher, als er wollte, abgebrochen; „heimischer Kriegslärm rief ihn, den des Kriegs unkundigen (belli rudem), unter die Waffen". Durch die Ermordung des Diktators Cäsar nämlich (15. März 44 v. Chr.) entstand ein neuer Bürgerkrieg. Schon im Sommer 44 wurden die Mörder Cäsars durch den Konsul M. Antonius, der die Alleinherrschaft an sich zu reißen suchte, aus Italien vertrieben, und M. Brutus, das Haupt der Verschworenen, kam im August

nach Athen, wo die studierende römische Jugend die gehoffte Wiederherstellung der republikanischen Freiheit mit Begeisterung begrüßt hatte. Während er dem Anschein nach sich in philosophische Studien vertiefte, zog er in der Stille die republikanisch gesinnten jungen Leute an sich und gewann auch den Horaz, der während des Krieges von ihm mit der Stelle eines Kriegstribunen betraut wurde. Viele schmähten deshalb aus Neid auf den Niedriggebornen, dem diese hohe Stelle, die sonst gewöhnlich nur jungen Römern aus vornehmer Familie zu teil wurde, übertragen worden war, „daß er, der Sohn eines Freigelassenen, als Kriegstribun eine römische Legion befehlige.“ Die Kriegstribunen nämlich, 6 bei der Legion, führten jeder zwei Monate des Jahres das Kommando über die ganze Legion.

Wahrscheinlich hat Horaz die Kriegszüge des Brutus nach Makedonien und Asien, welche der Schlacht bei Philippi vorausgingen, mitgemacht und sich als tüchtigen Soldaten bewährt. Denn „er hat den ersten der Stadt im Krieg und Frieden gefallen“. Bei Philippi in Makedonien kam es im Herbst des J. 42 zum entscheidenden Kampfe zwischen den Heeren des Antonius und Cäsar Octavianus einer- und des Brutus und Cassius andrerseits; in der ersten Schlacht erlag Cassius, in der zweiten, welche nach 20 Tagen folgte, ward Brutus besiegt und gab sich den Tod, wie Cassius nach der ersten. Horaz rettete in der allgemeinen Flucht sein Leben, indem er, wie er selbst bekennt, gleich seinen griechischen Zunftgenossen Archilochos und Alkaios, seinen Schild wegwarf. „Solches Wegwerfen des Schildes war die allgemeine Folge jeder Niederlage. Horaz konnte die allgemeine Flucht nicht verhindern und war mit der Sache des Brutus nicht so eng verwachsen, daß ein Gebot der Ehre ihm den Tod zu suchen vorgeschrieben hätte“ (Teuffel).

Von den Kriegsgefahren des Horaz spricht die Ode 2, 7, die er an seinen Freund und Kriegsgefährten Pompejus Varus bei dessen späterer Rückkehr aus anderweitigen Kriegen (c. 30 v. Chr.?) gerichtet hat:

O, der du oft des Todes Gefahr mit mir
Geteilt, als Brutus unserem Heer gebot,
Wer gab dich nun den Heimatsgöttern
Friedlich zurück und dem Himmel Romas?

Pompejus, Freund aus trautester Jugendzeit,
Mit dem so gern den zögernden Tag ich einst
Beim Wein verschwärmt, die kranzgeschmückten
Locken von syrischer Narde duftend.

Philippis Not erlebt' ich mit dir, mit dir
Die Flucht, auf der ich ärmster den Schild verlor,
Als bei der Freiheit Fall ins eigne
Schwert sich die trotzigen Männer stürzten.

Doch mich verzagten führte Mercur beschwingt
In dichter Wolke durch der Verfolger Schwarm,
Dich riß die wild empörte Brandung
Wieder zurück in des Krieges Strudel.

Drum feir' ein Dankfest heute dem Jupiter;
In meines Lorbeers Schatten umgürte froh
Den waffenmüden Leib und nimmer
Schone der Krüge, die dein gewartet.

Schenk ein! In Bechern funkelnden Massikers
Wohnt süß Vergessen. Gieße der Salben Duft
Aus weiten Muscheln! Wer in Eile
Windet uns Eppichgerank zum Kranze

Und Myrten? Wen zum Meister des Festgelags
Bestimmt uns Venus? Trotz der verwegensten
Bacchanten denk' ich heut zu schwärmen;
Süß ist ein Rausch bei des Freundes Heimkehr."

Nach der Schlacht bei Philippi machte Horaz, an dem Fortbestand des Freistaates verzweifelnd, von der Amnestie, welche die Sieger den Überresten des republikanischen Heeres gewährten, Gebrauch und ging im Laufe des J. 41 nach Italien zurück. Aber hier fand er traurige Verhältnisse. Sein Vater war gestorben, und sein Besitztum zu Venusia war bei der Ackerver-

teilung, welche die Triumvirn ihren Soldaten als Lohn versprochen, verloren gegangen. Er kaufte sich daher in Rom das Amt eines quästorischen Schreibers. Die öffentlichen Schreiber, welche sich beim Staate einkaufen mußten und den einzelnen Magistraten zugeteilt wurden, bildeten einen geachteten Stand, vor allen grade die scribae quaestorii (die Schreiber des Staatsschatzes), und bezogen einen Sold und Nebeneinkünfte, bei denen sie recht gut bestehen konnten. Wenn also Horaz Epist 2, 2, 49 ff. sagt:

„Als mich Philippis Feld von dem Kriegshandwerke befreite,
Als ich flügelgestutzt, ohne Stand, des Familiengutes
Bar mich sah, da trieb mich die Not, die Mutter der Kühnheit,
Verse zu fertigen an."

so ist das so ganz ernst nicht zu nehmen. Ein Mann von solcher Geistesbildung wird an der Beschäftigung eines Schreibers und dem Verkehr mit Kollegen der Art, meistens trockenen Bureauleuten, wenig Gefallen gefunden und deshalb sich nach angenehmeren und seinem Wesen und Streben mehr entsprechenden Verhältnissen gesehnt haben. Und dazu konnte ihm vielleicht die Poesie verhelfen. Allerdings einen direkten materiellen Vorteil durch Bezug eines Honorars für herausgegebene Gedichte hatte er nicht zu erwarten; denn damals zahlten die Buchhändler den Autoren für Verlag ihrer Bücher noch keine Honorare. Aber es war mehr als heute Sitte, daß reiche angesehene Männer talentvolle Schriftsteller zu ihrem Umgang heranzogen und ihnen, falls sie kein Vermögen besaßen, die Mittel zufließen ließen, sorgenlos und in freier Muße sich ihren Arbeiten hinzugeben. Der Drang nach einer solchen Lage, die seinem Naturell mehr entsprach und zusagte, mag unsern Dichter veranlaßt haben, einige seiner Poesien zu veröffentlichen. Es waren mehrere Satiren und Epoden.

Horaz gewann sich durch diese Gedichte, welche im römischen Publikum Aufmerksamkeit und wohl auch durch ihre satirischen Angriffe einigen Aufruhr erregten, die Freundschaft der Häupter

der neuen Dichterschule, des Varius und Vergil, welche mit der Zeit immer inniger wurde und bis in den Tod andauerte. Beide empfahlen ihn ihrem Freunde und Gönner Mäcenas, der, wie bekannt, hervorragende Dichter in seinen Kreis aufzunehmen und zu unterstützen pflegte. Im J. 39 führten sie den neuen Freund dem Mäcenas zu. Er selbst spricht in der an Mäcenas gerichteten Satire 1, 6, 56 ff. von dieser ersten Vorstellung. Er habe dem hochgestellten Manne gegenüber anfangs stockend gesprochen, dann aber nach der formellen Begrüßung, als die Befangenheit gewichen,

„Sagte ich dir, daß ich nicht eines hochansehnlichen Vaters
Sohn sei, Besitzungen nicht mit apulischen Rossen bereise,
Sagte dir ganz, was ich war; du entgegnetest, wie du gewohnt bist,
Wenig; ich geh. Neun Monde nachher, da rufst du mich wieder;
Hausfreund sollt' ich dir sein."

Der Dichter erklärt dann, er lege gewaltigen Wert darauf, daß er dem Mäcenas gefalle, der ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse seine Freunde wähle, der Gut und Schlecht unterscheide nicht nach dem Range des Vaters, sondern nur nach dem redlichen Wandel und Herzen. Seitdem verkehrten Mäcenas und Horaz auf vertrautem Fuße.

Im J. 37 begleitete Horaz nebst Vergil, Varius und Plotius den Mäcenas auf einer Reise nach Brundisium, wohin dieser von Octavian mit Coccejus und Fontejus Capito geschickt worden war, um mit Antonius wegen eines Hilfsvertrags gegen Sextus Pompejus zu verhandeln. Horaz hat diese Reise nach dem Beispiel des Lucilius, der in einer seiner Satiren eine Vergnügungsreise nach Unteritalien und Sizilien beschrieben hatte, in der 5. Satire des 1. Buches launig geschildert. Wir lassen sie hier in Döderleins Übersetzung folgen:

„Hinter mir lag das prächtige Rom, bis Aricia leidlich
Obdach gab; Mitreisender war der belesenste Grieche,
Heliodor der Rhetor; von da nach des Appius Marktfleck,
Der von Matrosen und Wirten, von eigennützigen, wimmelt.

Also zerteilten wir trägen in zwei Tagmärsche, was flinken
Einer nur ist, das erleichtert den Gang auf der appischen Straße.
Hier nun geriet ich in Krieg mit dem Magen, des scheußlichen Wassers
Halber, und wartete auf die speisende Reisegesellschaft,
Unmutsvoll; schon begann die Nachtzeit dunkele Schatten
Über die Länder zu ziehn und am Himmel Sterne zu zeigen.
Nun ein Gezänk von Dienern und Schiffern, Schiffern und Dienern.
„Hier leg' an mit dem Schiff! dreihundert läßt du hinein! Oh,
Lange genug!" Mit dem Sammeln des Fahrgelds, Schirren des Maultiers
Geht eine Stunde dahin. Die abscheulichen Schnacken und Frösche
Scheuchen den Schlaf hinweg, und es singt der betrunkene Schiffer
Lieder zu Liebchens Lob im Wettstreit mit der Gesellschaft.
Endlich verfällt in Schlaf die ermüdete Reisegesellschaft,
Und auch der Schiffer entläßt, der bequeme, zur Weide das Maultier,
Bindet das Schiff an den Stein und legt sich nieder und schnarchet.
Schon war der Tag im Wenden, da merkten wir erst, daß der Kahn nicht
Vorwärts ging; bis einer in wütendem Zorn an das Land sprang
Und mit dem weidenen Stock auf Kopf und Lenden des Maultiers
Losschlug und auf den Schiffer. Um zehn Uhr landen wir endlich,
Baden Gesicht und Hand in Feronias klarem Gewässer.
Frühstück drauf und weiter! Nach fast zweistündigem Marsche
Auf nach Anxur, der Stadt auf den weithin glänzenden Felsen.
Auch mein edler Mäcen und mit ihm Coccejus gedachten
Einzutreffen, sie beide gesandt mit wichtigem Auftrag,
Beide gewohnt zu versöhnen die fremd sich gewordenen Freunde.
Hier nun mußt' ich mit Salbe, mit schwarzer, die leidenden Augen
Feuchten; indes kam an Mäcen, Coccejus, Fontejus
Capito; dieser ein Mann von der feinsten geselligen Bildung,
Auch des Antonius Freund, so innig, daß keiner ihm mehr gilt.
Fundi, woselbst als Prätor gebeut Aufidius Fuscus,
Ließen wir gern und belachten den Lohn des besessenen Schreibers,
Toga mit Purpurstreifen verbrämt, und Pfanne und Kohlen.*)
Totmüd nahmen wir dann Quartier in der Stadt der Mamurren**),
Wo für ein Haus Murena, für Kost Freund Capito sorgte.
Aber der folgende Tag war ein Tag des reinsten Vergnügens:

---

*) Der Schreiber Aufidius war für seine unbekannten Verdienste mit der Senatoren- und Priesterwürde belohnt worden, mit deren Symbolen er lächerlich groß that.

**) Formiä, Vaterstadt des schlechten Mamurra; s. S. 285.

Nächst Sinuessa begegneten uns Vergilius, Varius,
Plotius, sämtlich Seelen so rein, wie keine die Erde
Jemals trug, und Männer, mir innig verbunden wie niemand.
Das war ein Fest, eine Lust! Und Umarmung folgt auf Umarmung.
Nichts doch gleicht einem teueren Freund! denkt, wer bei Vernunft ist.
Obdach gab uns ein Haus unfern der campanischen Brücke,
Holz und Salz Lieferanten, bestallte, nach ihrer Verpflichtung.
Zeitig legten in Capua drauf die Mäuler den Pack ab,
Ging Mäcen an das Spiel, und zur Mittagsruh mit Vergil ich;
Augenleidenden schadet, wie Dauungsschwachen das Ballspiel.
Weiterhin nahm Coccejus uns auf in ein üppiges Landhaus,
Über den Herbergshäusern von Caudium. Melde den Kampf nun,
Den Sarmentus der Narr mit Cicirrus Messius ausfocht,
Muse, dazu das Geschlecht, dem jeder der Kämpen entsprossen.
Messius stammt als Sohn aus edelem oscischen Hause;
Doch Sarmentus gehört einer Herrin. Also von Abkunft,
Gingen sie ein zum Kampfe. Zuerst Sarmentus: „Du gleichest,
Sag' ich, ganz einem Pferd, einem wilden.“ Wir lachen, und er drauf,
Messius: „Gut!“ und schüttelt den Kopf. „O wär dir das Horn doch
Nicht aus der Stirne geschnitten, wie würdest du dann dich gebaren,
Da du auch nach der Verstümmelung drohst!“ Eine häßliche Narbe
Links im Gesicht entstellte die borstige Stirne des Menschen.
Dann nach mancherlei Witz auf Gesicht, campanische Krankheit,
Fordert er bittend ihn auf, den Cyklopen zu spielen, den Hirten,
Weil er keines Kothurns, auch nicht einer Maske bedürfe.
Viel antwortet Cicirrus darauf, fragt, ob er die Kette
Seinem Gelübde gemäß schon den Laren geweiht? auch als Schreiber
Bleib' er darum doch immer der Herrin Diener. Und endlich
Fragt er, warum er dem Dienst doch entflohen sei, während für ihn doch
Ein Pfund Mehl, einen schmächtigen Knirps, vollkommen genug sei.
Lange verblieben wir dort bei Tafel in heiterster Laune.
Schnurstracks ging es von hier Benevent zu. Während der Wirt da
Magere Drosseln briet, dienstfertig, brannt' er fast selbst ab;
Rings flog Feuer herum in der Küche, der alten; die Flamme
Griff dann um sich, bestrebt, am Dach hochoben zu lecken.
Da war zu sehn, wie hastig ein Gast, wie mit Zagen ein Diener
Etwas vom Mahl zu erhaschen, den Brand zu löschen bemüht war.
Jetzt nun begann das apulische Land mir bekannte Gebirge
Aufzuweisen, die stets der Sirocco dörrt, und aus denen
Nie wir wären entkommen lebendig, ohne das Landhaus,
Das uns, nah an Trivicum, bewirtete, beizenden Rauchs voll,
Weil der Kamin noch feuchtes Gezweig samt Blättern verbrannte.

Aber von hier, fünf Meilen etwa, gings weiter zu Wagen.
Ziel für uns war ein Städtchen, unmöglich im Verse zu nennen;
Schreiben nur läßt es sich leicht. Hier ist das allergemeinste,
Wasser, für Geld nur feil; doch herrliches Brot! und der Wandrer
Pflegt wohlweislich davon auf den Schultern weiter zu tragen;
Denn in Canusium ist's voll Steinchen, und Wasser ist gleich schlecht
Dort in der Stadt, die der Held Diomed vor Zeiten gegründet.
Traurig trennte sich Varius hier von den traurigen Freunden.
Weiter gelangten wir jetzt nach Rubi, müde vom Wege,
Der sich so lang hinzog und zugleich vom Regen verderbt war.
Besser war folgenden Tags das Wetter, doch schlechter der Weg noch,
Bis an Variums Mauern, des Fischorts. Gnatia gab uns,
Unter dem Fluche gebaut von Wasserdämonen, zum Lachen
Anlaß: wollt' uns bereden, daß hier ohne Feuer der Weihrauch
Schmelz' auf der Tempelschwelle; das glaub' Apella der Jude,
Ich glaub's nicht! Ohne Sorgen, so lernt' ich, leben die Götter,
Und wenn je die Natur auffallende Dinge zu Tag bringt,
Sei's kein Gott, der im Zorn aus den Himmelshöhen sie sende.
Stadt Brundisium schließt mein langes Reisen und Schreiben."

Einige Jahre nachher, etwa ums J. 33 v. Chr., schenkte Mäcenas dem Horaz, der immer mehr in seiner Liebe und Achtung gestiegen war, ein Landgut im Sabinischen, nördlich von Tibur. Das vom Dichter viel gefeierte Gut war nicht ganz unbedeutend. Horaz hielt auf demselben einen Verwalter und 8 Sklaven zur Bestellung des Ackers. Auch gehörten noch 5 Bauernhöfe dazu. Eine kleine Beschreibung seines Gutes giebt Horaz Epist. 1, 16.

„Berg an Berg, doch sind sie getrennt von schattigem Thalgrund,
Dem doch am Morgen die Seite zur Rechten die Sonne begrüßet,
Während sie scheidend am Abend die linke bescheint und umdunstet.
Loben auch wirst du die Milde der Luft. Und tragen nun gar erst
Rote Kornellen und Pflaumen ergiebig die Hecken, erfreuen
Reichlich die Eichen mit Früchten das Vieh und den Herren mit Schatten:
Näher gerückt, vermeinst du, sei hier der Berg von Tarentum.
Auch eine Quelle, geeignet, dem Bache den Namen zu geben,
Wie nicht Thrazien kühler und reiner der Hebrus durchschlängelt,
Fließt hier, heilsam dem leidenden Kopf und heilsam dem Magen.
Dieser verborgene Winkel, so lieb mir und, schenkst du mir Glauben,
Auch so reizend, erhält mich gesund in der Zeit des September."

Der hier erwähnte Quell (jetzt fonte bello), am Berg Lucretilis entspringend, bildete einen Bach Digentia, der durch das usticische Thal, in welchem die Villa des Horaz lag, dem Anio zufloß, und erhielt von Horaz den Namen Bandusia nach einer Quelle, die sich in der Nähe von Venusia befand und dem Dichter eine teure Jugenderinnerung gewesen zu sein scheint. Die sabinische Quelle ist Gegenstand der lieblichen Ode 3, 13.

„O Bandusias Quell, lichter als Bergkrystall,
Süßen Weines und nie welkender Blumen wert,
Morgen fällt dir ein Böcklein,
Dem sein knospend Gehörn bereits

Liebesfreuden verheißt, Kämpfe der Eifersucht,
Ach, umsonst; der Gespiel lüsterner Zicklein soll
Mir dein kühles Geriesel
Festlich röten mit Opferblut.

Niemals haftet auf dir schädlich des Sirius
Flammenblick, du gewährst stets dem ermüdeten
Pflugstier labende Frische,
Stets der grasenden Lämmerschar.

Dich auch zählt man, o Quell, zu den erlauchten einst,
Denn in manchem Gesang pries ich die Eiche schon,
Die den Felsen beschattet,
Draus dein Sprudel geschwätzig hüpft."

Horaz fühlte sich glücklich im Besitze dieses Gütchens und war voll Dank gegen den wohlwollenden Geber. Es war immer ein Wunsch von ihm gewesen, ein Gut von mäßigem Umfang zu besitzen, samt einem Garten und nahe beim Hause eine Quelle lebendigen Wassers und noch ein Stückchen Wald dazu. Doch die Götter hatten ihm jetzt mehr und Besseres beschert (Sat. 2, 6, 1 ff.). Der Aufenthalt in Rom behagte ihm nicht sonderlich, und so oft es ihm möglich war, entfloh er dem Lärm und dem Qualm und den tausenderlei lästigen Geschäften der Stadt, um in seiner Burg, in der gesunden Luft seiner Berge, „wo kein Buhlen um Gunst, kein bleierner Südwind, noch ein gefährlicher

Herbst ihn verzehrte, bald den geliebten Studien und der Poesie sich hinzugeben, bald in Träumen und Nichtsthun süßes Vergessen des beschwerlichen Lebens zu schlürfen". Dort lebte er ein ländliches einfaches Leben; Bohnen und Kohl, mit fettem Speck geschmelzt, waren ihm dann ein Labsal.

„Himmlischer Abend und göttlicher Schmaus, wenn ich dann mit den Meinen
Ess' am eigenen Herd und die keck mutwilligen Diener
Füttre mit Resten des Mahls, und jeder so, wie's ihm genehm ist,
Leert einen Kelch von beliebigem Maß, als freier Genosse,
Frei von den tollen Gesetzen! Er darf wie ein Zecher mit starkem
Wein sich laben, er darf's mit gewässertem, wenn er es vorzieht."

Dabei wechseln heitre und ernste, belehrende Gespräche.

Besuch aus der Stadt ist nicht selten. Oft ladet er sich selbst liebe Freunde und auch Freundinnen ein, in der gesunden Landluft, in der üppigen schönen Natur heitre Stunden mit ihm zu genießen und bei ländlichem Mahl und einem Becher Weins das Treiben der Hauptstadt zu vergessen. Eine solche Einladung an Tyndaris enthält Ode 1, 17.

„Oft schweift zum waldumrauschten Lucretilis
Der muntre Faun von seines Lycäus Höhn
Und hält von meiner Trift des Sommers
Gluten zurück und die Regenwinde.

Harmlos zerstreut im sicheren Hage, nascht
Am Laubgesproß und duftendem Thymus hier
Der Ziegen bärt'ge Schar und fürchtet
Weder den Wolf des Hädilerberges,

Noch auch der grün sich ringelnden Schlange Brut,
So lang vom Waldrohr lieblich, o Tyndaris,
Das Thal entlang die echoreichen
Felsen des schrägen Ustica hallen.

Im Schutz der Götter wohn' ich', die Götter sind
Dem frommen Dichter hold; es umschwillt dich hier,
Aus mildem Füllhorn unermeßlich
Strömend, der Blumen und Früchte Segen.

Hier magst du tief im Schatten des Thals der Glut
Des Hundsgestirns entfliehn und Penelopes
Und Circes Schwermut, ach, um Einen
Helden, zu teïscher Laute singen,

Hier leichte Becher rosigen Lesbiers
Im Kühlen schlürfen. Nimmer verwirren sich
Hier Mars und Bacchus in erhitzten
Kämpfen, und nimmer zu fürchten brauchst du,

Daß Cyrus, blind von rasender Eifersucht,
An dir, dem schwächern Mädchen, sich frevelhaft
Vergreif' und dir den Kranz im duft'gen
Haar und das keusche Gewand zerreiße."

Wenn sich Horaz in Rom aufhielt, verkehrte er hauptsächlich mit Mäcenas. Fast täglich sah man den beneideten Sohn des Freigelassenen zu dem glänzenden Palaste auf dem Esquilin hinaufwandern; doch kam Mäcenas auch nicht selten als Gast zur Wohnung des Dichters; denn er konnte den gewandten und angenehmen Gesellschafter kaum mehr entbehren, und die Freundschaft der beiden Männer war mit der Zeit eine wahre Herzensfreundschaft geworden, bei welcher der Unterschied des Standes völlig verwischt war. Sueton hat uns von Mäcenas — der, beiläufig gesagt, zwar ein feiner Kenner der Poesie war, aber selbst schlechte Verse machte — die folgenden scherzhaften Verse aufbewahrt:

„Wenn, Horatius, nicht ich mehr dich liebe,
Als mein eigen Gekrös, so sollst den Freund du
Magrer sehen am Leibe als den Tinnius."

und Horaz schwört dem Mäcenas in Ode 2, 17, daß er, wenn der Freund in den Tod vorausginge, ihm ohne Zögern folgen werde. So innig aber auch Horaz mit dem vielvermögenden Freunde verbunden und so sehr er für die große Freigebigkeit, welche ihn in eine unabhängige Lage versetzt hatte, von Dankbarkeit erfüllt war, er wahrte sich auch ihm gegenüber seine Selbständigkeit, und Mäcenas seinerseits war so rücksichtsvoll, daß er

das stolze Selbstbewußtsein des Dichters schonte und nicht ein völliges Aufgeben seiner Freiheit verlangte.

Durch Mäcenas wurde Horaz auch in die Nähe des Augustus gebracht, der gleich jenem die guten Talente richtig zu erkennen und zu würdigen verstand. Auch dieser fand großen Gefallen an dem Umgang des Horaz; aber so huldvoll und freundschaftlich auch der Herrscher sich gegen ihn erwies, auch ihm gegenüber wußte der Dichter seine freie Stellung zu behaupten. „Sein politisches Bekenntnis und seine Haltung gegenüber von Augustus ist ein fortwährendes Kompromiß zwischen seinem Unabhängigkeitsgefühl und seiner Einsicht in das unter den gegebenen Umständen mögliche und unvermeidliche. Er trifft auch hier die schwierige Mittellinie, weder anzustoßen noch sich etwas zu vergeben.“ (Teuffel). Horaz war von Jugend auf seinen Grundsätzen nach Republikaner, und er hat bei Philippi für die Republik gekämpft. Als die Sache der Freiheit durch die Schlacht bei Philippi den Todesstoß erhalten hatte, da gab er zwar seine politischen Grundsätze nicht auf, aber er accommodierte sich den thatsächlichen Verhältnissen. Er gewann, allerdings erst allmählich und nach längerer Zeit, die Überzeugung, daß die Monarchie nur allein noch möglich war, und Augustus erschien ihm mit der Zeit als der Mann, der nach Talent und Tüchtigkeit dazu am meisten Berechtigung hatte und von dem Willen beseelt war, dem nach vielen Stürmen in den Hafen gebrachten Staate den Frieden zu erhalten und Wohlfahrt zu schaffen, die Leidenschaften zu beschwichtigen und die altrömische Tugend, soweit es noch möglich war, wiederherzustellen. Bei diesem Werke rechnete Augustus und mit ihm sein Freund Mäcenas auch auf die Hilfe der Dichter, und Horaz konnte, da von republikanischer Seite für das Vaterland nichts mehr zu erwarten war, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, in das monarchische Lager übertreten und, soweit es der politische Anstand erlaubte, die heilsamen Bestrebungen des Augustus unterstützen. Er that, was damals eine Menge der besten Männer that. In dem ersten Buche der

Satiren, das Horaz zuerst geschrieben, ist von einer Verherrlichung des Augustus noch nichts zu finden; aber seine späteren Gedichte sind über Augustus des Lobes voll. Man lese z. B. Ode 4, 15:

An Cäsar Augustus.

Feldschlachten wollt' ich singen und Städtesieg,
Da rauschte Phöbus' Leier die Warnung mir,
Aufs hohe Meer mich nicht mit schwachem
Segel zu wagen. Es bracht', o Cäsar,

Dein Alter goldnen Segen der Heimatflur
Und gab die Adler unserem Jupiter
Zurück, den Siegstrophä'n der stolzen
Parther entrissen. Und kriegsentlastet

Den Janustempel schloß es und zügelte
Die jeder Schranke spottende Leidenschaft
Und, schonungslos des Lasters Wurzel
Tilgend, erweckt' es die Zucht der Väter,

Durch die der Name Roms und Italiens
Ruhmvolle Macht zum herrlichen Reich erwuchs,
Das stolz vom Bett der Abendröte
Heute sich dehnt bis zum fernsten Aufgang.

Nun Cäsar wacht, mag keine Gewalt uns mehr,
Kein Bürgersturm aufschrecken aus holder Ruh,
Kein blinder Haß, der, Schwerter schmiedend,
Blutigen Zwist in den Städten aufregt.

Nicht dürfen, die tiefrauschend der Ister tränkt,
Nicht Geten mehr noch Syrer den julischen
Gesetzen trotzen, nicht die falschen
Perser und Tanais wilde Söhne.

Doch wir, am Werktag opfernd, am Feiertag,
Wir wollen Libers köstlicher Gabe froh
Inmitten unsrer Fraun und Kinder,
Wenn wir den Göttern gesprengt in Andacht,

Im Festgesang zu lydischem Flötenschall
Siegreicher Feldherrn denken nach Väterbrauch
Und Troja preisen und Anchises
Und der Ernährerin Venus Enkel.

Augustus wünschte den Horaz näher an seine Person heranzuziehen und wollte ihn zu seinem Privatsekretär machen. Er schrieb in einem Brief an Mäcenas die von Sueton erhaltenen Worte: „Früher reichte meine Zeit und Kraft zur Korrespondenz mit meinen Freunden aus; jetzt aber, wo ich so sehr beschäftigt und von schwacher Gesundheit bin, wünsche ich unseren Horatius dir abspenstig zu machen. Er wird also von deinem Schmarotzertisch zu meiner königlichen Tafel übergehn und mich beim Briefschreiben unterstützen." Als Horaz es ausschlug, fährt Sueton fort, da nahm er es ihm durchaus nicht übel, noch ließ er ab, ihm Beweise seiner Freundschaft zu geben. Es sind noch Briefe des Augustus an Horaz vorhanden, aus denen ich zum Belege weniges anführe: „Nimm dir etwas heraus, wie wenn du mein täglicher Gesellschafter wärest. Du wirst daran recht thun und keine Unbesonnenheit begehn; denn es war ja mein Wunsch, in solchen Verkehr mit dir zu treten, wenn es deine Gesundheit erlaubt hätte." Und ein andermal: „Wie sehr ich an dich denke, kannst du auch von unserem Septimius hören; denn es geschah zufällig, daß ich in seiner Gegenwart deiner Erwähnung that. Denn wenn du auch stolz meine Freundschaft verschmäht hast, so bin ich doch deswegen nicht hoffärtig." Außerdem nennt er ihn oft unter andern Scherzen „das allerliebste Kerlchen" und hat ihn auch durch manches freigebige Geschenk bereichert. Von seinen Schriften hatte er eine so hohe Meinung und war von ihrer unsterblichen Dauer so überzeugt, daß er ihm nicht bloß die Abfassung des Carmen saeculare (des bei der Säkularfeier Roms im J. 17 v. Chr. zu singenden Liedes) übertrug, sondern auch die Verherrlichung des Siegs seiner Stiefsöhne Tiberius und Drusus über die Vindeliker (15 v. Chr.); und dadurch nötigte er ihn, seinen drei Büchern Oden nach langem Zwischenraum noch ein viertes hinzuzufügen. Später, nachdem er einige seiner Sermonen (Episteln) gelesen, beschwerte er sich darüber, daß er seiner darin nicht Erwähnung gethan, mit folgenden Worten: „Wisse, daß ich dir zürne, weil du in den meisten Ge-

dichten der Art deine Rede nicht hauptsächlich an mich richtest. Oder befürchtest du etwa, es möchte dir bei der Nachwelt Schande bringen, wenn es scheint, als stündest du mit mir auf vertrautem Fuße?" Und so drang er ihm die Ekloge (so nennt Sueton die Epistel 2, 1) ab, deren Anfang lautet:

„Da du so viel, so schwere Regierungslasten allein trägst,
Rom mit dem Schwert mußt schützen, Italiens Sitten veredeln,
Bessern Recht und Gesetz, ists Frevel vielleicht' am Gemeinwohl,
Wenn mein langer Sermon von der Arbeit, Cäsar, dich abhält."

Soweit die Erzählungen des Sueton. In der erwähnten, an Augustus gerichteten Epistel, deren Abfassung in die letzten Lebensjahre des Dichters fällt, vermied Horaz mit kluger Berechnung alle politischen Dinge und behandelte die älteren römischen Dichter im Vergleich mit den griechischen Dichtern und den römischen der Neuzeit, ein unverfängliches Thema, bei dessen Besprechung er in schmeichelhafter Weise den Monarchen als gebildeten Kunstkenner zum Schiedsrichter über die alte und neue Poesie machte.

Neben Mäcenas und Augustus stand Horaz auch noch mit andern durch ihre gesellschaftliche Stellung bedeutenden Männern in freundschaftlicher Beziehung. Dazu gehörte M. Vipsanius Agrippa, nach Augustus der angesehenste Mann im Reiche, der große Kriegsheld und Staatsmann, der auch Interesse für die Poesie hatte, ferner Tiberius Claudius Nero, der spätere Kaiser, der, in seiner Jugend mit einer gründlichen Bildung ausgestattet, Verse in lateinischer wie griechischer Sprache verfertigte, C. Asinius Pollio, M. Valerius Messala Corvinus u. a. Unter den namhaften Dichtern war Horaz außer mit Vergil und Varius eng verbunden mit dem Elegiker Tibullus, während der andre berühmte Elegiker Propertius von ihm nicht erwähnt wird, so wenig wie er von diesem, was darauf hinzudeuten scheint, daß beide in einem nicht freundlichen Verhältnis zu einander standen. Eine größere Zahl andrer, in der Litteratur thätiger und sachverständiger Männer, die ihm befreundet waren und auf deren Urteil er etwas gab, nennt Horaz neben den schon erwähnten

am Ende der 10. Satire des ersten Buches, Plotius Tucca, der mit Varius die Äneis des Vergil herausgab, die Dichter Valgius Rufus, Aristius Fuscus, Servius Sulpicius u. a. An die meisten seiner Freunde hat Horaz, mochten sie hochgestellt sein oder niedrig, wenigstens ein Gedicht gerichtet; vor allen aber ist Mäcenas bedacht, dem auch alle Werke, die Satiren, Epoden, Oden und Episteln gewidmet sind. Deshalb steht vor jeder dieser Sammlungen ein dem Mäcenas bestimmtes Gedicht.

Horaz hat nie nach Ehren und Ämtern begehrt; er liebte ein einfaches, freies und bequemes Leben, in dem er seine Zeit ganz nach Belieben verwenden könnte. „Das Volk hält mich vielleicht für thöricht," sagt er Sat. 1, 6, „daß ich mir keine Eltern wünsche, die durch Würde und Ämter geehrt sind, daß ich eine Last zu tragen verschmähe, die ich nicht gewohnt bin;

„Denn ich müßte sogleich mir ein größer Vermögen erwerben,
Mehr an Grüßen verteilen; ich müßte so manchen Begleiter
Mit mir nehmen, um nicht so allein aufs Land und auf Reisen
Auszuziehn; mehr Pferde mit größerer Pferdebedienung
Halten und Luxuswagen. Doch jetzt, jetzt darf ich auf magrem
Maultier reisen, sogar, wenn ich will, auch bis nach Tarent hin,
Auch wenn der Ranzen das Kreuz und der Reiter die Schenkel ihm wund reibt.
Also hab' ichs bequemer als tausend andre."

Wegen seiner Liebe zu einem freien ungestörten Genuß des Lebens hielt er sich auch viel auf seinem Landgut auf, fern von der Hauptstadt, wo so zahlreiche Verpflichtungen an ihn herantraten; auch machte er dann und wann, sei's zum Vergnügen oder seiner Gesundheit halber, Reisen, doch nicht über die Grenzen Italiens hinaus, ging ins Bad ans campanische Meeresufer. Wann er in Rom war und frei von Verpflichtungen, so verlebte er gewöhnlich die Zeit des Tages in folgender Weise (Sat. 1, 6, 110 ff.):

„Ja, ich lebe bequemer als du, erlauchter Senator,
Besser als tausend andre dazu; denn sobald mir die Lust kommt,
Geh' ich allein; ich frage: was kostet Gemüs und Getreide?

Treibe mich um im Circus, dem täuschungsreichen, und abends
Oft auf dem Markt, bleib' stehn bei Zukunftschauern, begebe
Dann mich nach Haus zum Erbsen- und Lauch- und Plinsengerichte.
Knaben bedienen mich drei beim Mahl; eine Platte von weißem
Stein trägt Ein Paar Becher, zugleich mit dem Schöpfer; ein Napf steht
Nah, ohne Wert, eine Schale mit Topf, campanische Ware.
Nachher geh' ich zu Bett, ohne Kummer im Herzen, daß morgen
Auf ich müßt' in der Früh, und den Marsyas*) müsse besuchen,
Der unerträglich findet des jüngeren Novius Antlitz.
Ruhe bis zehn; dann gehts lustwandeln, oder ich lese,
Schreibe, zu meinem Vergnügen allein; dann salb' ich mich, nicht so,
Wie der unsaubere Natta, mit Öl, das den Lampen bestimmt war.
Fühl' ich mich müd und ladet die Mittagssonne zum Bade,
Fort von dem Marsfeld dann und dem Ballspiel, das ich bisher trieb.
Frühstück drauf, ohne Hast, doch genug, um über den Tag nicht
Hungrigen Magens zu sein; dann daheim in müßiger Ruhe.
So lebt, wer sich entwunden dem elend machenden Ehrgeiz;
Und so leb' ich (das dient mir zum Trost) auch künftig im Leben,
Schöner als wär' Ahn, Vater und Ohm ein Quästor gewesen."

Horaz war nicht verheiratet. Der intime Verkehr des Junggesellen mit einer Anzahl von Hetären, Mädchen aus dem Sklaven- oder Freigelassenenstande, muß ihm natürlich von dem heutigen Standpunkte aus zum Vorwurf gereichen. Die römische Moral sah in solchen Liebschaften nichts tadelnswertes, und zudem ist vieles, was sich in seinen Oden auf Liebesabenteuer bezieht, nur als poetische Fiktion zu betrachten.

In den letzten 12 Jahren seines Lebens war Horaz viel von Krankheit heimgesucht; er hatte eine schwache Brust und litt besonders an Gicht, und die Folge davon waren häufige Verstimmung und hypochondrische Anwandlungen. Ein Brief an Celsus Albinovanus, einen befreundeten Dichter und Schreiber des Tiberius, Epist. 1, 8, um das Jahr 20 v. Chr., also etwa

*) Eine Statue des Marsyas stand auf dem Forum bei der alten Rednerbühne. Der Wechslertisch des Wucherers Novius stand in seinem Rücken, und darum sagt der Dichter, Marsyas wolle den verhaßten Wucherer nicht ansehen.

in seinem 45. Lebensjahre geschrieben, berichtet über das Leid des übelgelaunten kranken Dichters folgendes:

„Trotz vieler und herrlicher Pläne
Lebt er nicht, wie er soll, wie er wünscht, nicht weil ihm den Weinstock
Hagel und Wetter zerstört und den Ölbaum Hitze verderbt hat,
Auch nicht, weil ihm das Vieh auf entlegenem Gute dahinsiecht;
Nein, weil mehr noch am Geist als an leiblichem Wesen er krank ist,
Nichts will hören und sehn, was den Trübsinn könnte verscheuchen;
Grollt mit dem redlichen Arzt und im Zorn die Freunde beleidigt,
Daß sie todbringender Schlafsucht ihn zu entziehen bemüht sind;
Weil er das Schädliche sucht, was Heilung brächte, zurückweist,
Haltungslos sich von Rom nach Tibur, von Tibur nach Rom sehnt."

Auch schon in seinen früheren Jahren, zur Zeit seiner Reise nach Brundisium, litt er an den Augen, ein Übel, das ihn vielleicht im Alter noch plagte.

Über die letzten Lebensjahre des Dichters wissen wir nichts. Mit Mäcenas, der ebenfalls viel von Krankheit geplagt ward, blieb er bis zu dessen Tod in engster Freundschaft. Als dieser im Jahre 8 v. Chr. starb, bat er den Augustus in seinem Testament: „des Horatius Flaccus sei eingedenk wie meiner selbst". Aber schon kurz darauf, in demselben Jahre 8 am 27. November, starb auch Horaz, im 57. Jahre seines Lebens. So hielt er seinem Freunde das Versprechen, das er ihm früher in einem Gedichte gegeben, daß er ihm gleich in den Tod folgen werde. Der Tod kam so schnell, daß er keine Zeit mehr hatte, sein Testament zu unterschreiben; er setzte daher mündlich den Augustus als seinen Erben ein. Er wurde, dem Wunsche des Mäcenas gemäß, neben diesem in dessen Begräbnisstätte in den Gärten auf dem Esquilin beigesetzt.

Horaz war ein Mann von kleiner Statur — „vom Scheitel bis zur Sohle zwei Fuß hoch", sagt er selbst scherzend Sat. 2, 3, 309. Dagegen hatte er eine ansehnliche Rundung des Leibes. In seinem Brief an Tibullus (Epist. 1, 4) nennt er sich „fett und wohl beleibt mit gut gepflegter Haut, ein Ferkel von der Herde des Epikurus". Über seine Kleinheit und dicke Figur scherzt Augustus

in folgendem, von Sueton angeführten Brief: „Onysius brachte mir dein Büchlein, das ich, wie groß es auch immer sei, mit Dank annehme. Du scheinst mir zu befürchten, daß deine Bücher größer seien, als du selbst bist. Aber wenn es dir auch an Körperlänge fehlt, so fehlt es dir doch nicht an Korpulenz. Du kannst ja daher über ein bauchiges Schoppenmaß (sextariolus) schreiben, damit der Umfang deiner Rolle recht dick werde, wie der deines Bäuchleins ist." In jungen Jahren hatte Horaz schwarze Haare; doch wurde er früh grau und war mit einer Glatze geziert.

Die harmonisch und maßvoll angelegte Natur des Horaz, welche überall die Extreme vermied, strebte nach behaglichem Genuß und einer ruhigen Verfassung der Seele, die weder durch innere Stürme und Leidenschaften noch durch äußere Anlässe getrübt würde. Darum huldigte er von seinen jungen Jahren an, wie so viele Römer seiner Zeit, der Philosophie des Epikur, welche den Menschen lediglich auf sich selbst anweist und das höchste Glück in maßvollem Genusse des Leibes wie des Geistes sucht. In seinen frühesten Gedichten, den Satiren, bekennt er sich entschieden zu den Grundsätzen des Epikur und bekämpft mit seinem Spott die Lehren der dem Epikureismus entgegenstehenden Stoa, welche Ertötung der Sinnlichkeit und Verachtung der Genüsse verlangte und die Tugend als das höchste und einzige Gut hinstellte, aber freilich durch mancherlei Wunderlichkeiten entstellt war. Als jedoch im Fortschritt der Jahre der sittliche Ernst mehr und mehr in seinem Geiste Wurzel faßte und er bei der Behandlung der höheren Fragen des Lebens den Epikureismus nicht genügend fand, da begannen auch die ernsten Lehren der Stoa einen größeren Einfluß auf ihn zu üben. Wenigstens in seinen späteren Dichtungen, in den Oden höheren Schwungs und den Episteln, machten sich bis zu einem gewissen Grade die stoischen Ansichten geltend, mochte er auch in der Praxis des Lebens noch immer dem Epikureismus ergeben sein, allerdings dem maßvollen und vernünftigen, der nicht hinabzieht in den

gemeinen niederen Genuß. Die Epistel an Tibull, in welcher er sich scherzend ein Ferkel aus der Herde des Epikurus nennt, gehört ja seinem reifen Mannesalter an.

In einem seiner ersten Gedichte (Sat. 1, 4, 39 ff.) rechnet sich Horaz nicht in die Reihe derer, die ihm als Dichter gelten. Es reicht nicht hin, sagt er, nur Gedanken in Verse einzuschließen; „wem Phantasie inwohnt, ein begeistertes Herz, eine Sprache höheren Schwungs, nur dem gieb jenen erhabenen Namen". Horaz hat sich richtig erkannt; er ist allerdings kein Dichtergenie von großer schöpferischer Kraft, es fehlt ihm der Schwung der Phantasie und der ideale Flug der Begeisterung; dagegen ist er ein Mann von feinem und scharfem Verstand und tiefgehender Beobachtungsgabe, der seine Erfahrungen und Kenntnisse mit heiterer Ruhe, mit feinem Geschmack und Grazie künstlerisch zu gestalten weiß. Dies letztere war einerseits eine ihm angeborne Gabe, andrerseits ein Produkt seines eifrigen Studiums der griechischen Litteratur, namentlich der griechischen Dichter. Er gehörte durchaus zu der Klasse der hellenisierenden römischen Dichter, der neuen Kunstdichter der augusteischen Zeit, und war vorzugsweise der Vorkämpfer dieser Richtung, der gegen die noch bei vielen Römern herrschende Vorliebe für die alte römische Poesie, für Ennius, Plautus, Pacuvius u. a., welche den Ansprüchen der weit vorgeschrittenen Neuzeit nicht mehr genügten, seine scharfen Waffen richtete und mit aller Entschiedenheit für die neuere Poesie eintrat, ohne indes „die Alten" völlig zu verwerfen. Und der Erfolg dieser Polemik war, daß die alten Dichter, die noch von Cicero so hoch gehalten wurden, im Laufe der augusteischen Zeit ihr Ansehen fast ganz verloren.

Die ersten Gedichte, welche Horaz für die Öffentlichkeit bestimmte, nachdem er jedenfalls sich schon vorher in der Poesie versucht und geübt, waren seine 2 Bücher Satiren. Er schrieb sie etwa vom J. 40—30 v. Chr., also im Alter von 25—35 Jahren, und gab das erste Buch wohl im Jahre 35, das zweite 5 Jahre später heraus, nachdem vorher die einzelnen Gedichte

gleich nach ihrer Entstehung schon veröffentlicht worden waren. In derselben Zeit dichtete er zwischendurch seine in einem Büchlein zusammengefaßten 17 Epoden, die in ihrem aggressiven Charakter einerseits mit den Satiren auf gleichem Boden standen, andrerseits durch ihre melische Form für den Dichter eine Vorbereitung waren für seine Oden. Nach Abschluß der Satiren und Epoden wandte sich Horaz in der Mitte der Dreißiger ganz der Lyrik zu; er dichtete in einem Zeitraum von etwa 7 Jahren (von 30—24 v. Chr.) die drei ersten Bücher der Oden (Lieder) oder, wie er sie selber nennt, carmina, denen dann nach einer Unterbrechung von ungefähr 6 Jahren auf äußere Veranlassung von 17—13 v. Chr. die Oden des 4. Buches folgten. In der Zwischenzeit zwischen der Herausgabe der 3 ersten und der Abfassung des 4. Buches der Oden wurde das 1. Buch der Episteln gedichtet. Das 2. Buch der Episteln bildet vom Jahre 13 an den Schluß der horazischen Dichtung.

Die Satire, ein echtrömisches Gewächs, wurde zuerst von Ennius in die römische Litteratur eingeführt; doch hatte die Satura oder Satira des Ennius nicht die Bedeutung, welche wir jetzt mit diesem Worte verbinden. Sie war ein buntes Gemisch von Gedichten, mannigfaltig an Inhalt und Form, und wenn Ennius auch in denselben wohl Mängel und Gebrechen des menschlichen Lebens besprach, so fehlte doch alles bittre und beißende. Dieses aggressive Element brachte erst später C. Lucilius (180—103 v. Chr.) in die Satire, und deswegen nennt ihn Horaz den Erfinder derselben. Er unterwarf die Zustände seiner Zeit von allerlei Art, die privaten wie die öffentlichen, einer scharfen beißenden Kritik und schonte weder Hohe noch Niedere. Auf diesem Wege folgte ihm Horatius, der maßgebend für die folgenden römischen Satiriker geworden ist; auch beschränkte er die Satire ausschließlich auf den Hexameter, der allerdings auch von Lucilius meistens gebraucht worden war.

Horaz nahm den Stoff für seine Satiren nur aus dem sozialen und litterarischen Leben, während er das Gebiet der

Politik ganz bei Seite ließ. Die politischen Verhältnisse der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit waren so trauriger Art, daß eine satirische Besprechung derselben, ohne tiefe Wunden zu schlagen, nicht möglich war, und zudem hätte Horaz, der zu der unterlegenen Partei gehört hatte, bei Behandlung der politischen Zustände zu Vergleich und Vorwurf reizen können. Auch bei seiner Kritik privater Gebrechen und Mängel verfuhr Horaz mit Vorsicht und Mäßigung. Er begnügte sich mit der Persiflierung ganzer Klassen und Kategorien, der Verschwender und Geizhälse, Wucherer, Ehebrecher, Wüstlinge u. s. w., sowie der Vertreter gewisser philosophischen und poetischen Richtungen, wobei dann allerdings einzelne Personen, wirkliche oder fingierte, als Beispiele vorgeführt werden mußten. In der Regel aber nannte er mit Namen nur Tote, welche schon früher zu typischen Charakteren gemacht worden waren, und unter den Lebenden besonders Leute von geringer Bedeutung; manchmal geißelte er stadtbekannte Persönlichkeiten unter fingierten Namen. Auch seine eigene Person zog er nicht selten in das Bereich seiner Besprechung. Horaz hatte für die Satire eine glänzende Begabung; denn ein besonderes poetisches Talent, das ihm ja abging, ist für den Satiriker nicht nötig. Dagegen besaß er neben scharfer Beobachtungsgabe und gesundem Urteil Witz und Laune und die Gabe lebendigen, fesselnden Ausdruckes, dessen schönste Seite die Urbanität ist, der feine Ton einer Bildung, wie sie nur die Weltstadt Rom zu geben vermochte. Ohne grobe niedre Späße, ohne schneidende Schärfe und Bitterkeit stellt er mit heiterer Ironie in reinem, elegantem Ausdruck, der immer das rechte Wort zu treffen weiß, das Verkehrte und Verwerfliche als etwas Lächerliches dar; aber die Grundlage seines Spottes ist der sittliche Ernst, der nicht auf Lachen hinarbeitet, sondern auf Besserung.

Horaz bekennt in seinen Satiren, daß seine Verse keine wahre Poesie seien; seine Satiren seien im Umgangston (sermo), in der Sprache des gewöhnlichen Lebens geschrieben und unter-

schieden sich von dieser nur durch das Metrum. Er nennt deshalb sowohl seine Satiren wie seine Episteln, die in ähnlicher Weise geschrieben sind, Sermones. Es herrscht in diesen Erörterungen nichts von wissenschaftlicher Strenge, sondern der lässige Gang urbaner Konversation, welche sich mancherlei scheinbare Abschweifungen vom Thema erlaubt und durch eingestreute Beispiele, Anekdoten, Fabeln u. dergl. den Vortrag zu beleben sucht. Die Lebendigkeit der Darstellung gewinnt namentlich auch durch die dialogische Form, welche Horaz häufig in dem 2. Buche der Satiren, das schon eine reifere Kunstform zeigt als das erste, in Anwendung gebracht hat; doch finden wir sie auch im 1. Buche, z. B. in der 9. Satire, die wir hier in der Übersetzung von Geibel mitteilen.

Der Schwätzer.

Über den heil'gen Weg hinschlendert ich, wie ich gewohnt bin,
Irgend ein Verschen im Kopf, was weiß ich? und ganz in Gedanken —
Kommt mir da einer gerannt, kaum kenn' ich den Mann nach dem Namen,
Drückt mir die Hand fast lahm und: wie geht es, Verehrtester? fragt er.
Leidlich so weit — antwort' ich zerstreut — und: ergebenster Diener.
Drauf, als er Schritt stets hält, abbrechend: Befiehlst du noch sonst was?
Teuerster, sagt er, so fremd? Ich gehöre zur Kunst ja. — Das freut mich
Herzlichst, gab ich zurück, und loszukommen begierig
Ging ich geschwinder und blieb dann stehn, und raunte dem Diener
Dies und jenes ins Ohr, indes auf die Stirn mir der helle
Angstschweiß trat. „O stünde Bolans glückselige Grobheit
Mir zu Gebot!" So seufzt' ich für mich, da jener ins Zeug nun
Schwatzt' und die Straßen umher und die Stadt pries. Als ich beharrlich
Schwieg, da begann er zuletzt: du möchtest um alles mich los sein,
Längst schon hab' ich's gemerkt; doch vergieb, ich bin zäh, und ein Endchen
Geh ich noch mit. Wo soll's denn hinaus? — Nicht nötig; ein Umweg
Wär' es für dich. Ich will auf Besuch; du kennest den Mann nicht,
Jenseits liegt er mir krank, weitweg, an den Gärten des Cäsar. —
„Bin ich doch frei und wacker zu Fuß; ich begleite dich immer." —
Kleinlaut hing ich das Ohr und verdrossenen Sinns wie ein Esel,
Dem man zuviel auf den Rücken gepackt. Da begann er aufs neue:

Überschätz' ich mich nicht, so werd' ich so lieb dir wie Viscus
Oder wie Varius sein. Schreibt einer so viel und so rasch denn
Verse wie ich? und bewegt sich so leicht mit gefälligem Anstand?
Auch zu singen versteh' ich, Hermogenes dürft' es beneiden. —
Ärgerlich fuhr ich dazwischen: Du hast noch die Mutter am Leben?
Oder Geschwister vielleicht, die um dich sorgen? — Nicht eins mehr.
Alle begraben! — Die glücklichen die! Nun bin ich geliefert.
Mach' denn ein End! Es erfüllt sich das Schicksal, das mir als Kind einst,
Da sie das Los mir warf, die sabellische Hexe geweissagt:
„Diesen entführt nicht Gift, nicht feindliches Schwert zu den Schatten,
Auch kein Lungengebrest noch Husten und lähmende Fußgicht,
Sondern es bringt ihn einmal ein Schwätzer ums Leben; die Schwätzer
Halt' er sich weislich darum vom Leibe, sobald er heranwächst." —
Schon auf Mittag gings, und wir kamen zum Tempel der Vesta,
Wo zufällig er heut auf Bürgschaft vor dem Gericht sich
Stellen mußte, wo nicht, auf ein günstiges Urteil verzichten.
Gingst du mir, sprach er, vielleicht hier etwas zur Hand? — Ich bedaure.
Müßt' ich sterben darum, kein Wörtchen versteh' ich vom Rechtsgang;
Und dann eil' ich, du weißt ja wohin? — Schlimm, sagt er, was thu' ich?
Geb' ich nun dich auf oder den Spruch? — Mich, Liebster! — O nicht doch!
Ruft er und stapft drauf zu, und ich, vom vergeblichen Kampfe
Mürbe bereits, ihm nach. — Wie stehst du denn jetzt mit Mäcenas?
Fragt er aufs neu; er ist schwer zugänglich, heißt es, gescheut sonst,
Und sein Schäfchen versteht er zu scheeren. Du fändest an mir hier
Einen verläßlichen Freund, dein Spiel zu begünstigen, wärst du
Mich zu empfehlen geneigt. Mein Leben verwett' ich, wir stechen
Alle die übrigen aus. — Du irrst! So geht es nicht zu dort,
Auch im entferntesten nicht. Kein Haus ist reiner und solchen
Häßlichen Künsten so fremd. Mir schadet es nie, wenn ein andrer
Witziger oder vermögender ist. Der gebührende Platz wird
Jedem zu teil. — Da behauptest du viel. Kaum glaublich! — Und dennoch
Wahr. — Nun machst du mich erst recht lüstern; ich würd' ihm ein Freund sein,
Näher als einer. Du darfst in der That nur wollen; wie du stehst,
Setzest du mich schon durch. Er ist weich, und weil er das selbst fühlt,
Läßt er nicht gleich jedweden heran. Auch soll es an gar nichts
Fehlen; ein Trinkgeld thut's bei den Dienern. Empfängt er mich heut nicht,
Komm' ich morgen, ich passe die Zeit ab, such ihn zu treffen,
Zeigt er sich draußen, und bring ihn nach Haus. Uns Sterblichen fällt ja

Mühlos nichts in den Schos. — So schwatzt er noch, sieh, da begegnet
Fuscus Aristius uns, mein Hausfreund, welchem zu gut nur
Jener bekannt. So bleiben wir stehn. Woher und wohin jetzt?
Fragt er und giebt uns Bescheid. Ich zupf' ihn am Mantel, ich kneip' ihn
Scharf ins Weiche des Arms, umsonst, wie deutlich ich winke,
Wie ich die Augen verdrehe, er soll mich befrein: der Verräter
Thut, als verständ' er mich nicht, und lacht. Ich koche vor Ärger.
„Sagtest du nicht, du hättest mit mir ein Geschäft zu bereden?
Ganz im Vertraun?" — Ja wohl, ich besinne mich; aber wir thun es
Wohl zu gelegnerer Zeit. Hauptsabbath ist heut, und Geschäfte,
Spricht der Ebräer, verderben die Lust. — „Was frag' ich nach solchem
Aberglauben, Arist?" — Ich aber, ich habe die Schwachheit,
Darin lauf' ich so mit. Du verzeihst, wir treffen uns sonst wohl. —
Ging je schwärzer ein Morgen mir auf? Er entschlüpft mir und läßt mich
Unter dem Messer, der Schelm. — Da führt mein Stern mir den Mann her,
Der sich für jenen verbürgt. Und „Wohin du abscheulicher?" schreit er
Grimmig ihn an, und zu mir: Dich nehm' ich als Zeugen! Ich biet' ihm
Willig das Ohr.*) Nun geht's ins Gericht. Dort Streit und Gezeter
Lärm und Gedräng ringsum. So ward mein Retter Apollo.

Die Epoden, welche in dieselbe Zeit mit den Satiren fallen und gleich diesen noch den Charakter der Jugendlichkeit an sich tragen, haben diesen Namen von den Grammatikern erhalten. Man verstand nämlich unter Epode (ἐπῳδός) jedes Gedicht aus zweizeiligen Strophen (mit Ausnahme des elegischen Distichons), in denen auf einen längeren Vers ein kürzerer folgt, besonders auf einen jambischen Trimeter ein solcher Dimeter. Horaz selbst nannte diese Gedichte Jamben, da sie eine Nachbildung der Jamben des Archilochos von Paros (c. 700 v. Chr.) waren**), der zuerst die jambische Poesie geschaffen und zu erbittertem Angriff gebraucht hatte, besonders gegen einen Parier Lykambes und seine Töchter. Da dieser dem Archilochos seine jüngste Tochter verlobt, aber später sein feierlich gegebenes Versprechen wieder gebrochen hatte, so überschüttete er ihn und seine

*) Man faßte beim Ohr, wen man als Zeugen vor Gericht aufforderte.

**) Siehe meine Meister der griech. Litteratur, S. 63 ff.

Töchter in seinen Jamben mit so leidenschaftlichen Schmähungen, daß sich nach der Sage alle erhängten. Horaz ist stolz darauf, daß er die Dichtung des Archilochos auf lateinischen Boden gepflanzt hat. Epist. 1, 19, 19 ff. heißt es:

„O Nachahmergeschlecht, armselige Herde, wie oft schon
Hat dein Lärm mir die Galle geweckt und wie oft das Gelächter!
Doch ich prägte die bahnende Spur in ein neues Gebiet ein,
Das vor mir kein Fuß noch betrat. Wer kühn sich vertraun darf,
Lenkt als Führer den Schwarm. Ich habe zuerst den Latinern
Parische Jamben gezeigt, an Archilochos' Rhythmus und Geist mich
Haltend, doch nicht an den Stoff und die Worte zum Hohn des Lykambes.
— — — — — — — — — — — — — — —
Diesen, an den sich gewagt kein früherer, führt' ich den Römern
Vor im Latinergesang. Und mich freut's, die eroberten Gaben
Heut von den Besten gelesen zu sehen und in Händen gehalten."

Nach diesen Worten des Horatius selbst hat er wohl im Geist und im Versmaß des Archilochos gedichtet; aber seine Nachahmung ist selbständig, er hat andere Stoffe, solche, die ihm nahe lagen, gewählt und nicht mit so tödlicher Erbitterung angegriffen, wie Archilochos. Während die Satiren eine Kritik allgemeiner Verhältnisse enthalten, sind die Epoden meistens gegen einzelne Personen gerichtet, die aber zum Teil nicht mit Namen oder mit fingierten Namen vorgeführt werden. Auch dem römischen Volke sind zwei Epoden (7 und 16) gewidmet, in denen der Dichter ihm Vorwürfe wegen der endlosen verderblichen Bürgerkriege macht. Die 16. Epode, wahrscheinlich das früheste von allen horazischen Gedichten, bezieht sich auf den perusinischen Krieg, der im J. 41 zwischen L. Antonius und Octavianus ausbrach. Das jugendliche Gedicht leidet noch an manchen Mängeln; dagegen ist die vielleicht auf denselben Krieg bezügliche 7. Epode wohlgelungen. Sie heißt:

An die Römer.

Wohin, wohin, ihr Rasenden? Warum liegt die Faust
Schon wieder euch am Heft des Schwerts?

Sind Land und Meer denn immer noch zur Gnüge nicht
 Gesättigt mit Latinerblut?
Nicht zu verbrennen giebt es jetzt Karthagos Burg,
 Der stolzen Nebenbuhlerin,
Noch wilde Britten kettenschwer aufs Capitol
 Dahinzuführen im Triumph.
Nein, fallen soll, zur Lust dem Parther, diese Stadt
 Selbstmörderisch durch eigne Hand.
So würden Wölfe nimmer hausen oder Leun,
 Nur fremde Brut zerreißen sie.
Euch aber, reißt euch blinde Wut, reißt Götterzorn,
 Reißt Schuld euch hin? Gebt Rechenschaft!
Ihr schweigt und werdet totenbleich und starrt mich an,
 Entsetzen lähmt euch, weil ich's traf.
So ists: ein furchtbar Schicksal treibt die Römer um,
 Der finstre Geist des Brudermords,
Seit Remus Blut, schuldlos vergossen, diesen Grund
 Zum Fluch der Enkel rot gefärbt.

Als Beispiel giftigen, des Archilochos würdigen Hasses diene die 10. Epode gegen den schon bei Vergil (S. 297) erwähnten schlechten Dichter Mävius, der mit Horaz und Vergil verfeindet war. Horaz schickte sie dem verhaßten nach, als er nach Griechenland zu Schiffe ging. Die Übersetzung ist von Lucian Müller.

„Auf böse Zeichen trägt ins Meer das Schiff hinaus
 Den ekelhaften Mävius.
Gedenke, Süd, mit Sturmesfluten rechts und links
 Zu peitschen seines Schiffes Wand!
Der finstre Ost zerstreue auf dem Wasserschwall
 Die Ruder und die Taue weit!
Wie auf der Berge Gipfel zitternde Eichen er
 Zersplittert, hebe sich der Nord.
Kein Stern erschien' ihm tröstend in der schwarzen Nacht,
 Wenn untergeht Orions Bild.*)
Nicht möge sanfter tragen ihn des Meeres Flut,
 Als einst der Griechen sieghaft Heer,

*) Orions Untergang bringt Sturm.

Da gegen Ajax frevelnd Schiff von Ilion
Minervens Zorn sich wendete.
O welche Qual steht deinen Schiffern jetzt bevor!
Wie wirst du werden gelb und blaß!
Wie wird Gewinsel würdlos sich aus deiner Brust
Entringen zum erzürnten Zeus,
Wenn, dröhnend von dem nassen Süd, Joniens
Gestade dir das Schiff zerschellt.
Wenn als ersehnte Beute für die Vögel du
Am krummen Ufer liegen wirst,
Will flugs ein Lamm und einen lüsternen Bock zum Dank
Darbringen ich der Stürme Gott."

Die **Oden** oder **Carmina** sind die bekanntesten und gelesensten Gedichte des Horaz, wenn auch nicht durchgehends die besten. Als er sich nach Absolvierung der Satiren und Epoden dem Gebiet der höheren lyrischen Kunst zuwandte, suchte er seine Vorbilder nicht in der beschränkten und gelehrten Poesie der Alexandriner, an welche sich die Dichter der ciceronianischen Zeit gehalten hatten, sondern er ging zurück zu der klassischen, frischen und lebendigen Poesie der älteren griechischen Zeit, und er wählte sich mit richtigem Takt die melische Poesie der Äolier und Jonier, da die Chorpoesie der Dorier mit ihren auf die Öffentlichkeit und das Gemeinwesen gerichteten Tendenzen in Rom keinen geeigneten Platz hatte. Die äolische und jonische Poesie dagegen, welche die eigenen Gedanken, Stimmungen und Gefühle des Dichters aussprach und sich in kleinen, zur Laute gesungenen Strophen bewegte, konnte vermöge ihres allgemein menschlichen, auf die Natur zurückgehenden Charakters bei jedem andern Volke sich heimisch machen. Horaz schloß sich in Form und Inhalt am meisten dem Lesbier Alkaios (Alcäus, c. 600 v. Chr.) an; daneben aber finden wir auch dessen Zeitgenossin Sappho, den Jonier Anakreon (c. 540 v. Chr.) u. a. berücksichtigt. Seine Versmaße sind sämtlich von den griechischen Mustern entlehnt. Es sind deren überhaupt 13; bei weitem aber ist am meisten gebraucht die energische alkäische Strophe, und danach die zarte und sinnige Strophe der Sappho.

Wenn Horaz die griechischen Metra aufs sorgfältigste und feinste nachbildete, ja sogar ihre Gesetze noch verschärfte, so ist doch die Nachahmung in bezug auf den Inhalt selbständig. Seine Lieder sind keine Übersetzungen, und obgleich er vielfach einzelne Gedanken und Wendungen von den Griechen entnimmt, so spricht er doch im ganzen seine eigenen Gedanken und Empfindungen aus, so daß grade die Oden, in der reifsten Manneszeit gedichtet, seine Eigentümlichkeit am schärfsten und reinsten ausprägen. Allerdings geht seinen Ergüssen die Originalität, die Tiefe und Stärke des Gefühls, die hochfliegende Phantasie und drängende Begeisterung der griechischen Vorbilder, namentlich seines Hauptführers, des feurigen Alkaios ab; dagegen zeichnen sie sich aus durch den Reichtum der Reflexion und ruhige Besonnenheit, durch die Kunst der Anlage, durch Anmut und Wohllaut der Sprache und der metrischen Form. Sie sind die formell vollendetsten Erzeugnisse der horazischen Muse, wenn auch Verstöße gegen den guten Geschmack, rhetorische Übertreibungen und prosaische Nüchternheit nicht grade selten sind. Die Oden der drei ersten Bücher sind die gelungensten, und unter ihnen stehen wieder die meisten des dritten Buches obenan. Das vierte Buch aber erreicht die früheren nicht an Frische uud Schwung, obgleich es formell auf gleicher Höhe steht. Es wurde erst spät, nach einem längeren Zwischenraum begonnen, und zwar nicht auf eigenen Entschluß des Dichters, sondern, wie schon früher gesagt, auf Drängen des Augustus (S. 342).

Wir wollen die Oden des Horaz einteilen in solche von ernstem und von heiterem Charakter. Die ersten beziehen sich hauptsächlich auf Staat und Sitte, während die heiteren Oden vornehmlich erotisch und sympotisch sind. Die ernsten Oden höheren Stils sind, im ganzen betrachtet, nicht die vorzüglichsten. In ihnen ist die Darstellung oft matt und gekünstelt, Phantasie und Begeisterung werden ersetzt durch Pathos und Reflexion. Doch giebt es auch schöne Ausnahmen. Was Horaz in der Lyrik höheren Stils zu leisten vermochte, das zeigen am besten die

6 ersten Oden des 3. Buches, welche, zu einem kleinen Ganzen verbunden, die alten Römertugenden, wodurch der Staat groß und mächtig geworden ist, der entarteten Gegenwart empfehlen und so die politischen Bestrebungen des Augustus unterstützen. Wir lassen hier die zweite Ode in Geibels Übersetzung folgen:

Römerzucht.

Entbehrung dulden lerne mit Freudigkeit
Der Jüngling, durch mühseligen Waffendienst
Gestählt, und unnahbar im Speerkampf
Schreck' er zu Rosse den wilden Parther.

Sein Leben fließ' ihm unter dem Wolkenzelt
Dahin in Drangsal. Wenn von den Zinnen ihn
Der Feindesburg des fremden Königs
Gattin erblickt' und die blühende Tochter,

Dann seufz' ihr Mund: Ach, daß mir der fürstliche
Geliebte nur, Feldschlachten noch ungewohnt,
Den grimmen Leun nicht reize, wenn durch
Ströme von Blut ihn der Zorn dahinreißt!

Süß ists und ruhmvoll, sterben fürs Vaterland;
Doch stürmt der Tod auch hinter dem fliehenden
Und schont nicht zart verwöhnter Jugend
Flüchtiges Knie noch des Feiglings Rücken.

Die Tugend, der's am eigenen Glanz genügt,
Hascht nicht nach Würden, die zu verweigern sind,
Abhängig nicht vom Hauch der Volksgunst
Nimmt sie und giebt zurück die Beile.

Sie wagt, des Himmels Thor dem unsterblichen
Verdienst erschließend, nimmer gewagten Flug,
Des Pöbelschwarms unlautern Dunstkreis
Stolz mit entfliehendem Fittig meidend.

Mit Segen lohnt auch treue Verschwiegenheit;
Nie weile, wer unfromm die Geheimnisse
Der Ceres preis gab, unter Einem
Dache mit mir, noch gemeinsam licht' er

Mit mir die Anker. Oft hat Diespiter
Des Sünders Schuld am Reinen mitheimgesucht;
Doch selten blieb, gelähmten Fußes,
Hinter dem Frevler zurück die Rache.

Die schönsten und anmutigsten Erzeugnisse der horazischen Lyrik sind die leichten und heiteren Trink- und Liebeslieder, von denen wir wenigstens eins, das wir für eins der besten halten, hersetzen wollen, Od. 3, 9. Geibel giebt ihm die Überschrift:

Versöhnung.

Horaz.

Als du mich noch im Herzen trugst,
Und kein trauterer Freund zärtlich die Arme dir
Um den blendenden Nacken wand,
Schwelgt' in reicherem Glück Persiens Herrscher nicht.

Lydia.

Als ich dir noch allein gefiel
Und vor Chloe noch nicht Lydiens Reiz erblich,
Ging mein Name von Mund zu Mund,
Selbst nicht Ilias Ruhm strahlte so hell im Lied.

Horaz.

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe; lieblicher singt keine zum Lautenspiel;
Freudig will ich den Tod bestehn,
Gönnt der Süßen dafür Leben und Heil ein Gott.

Lydia.

Mich hat Calais, Thuriums
Sohn, entzündet und giebt Glut mir um Glut zurück;
Zwiefach duld' ich des Todes Pein,
Gönnt dem Knaben dafür Leben und Heil ein Gott.

Horaz.

Doch wenn sanft die Getrennten nun
Alter Liebe Gewalt wieder zusammenzwingt?
Wenn nun Chloe, die blonde, weicht,
Und mein Pförtchen, wie sonst, Lydien offen steht?

Lydia.

Schön ist jener wie Phöbus zwar,
Du noch schwanker, als Rohr, leichter in Zorn gestürmt,
Als der Hadria wilde Flut,
Doch in Leben und Tod will ich die Deine sein.

Die reiffste Frucht der Poesie des Horaz sind seine Episteln oder Briefe, von denen er das erste Buch etwa in der ersten Hälfte seiner vierziger Jahre, das zweite in den letzten Lebensjahren geschrieben hat. Es sind Gedichte in Briefform, welche an ihm nahe stehende Personen, hohe und niedre, gerichtet sind, und stehen in Ton und Haltung den Satiren nah, weshalb sie auch wie diese Sermones genannt werden. Aber sie tragen als Produkte eines höheren Alters der Jugendlichkeit der Satiren gegenüber das Gepräge einer größeren Reife. Es waltet in ihnen ein ruhiger und gemessener Ton und eine sichere selbstbewußte Kunst; die Ironie ist feiner, Sprache und Metrum sind eleganter und mehr gefeilt. Sie enthalten die reichen Ergebnisse langjährigen Nachdenkens und aufmerksamer Betrachtung des menschlichen Lebens, und zwar behandelt das erste Buch vorzugsweise Fragen des praktischen und sittlichen Lebens, während die drei umfangreichen Episteln des zweiten Buches sich über litterärische Dinge verbreiten. Berühmt ist die 3. Epistel, der aus 476 Versen bestehende Brief an die Pisonen, seit Quintilian gewöhnlich Ars poetica (die dichterische Kunst) genannt. Das Gedicht hat nicht, wie man früher annahm, eine Poetik in Versen sein sollen, sondern giebt Belehrung über verschiedene Dinge, die bei der dichterischen Produktion besonders zu beachten sind, hat aber hauptsächlich dabei das Drama im Auge. Es ist höchst wahrscheinlich das letzte Werk unseres Dichters, in welchem er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein für die Beurteilung und Behandlung der Poesie wegweisendes Testament hinterlassen wollte.

Horaz genoß als Dichter von Seiten seiner Zeitgenossen, namentlich der ersten und gebildetsten Männer, für deren Kreise

er hauptsächlich schrieb, eine allgemeine Hochschätzung, und diese dauerte auch nach seinem Tode fort. Schon bald nach seinem Tode wurden seine Gedichte in den Schulen gelesen, was er selbst trübselig seinem ersten Büchlein Episteln (1, 20) voraussagte:

„Dies auch wartet noch dein: im Mund schwerlesender Knaben
Kommt in den Vorstadtschulen zuletzt dir das Stammeln des Alters.“

Er fand manchen Nachahmer, ohne daß einer ihn erreicht oder gar übertroffen hätte. Besonders im 1. Jahrhundert nach Chr. haben die bedeutendsten Schriftsteller seine Werke nach Gebühr zu würdigen gewußt. Quintilian (10, 1, 94) sagt in betreff der Satiren: „Horaz ist viel glatter und reiner als Lucilius und, wenn mich nicht meine Vorliebe für ihn irreführt, gradezu vortrefflich“, und bald nachher: „Von allen (römischen) Lyrikern verdient Horaz fast allein gelesen zu werden; denn er wird zuweilen erhaben und ist voll Anmut und Grazie und mit außerordentlichem Glücke kühn in mannigfachen Redefiguren und Ausdrücken“. Auch Erklärer fanden die Werke des Horaz frühzeitig. Die neuere Zeit hat dem weltklugen, mit griechischer Humanität und Weisheit durchdrungenen Dichter ein warmes Interesse zugewendet, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß grade für die deutsche Lyrik seine lyrischen Gedichte nicht ohne Einfluß geblieben sind.

„Ewger schuf ich als Erz, höher, als Königsmacht
Pyramiden sich türmt, mir ein Gedächtnismal,
Das kein stürzender Guß, keines Orkans Gewalt
Zu erschüttern vermag, noch der unendliche
Strom der Jahre zerstört oder der Zeiten Flucht.
Nicht ganz werd' ich vergehn; über das Grab hinaus
Dauert meiner ein Teil; spät noch in Enkelmund
Wächst mein Name, so lang Hestias schweigende
Jungfrau zum Capitol steigt mit dem Pontifex.
Kund bleibt's, daß ich am wild brausenden Aufidus
Und, wo Daunus im flutarmen Apulergau
Über Hirten geherrscht, mächtigen Flug gewagt

Und Roms Weisen zuerst kühn mit äolischer
Wohllautsfülle durchströmt. Hebe denn stolz das Haupt,
Denn dir ziemt's, und in Huld winde den delphischen
Lorbeer mir um das Haupt, Göttin Melpomene."

Ode 3, 30.

---

13. Publius Ovidius Naso.

(43 v. Chr. bis 17 n. Chr.)

Wir setzen diesem Abschnitt über Ovidius seine Elegie Tristia 4, 10 vor, welche, in den letzten Jahren des Dichters geschrieben, einen kurzen Abriß seines Lebens enthält und deswegen für viele der folgenden Angaben (unter der Anführung Autobiographie) als Quelle benutzt werden wird.*)

10.

Wer ich gewesen bin, ich Sänger zärtlicher Liebe,
Höre der Nachwelt Ohr, daß sie ihn kennt, den sie liest.
Sulmo hat mich erzeugt, das von kühlen Fluten durchströmt wird,
Und das neunmal zehn Millien trennen von Rom.
Von hier bin ich entsproßt, und damit die Zeit dir bekannt sei, 5
Als zwei Konsuln zugleich fielen demselben Geschick;
Und, ist's was, seit den Urgroßvätern Erbe des Standes,
Nicht erst jüngst durch des Glücks Gaben zum Ritter gemacht.
Nicht als der Erstlingssproß, nach einem Bruder geboren
Ward ich, der just ein Jahr früher erschien auf der Welt. 10
Beider Brüder Geburt beschien der nämliche Frühstern;
Durch zwei Kuchen geehrt wurde der nämliche Tag.
Der von den fünfen das Fests der waffentragenden Pallas
Ist es, der blutig zuerst pfleget zu werden vom Kampf.
Jung noch werden bereits wir unterrichtet und sorglich 15
Dann vom Vater zu Roms trefflichen Lehrern geschickt.
Früh schon neigete hin zur Beredsamkeit sich der Bruder,
Ganz für des lauten Markts tapfere Waffen gemacht.

---

*) Das meiste für die Biographie des Ovid liefern seine eigenen Werke. Die Vitae in den Handschriften sind ohne Wert. — Die deutschen Übersetzungen sind meistens von A. Berg.

Mir war aber bereits als Knaben Himmlischer Dienst lieb,
Und zu der Muse Werk zog es verstohlen mich hin. 20
„Was treibst eiteles du?" hat oft der Vater gesprochen,
„Selbst der Mäonier hat nicht es zu Schätzen gebracht."
Mich bewegte sein Wort, und den ganzen Helikon lassend,
Hab' ich vom Versmaß frei Worte zu schreiben versucht.
Aber es kam der Gesang von selbst zu den passenden Maßen, 25
Und was zu sagen ich mich mühete, wurde zum Vers.
Während mit leisem Schritt indes die Jahre verrannen,
Legte die Toga des Manns mir und dem Bruder man an,
Und mit dem breiten Saum bekleidete Purpur die Schultern,
Und die Bestrebung blieb uns, die gewesen vorher. 30
Und zehn Jahre bereits verdoppelt hatte mein Bruder,
Als er starb, und ein Teil meiner mir fehlte hinfort.
Und ich gelangete nun zu den ersten Würden der Jugend,
Und ich war von den drei Männern vor Zeiten ein Teil.
Übrig noch war der Senat; des Saums Maß wurde verschmälert; 35
Diese Bürde, sie war mir für die Kräfte zu groß.
Weder mein Körper war, noch mein Geist für die Mühe geeignet,
Und vor der Ehrbegier Treiben ergriff ich die Flucht.
Und mir gaben den Rat die Aonischen Schwestern, der Muse,
Die ich nach meinem Geschmack immer geliebt, mich zu weih'n. 40
Lieb' und Verehrung weiht' ich den damals lebenden Dichtern;
Soviel Dichter es gab, jeder erschien mir ein Gott.
Macer, an Jahren voraus, las seine Vögel mir oft vor
Und von der giftigen Schlang' und von dem heilenden Kraut.
Oft auch pflegte Properz mir von seinen Flammen zu lesen, 45
Den der Genossenschaft Bande vereinten mit mir.
Bassus, durch Jamben berühmt, und Ponticus, durch den Heroër,
Haben in süßem Verein mit mir zusammen gelebt.
Meine Ohren auch hat Horaz gefesselt durch Wohllaut,
Während er süßen Gesang römischer Lyra entlockt. 50
Sehen nur konnt' ich Vergil; und zur Freundschaft mit dem Tibullus
Hat sein bittres Geschick nicht mir vergönnet die Zeit.
Dieser folgete dir, o Gallus, jenem Properz nach;
Und nach der Reihe der Zeit war ich der vierte nach euch.
Und wie die älteren ich, so ehreten mich auch die jüngern, 55
Und es wurde nicht spät meine Thalia bekannt.
Als ich dem Volke zuerst die Jünglingslieder gelesen,
Hatte man ein-, zweimal erst mir geschoren den Bart.
Sie, die im ganzen Rom man sang, der den Namen Corinna
Ich, den erdichteten, gab, hatte geweckt mein Talent. 60

Viel zwar schrieb ich, jedoch, was mangelhaft mich bedünkte,
Gab zur Verbesserung ich selber den Flammen zum Raub.
Damals auch, als ich floh, verbrannt' ich, dem Sang und der Neigung
Zürnend, manches, was wohl hätte gefallen gekonnt.
Zärtlich und durch das Geschoß Cupidos leicht zu verwunden 65
War mein Herz, und bewegt war durch geringes es schon.
Aber obgleich ich so war und vom kleinsten Feuer entbrannte,
Ward mein Name doch nicht durch ein Gerede verletzt.
Fast noch Knabe, bekam ein Weib, nicht würdig und tauglich,
Ich zur Gattin, die nicht lange vermählet mir war. 70
Ihr ist eine gefolgt, die vorwurfsfrei sich gehalten,
Aber die dennoch nicht lange mein Lager geteilt.
Meine letzte, mit mir bis zu späten Jahren vereinet,
Hat des verbanneten Manns Gattin zu bleiben vermocht.
Meine Tochter hat mich zweimal in empfänglicher Jugend 75
Zum Großvater gemacht, doch nicht von Einem Gemahl.
Und schon war sein Geschick von meinem Vater erfüllet,
Zu neun Lustren gefügt hatt' er noch andere neun.
Und ich beweint ihn so, wie er mich, wär' ich ihm genommen,
Hätte beweint. Ihm nächst folgt' ich der Mutter zum Grab. 80
Glücklich die beiden, und wohl zur rechten Stunde bestattet,
Daß vor dem Tage, der mich strafte, gestorben sie sind!
Glücklich auch ich, daß ich nicht bei Lebzeit dieser Geliebten
Elend bin, und sie nicht Schmerzen erlitten um mich!
Aber wenn etwas bleibt von Gestorbenen, außer dem Namen, 85
Und von dem lodernden Holz Schatten entkörpert entflieh'n,
Wenn das Gerücht von mir zu euch kommt, Schatten der Eltern,
Und man von meinem Vergeh'n spricht auf dem stygischen Markt:
Ach, so wisset, daß mich — und euch kann nimmer ich täuschen —
In das Exil ein Verseh'n, nicht ein Verbrechen geführt. 90
Dieses genügt für die Manen; zu euch, ihr liebenden Herzen,
Kehr' ich zurück, die ihr fragt, wie ich mein Leben geführt.
Schon war grau mir das Haupt nach der besseren Jahre Verschwinden,
Und mit dem alten Haar hatte sich weißes gemischt,
Und nach meiner Geburt war zehnmal Pisas Olive*) 95
In Wettkämpfen als Preis siegenden Rossen erteilt,
Als die Tomiten, die links am Euxinischen Meere gelegen,
Mich aufsuchen der Zorn hieß des beleidigten Herrn.

---

*) Zehn Olympiaden wären 40 Jahre; aber die römischen Dichter rechnen öfter die Olympiade dem Lustrum, 5 Jahre, gleich.

Meines Verderbens Grund, der zu sehr auch allen bekannt ist,
Brauch' ich durch meinen Mund nicht zu verkündigen erst. 100
Wozu führt' ich euch an den Verrat der Gefährten und Diener?
Vieles ertrug ich, was nicht leichter mir war, als die Flucht.
Nicht für geziemend hielt's mein Geist, zu erliegen den Leiden,
Und er bewies sich, die Kraft brauchend, als Sieger im Kampf.
Mein und des Lebens, das sonst ich geführt in Muße, vergessend, 105
Griff mit der Neulingshand ich zu den Waffen der Zeit;
Und trug Leides so viel zu Meer und Land, als es Sterne
Zwischen dem sichtlichen Pol*) und dem verborgenen giebt.
Und den Sarmatischen Strand, den beköcherten Geten benachbart,
Hab' ich, umhergeirrt lange, dann endlich erreicht. 110
Wenn umtönet ich hier von der Nachbarn Waffen auch werde:
Lindr' ich mein trauriges Los, wie ich vermag, durch Gesang.
Und wenn auch niemand ist, zu dessen Ohren er dringe,
Täusch' ich auf diese Art doch und verbringe den Tag,
Also, daß ich noch leb' und widerstehe der Drangsal 115
Und zum Ekel mir nicht wird der bekümmerte Tag,
Dank' ich, Muse, nur dir; denn du gewährest mir Tröstung,
Du bringst Ruhe dem Harm, du mir den heilenden Saft.
Du begleitest und führst, du ziehest mich ab von dem Hister,
Und du biet'st mir den Platz mitten im Helikon dar. 120
Du, was selten ist, gabst mir gefeierten Namen bei Lebzeit,
Welchen zu geben der Ruf sonst nach dem Tode nur pflegt.
Und nicht nagte der Neid, der das gegenwärt'ge herabsetzt,
Mit ungünstigem Zahn irgend ein Werk von mir an.
Denn wenn unsere Zeit auch große Dichter erzeugt hat, 125
Ward kein übeler Ruf meinem Talente zu teil.
Und wenn ich viele davon auch mir vorziehe, so nennt man
Mich nicht kleiner, und liest rings auf der Erde mich viel.
Und wenn wahres daher in der Sänger Ahnungen lieget,
Werd' ich nicht, wenn ich sterb', Erde, der Deinige sein. 130
Sei es, daß dieser Ruhm durch Gunst nur, oder durch Sang mir
Wurde mit Recht, dir dankt, freundlicher Leser, mein Herz.

Der Geburtsort Ovids war Sulmo, eine ziemlich bedeutende Stadt im Pälignerlande, 18 deutsche Meilen östlich von Rom gelegen (Autobiogr. V. 4), in einer herrlichen, fruchtbaren und besonders an Wein reichen Gebirgsgegend. Heute ist Solmona

---

*) Zwischen Nord- und Südpol.

Kreishauptstadt der italienischen Provinz Aquila (Abruzzen). Das alte Sulmo der Päligner wurde nach dem Siege Sullas über die Marianer zerstört und an seiner Stelle eine römische Kolonie gegründet. Geboren wurde Ovid am 20. März 43 v. Chr., in dem Jahre, in welchem die beiden Konsuln Hirtius und Pansa im Kampfe gegen M. Antonius, der bald nach Cäsars Tod von der Republik als Feind des Vaterlandes erklärt worden war, den Tod fanden (Autob. V. 6). Der Tag der Geburt ist von dem Dichter (Aut. V. 13 f.) durch das Quinquatrusfest bestimmt, welches der Minerva fünf Tage lang, vom 19.—23. März, gefeiert wurde; vom zweiten Tage an, dem 20., an welchem Ovid geboren war, fanden blutige Gladiatorenspiele statt. An demselben Tage des vorhergehenden Jahres war der Familie der erste Sohn geboren worden, so daß also in der Folge an demselben Tage im Hause zwei Geburtstage gefeiert und zwei Honigkuchen geopfert wurden (Aut. V. 11 f.). Es war nämlich alte Sitte, daß man am Geburtstage dem Genius einen Kuchen aus Milch und Mehl, Öl und Honig darbrachte. Der Vater, ein mäßiger und auf das praktische gerichteter Mann, der 90 Jahre alt wurde (Aut. V. 77), gehörte einem uralten Rittergeschlechte an*) und war im Besitz eines beträchtlichen Vermögens; er hatte bedeutende Güter zu Sulmo, zu Rom ein Haus in der Nähe des Capitols und Gärten an der nach Hetrurien führenden claudischen Straße.

Der Vater brachte die beiden Knaben schon frühzeitig nach Rom, damit sie dort ihre höhere Ausbildung erlangten und namentlich in der Redekunst sowie in den Rechts- und Staatswissenschaften unterrichtet würden; er wünschte, daß sie dereinst durch eine glänzende Laufbahn im Dienste des Staates seinem Hause Ehre machten. Die beiden Brüder besuchten die Rede-

*) Man vergleiche mit Autob. V. 7 f. Epist. ex Ponto 4, 8, 17 f.

„Prüfst du mein Geschlecht, durch unzählige Ahnen
Wird man vom Ursprung an immer als Ritter uns sehn."

schulen des Arellius Fuscus und des M. Porcius Latro, welche damals zu Rom in besonderem Rufe standen. Während aber der ältere Bruder Lucius von Anfang an für die Beredsamkeit große Neigung und Eifer bewies, zeigte Publius schon als Knabe eine besondere Liebe zur Poesie und beschäftigte sich heimlich mit den musischen Künsten. Als der Vater dieses merkte, machte er ihm Vorwürfe über das unnütze Thun, das nichts einbringe; und der Sohn fügte sich dem väterlichen Willen. Er ließ die Musen ganz bei Seite und bemühte sich Prosa zu schreiben; aber unwillkürlich formten sich seine Worte zu Versen (Aut. V. 15—26). Damit stimmen auch die Mitteilungen des Seneca (des älteren, des Rhetors), der den Ovid in der Schule des Arellius Fuscus deklamieren hörte. Er sagt, damals schon seien die Reden des Ovid nichts als aufgelöste Gedichte gewesen. Von den üblichen Redeübungen hätte ihn weniger die Gattung der Streitreden (controversiae) angezogen, weil ihm jede regelrechte Argumentation lästig war; er zog die leichteren Suasorien vor, welche monologisch gewisse poetische und geschichtliche Stoffe von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachteten und eine freiere Bewegung gestatteten.

Im Verlauf dieser rhetorischen Studien legte Ovid zugleich mit seinem Bruder die Männertoga (toga virilis) an. Dies geschah am Ende der Republik schon ziemlich früh, mit dem 16. oder 15. Jahre oder noch früher. Ovid sagt (Aut. V. 29), daß sie damals auch den breiten Purpurstreifen angelegt, und verrät dadurch den großen Reichtum seiner Familie. Die Tunica mit dem breiten Purpurstreifen nämlich, die tunica laticlavia, welche die Senatoren trugen, während der Purpursaum an der Tunica der Ritter in einem schmalen Streifen bestand, war damals auch den jungen equites illustres, Rittern von alter Familie und senatorischem Census, gestattet, wenn sie sich auf die höheren Ämter, welche zur Senatorenwürde berechtigten, vorbereiteten. Der senatorische Census aber war von Augustus auf 800 000 und dann auf 1 Mill. Sesterzien (217 521 Mark) angesetzt.

Nachdem Ovid noch eine Zeitlang nach Anlegung der männlichen Toga seine rhetorischen Übungen fortgesetzt hatte, trat er, ungefähr in einem Alter von 17 Jahren, nach der Sitte der Zeit seine große Studienreise nach Griechenland an, von der er übrigens in seiner obigen Selbstbiographie nichts erwähnt. Die längste Zeit verblieb er jedenfalls in Athen. Von da besuchte er einen Teil Kleinasiens und auf der Rückreise die Insel Sizilien, wo er fast ein Jahr lang verweilte. Sein steter Begleiter und Führer auf dieser Reise war der etwas ältere epische Dichter Macer, welcher Antehomerica und Posthomerica geschrieben hat und nicht mit dem in der Autobiographie (V. 44) erwähnten älteren Macer aus Verona († 16 v. Chr.), einem didaktischen Dichter, zu verwechseln ist. In Epist. ex Ponto. 2, 10 erinnert Ovid den alten Freund an die gemeinsame Reise:

Du hast einst mich geführt zu Asiens prächtigen Städten;
  Trinacris hat durch dich kennen mein Auge gelernt.
Leuchten hab' ich gesehn von Ätnäischen Flammen den Himmel,
  Die durch den Mund der Gigant speiet, vom Berge bedeckt;
Sah die Hennëischen Seen und den duftenden Teich des Palicus,
  Und wo mit Cyane's Quell sich der Anapus gemischt.
Nicht ist fern auch die Nymphe von hier, die unter dem Meere,
  Fliehend vor Elis' Strom, jetzt sich verbergend noch läuft.
Hier ist des rinnenden Jahrs ein großer Teil mir verflossen;
  Wehe, wie ungleich ist dieses dem getischen Land!
Und wie wenig von dem, was wir beide schaueten, ist es,
  Während von dir mir gebahnt wurde der liebliche Weg!
Sei's, daß in buntem Kahn wir die bläulichen Fluten durchschnitten,
  Oder uns Wagen dahin trugen mit eilendem Rad,
Oft war kurz uns der Weg im Redewechsel erschienen,
  Und mehr waren gewiß Worte, denn Schritte, gemacht.
Oft war kürzer der Tag, als unser Gespräch; und zum Reden
  Reichten des Sommertags längere Stunden nicht aus.
Wohl ist's was, wenn Not auf der See man gefürchtet gemeinsam
  Und vereint zu des Meers Göttern Gelübde gethan,
Und sich beschäftiget bald zugleich hat, bald sich an Scherze,
  Deren sich schämen man nicht darf, zu erinnern vermag.
Denkst du an dieses zurück, dann werd' ich, bin ich entfernt auch,
  Immer vor Augen dir sein, wie von dir eben geseh'n.

Es ist auffallend, daß wir den fast gleichaltrigen Bruder Ovids in Athen und auf seiner Reise nicht an dessen Seite sehn. Da der Bruder in einem Alter von 20 Jahren bereits gestorben ist (Aut. V. 31 f.), also kurz vor oder nach der Rückkehr des ungefähr drei Jahre abwesenden Dichters, so steht zu vermuten, daß eine schwächliche Gesundheit ihn zu Hause zurückgehalten hat.

Wahrscheinlich hat den Ovid nach des Bruders Tod Rücksicht auf den Wunsch des Vaters bewogen, in die staatsmännische Laufbahn einzutreten, indem er einige der niederen Ämter übernahm, welche für den jungen Römer die Vorschule zu dem höheren Staatsdienst bildeten. Er wurde einer der triumviri capitales (Aut. V. 34), einer Art Polizeibehörde, welche begangenen Verbrechen nachspürte und die Verdächtigen verhaftete, die Gefängnisse und die Hinrichtungen in denselben beaufsichtigte; über Sklaven und Fremde, deren Vergehen feststand, hatten sie auch das Recht der Verurteilung und Bestrafung. Danach wurde er in das Richterkollegium der Hundertmänner (centumviri) gewählt. Diese, eigentlich 105 an der Zahl, da aus jeder der 35 Tribus drei ausgehoben wurden, hatten zu entscheiden über Civilsachen, die das römische Eigentum, namentlich Erbschaftssachen betrafen. Den Vorsitz in ihren Gerichtshöfen hatten seit Augustus die nur aus den Rittern genommenen decemviri stlitibus iudicandis. Ovid begleitete auch dieses Amt.

Schon war Ovid der Quästur nahe, dem ersten unter den höheren Ämtern, das auch die Berechtigung zum Eintritt in den Senat, in die Kurie verlieh, da entsagte er der politischen Laufbahn und der Aussicht auf höhere Ehren; er legte die tunica laticlavia ab und zog die gewöhnliche Rittertunica mit dem schmalen Streifen an, um hinfort sich ganz den Musen hinzugeben (Aut. V. 35—40). Jedenfalls hatte Ovid mit seiner glänzenden Beanlagung und seiner Vorliebe für Poesie auch schon zur Zeit seiner öffentlichen Ämter, nachdem er eben von seiner Geist und Phantasie anregenden Reise zurückgekehrt war, sich mit poetischen Arbeiten beschäftigt; aber die trockene Praxis

seiner Ämter griff nur zu oft störend ein in das heitere Reich der Musen, so daß er zuletzt, so ungern auch der Vater es sehen mochte, von der inneren Natur getrieben, sich entschloß, die hemmenden Fesseln von sich zu werfen. Diesen Drang nach ungestörter Beschäftigung mit der Litteratur halten wir für den Hauptgrund seines Entschlusses, mochte er auch außerdem sich damit entschuldigen, daß die nötige Festigkeit des Körpers und Energie des Geistes für die Mühen der öffentlichen Ämter und für die Anstrengungen der Wahlbewerbungen ihm abgingen. Überhaupt hatte damals der öffentliche Dienst keinen besonderen Reiz mehr, seit die Alleinherrschaft einer hervorragenden politischen Wirksamkeit das Feld entzogen hatte; der Thatendrang, der einst die Römer beseelt hatte, war entschwunden, man überließ gern den regierenden Kreisen die Sorge für den Bestand der Gesellschaft und suchte friedliche Beschäftigung und ruhigen Lebensgenuß, und beides fanden die besseren Köpfe und überhaupt die gebildete Welt in der Litteratur, besonders in der Poesie, die bekanntlich in dieser augusteischen Zeit in höchster Blüte stand und von oben mit Absicht gefördert wurde. Jetzt war auf diesem Felde so gut wie auf dem Schlachtfeld, auf dem Forum und in der Kurie Ehre und Ruhm und Gunst zu erlangen, wie das Beispiel des Vergil und Horaz und mancher anderer bewies, und es tummelten sich auf demselben berufene wie unberufene in Menge. Einer der berufensten aber war der junge Ovidius.

Schon früh war Ovid mit seinen Poesien in die Öffentlichkeit getreten auf die damals durch Asinius Pollio aufgekommene Weise, seine Gedichte öffentlich vorzulesen. Als er dies zum erstenmal that, sagt er in seiner Autobiographie V. 57 f., hatte man ihm erst ein- oder zweimal den Bart geschoren. Das große Talent des frühreifen Mannes wurde leicht erkannt, und die vorzüglicheren unter den damals in Rom lebenden Dichtern schenkten ihm ihre Freundschaft und zogen ihn in ihre Kreise herein. Er schaute (Aut. V. 41 f.) mit bewundernder Ehrfurcht zu ihnen wie

zu Göttern hinauf. An derselben Stelle zählt er die Dichter auf, in deren Kreise er sich besonders bewegte. Der bedeutend ältere Ämilius Macer aus Verona las ihm seine Gedichte über die Vögel (Ornithologia) und über giftige Schlangen (Theriaca) vor; eine regere Freundschaft verband ihn mit dem fast gleichalterigen Propertius, ebenso mit dem Jambendichter Bassus und mit Ponticus, der „im Heroer" (herous sc. versus), im Hexameter, ein episches Gedicht Thebais verfaßt hatte. Auch den Horaz hörte er seine lyrischen Gedichte vorlesen; in ein näheres Verhältnis aber wird er mit diesem nicht getreten sein, da beide an Alter mehr als 20 Jahre verschieden waren. Den Vergil, der schon im J. 19 v. Chr. starb, also wo Ovid 24 Jahre alt war, hat er nur gesehen. In demselben Jahre starb vor der Zeit auch Tibullus, so daß Ovid auch mit diesem so hoch von ihm geschätzten Dichter nicht in freundschaftliche Beziehung kommen konnte. Im anregenden Verkehr mit den Genossen seiner Kunst, umgeben von zahlreichen Freunden, die sich dem liebenswürdigen Manne mit dem weichen wohlwollenden Gemüth, mit dem lebendigen Geist und heiteren Sinne gern anschlossen, als Dichter vom Publikum geliebt und bewundert, lebte Ovid in den angenehmsten Verhältnissen, zumal da auch sein großes Vermögen ihm ein sorgenfreies Leben sicherte. Auch mit dem Vater, der anfangs dem Sohne wegen des Aufgebens der amtlichen Laufbahn sowie wegen seines großen Aufwandes gram war, hatte ihn, wie es heißt, Horaz, nach der Vermutung anderer der ihn in seinen poetischen Bestrebungen unterstützende Valerius Messala Corvinus wieder ausgesöhnt. So konnte denn Ovid heiter und und ungestört seinen Lieblingsbeschäftigungen sich hingeben, und er hat bei der Leichtigkeit seiner Produktion eine solche Fruchtbarkeit in der Poesie entwickelt, wie kaum ein andrer römischer Dichter.

Die große Fruchtbarkeit des Dichters in dieser seiner Jugendperiode hatte auch zum Teil darin ihren Grund, daß er sich keine großen Aufgaben stellte, sondern vorzugsweise in

Elegien an erotischen Tändeleien sich ergötzte. Nach seinem eigenen Geständnis (Aut. V. 65 ff.) hatte er ein weiches Herz, das durch die Geschosse des Cupido leicht zu verwunden war; aber, obgleich er von dem kleinsten Feuer entbrannte, so ging doch, wie er sich rühmt, kein verletzendes Gerede über ihn durch die Stadt. In diese erste Zeit fallen seine Amores, zu denen ihn ein Mädchen mit dem fingierten Namen Corinna begeisterte, leichtfertige Dichtungen, die jedoch im Publikum einen solchen Anklang fanden, daß Corinna in der ganzen Stadt gesungen ward; ferner die Heroides, die Ars amatoria. Alle diese Gedichte sind mehr oder weniger locker und leichtfertig und huldigen der gewöhnlichen sinnlichen Liebe. Wohl unternahm er es einmal auf Antrieb seiner Freunde, sich einen seinem Talente entsprechenden Stoff zu epischem Gesang zu erwählen. Er wollte in einem Epos den Kampf der Giganten gegen Jupiter besingen; aber das Werk kam nicht zur Ausführung, sowenig wie das über die Thaten des Augustus. Diesem gegenüber entschuldigte er sich später in dem aus der Verbannung an ihn geschriebenen Briefe (Trist. 2, 323 ff.) mit seiner mangelnden poetischen Kraft:

Endlich, da alles, o Fürst, du erfüllst mit deinen Verdiensten,
  Hätte von vielem ich nur etwas besingen gesollt;
Und wie die Augen auf sich der Sonne strahlendes Licht zieht,
  Also auf deinen Ruhm hätte mein Geist sich gewandt.
Tadel verdien' ich nicht; ich pflüg' ein magres Gefilde;
  Ein fruchtbares Talent würde zu jenem erheischt.
Nicht darf drum sich ein Kahn auch anvertrauen dem Meere,
  Wenn in dem kleinen Teich etwa zu spielen er wagt.
Ich genüge vielleicht — und auch dieses möcht' ich bezweifeln —
  Leichteren Versen und bin fähig zu niederem Sang;
Hießest Giganten jedoch, die von Jupiters Feuer besiegten,
  Du mich besingen, ich sänk' unter der Last des Versuchs.
Sing' ein reiches Talent des Cäsars mächtige Thaten,
  Daß nicht bleibe das Werk hinter dem Stoffe zurück.
Dennoch hatt' ich's gewagt; doch ich schien zu schmälern dein Anseh'n
  Und ihm, was Frevelthat wäre, zum Schaden zu sein.
Wieder zum leichten Werk, zu den Jugendliedern, nun kehrt' ich,
  Und bewegte durch nicht wirkliche Liebe mein Herz.

In Amores 1, 1 erzählt er scherzhaft, wie bei seinem Beginnen, große Thaten in heroischem Versmaß zu besingen, Cupido erschien und heimlich jedesmal dem zweiten Hexameter einen Fuß wegstahl, daß ein Pentameter daraus entstand und der Dichter also in das elegische Versmaß zurückfiel; und den Stoff für elegische Lieder verschaffte ihm der schalkhafte Gott dadurch, daß er ihn mit seinen Pfeilen verwundete. Wir lassen das Gedicht hier folgen in der Übersetzung von Oelschläger:

„Waffen- und Schlachtengedröhn zu singen in wuchtiger Versart,
War mein Beginnen: dem Stoff sollte entsprechen die Form.
Gleich lang waren die Verse; da lachte Cupido und heimlich
Stahl er dem unteren Vers einen der Füße hinweg.
„Wer gab, herrischer Fant, dir ein Recht auf Gedichte? Den Musen
Dienen wir Sänger, doch nicht solchem Gelichter wie du.
Wie, wenn der blonden Minerva nun Venus die Waffen entrisse
Und nun Minerva die Glut schwänge der Fackeln umher?
Wie, wenn nun Ceres ihr Reich aufschlüg' in den Gründen der Wälder
Und nach Dianas Gesetz würden die Fluren bestellt?
Wie, wenn der lockige Phöbus den Wurfspieß schleuderte? Wer denn
Lehrt' ihn zu treffen, indes Mars an der Leier sich müht?
Wahrlich, Knabe, zu groß ist dein Reich schon längst und zu mächtig —
Was, ehrgeiziger, strebst du noch nach neuem Gebiet?
Ist, wenn dir alles gehört, auch der Helikon dein und sein Lusthain?
Ist auch die Leier Apolls nicht mehr gesichert vor dir?
Kraftvoll hob den Gesang mir der schlachtendröhnende Vers an
Und schon dem folgenden hast, Amor, den Flug du geschwächt.
Fehlt für ein leichteres Lied doch auch der gefällige Stoff mir,
Knab' oder Mädchen, mit langwallenden Locken geschmückt."
Also klagt' ich; da griff schon der Gott nach dem klirrenden Köcher,
Wählte sofort den Pfeil, mir zum Verderben bestimmt,
Spannte mit Macht am Knie den tönenden Bogen: „Hier hast du,"
Rief er, „o Dichter, den Stoff, den du besingen nun sollst."
Wehe mir! Sichere Pfeile besaß der Knabe: ich brenne
Und in der friedlichen Brust tobt schon der Liebe Gewalt.
Sei's, sechsfüßig denn hebe mein Vers sich, er sinke mit fünfen —
Eiserne Kriege, lebt wohl, samt dem heroischen Vers!
Kränze das blonde Gelock dir schön mit der Myrte des Meerstrands,
Liebliche Muse, nur dir tönt mein elegisches Lied."

Den eigentlichen Grund, warum der Dichter nicht zur Behandlung höherer und umfassenderer Stoffe sich emporschwang, haben wir nicht in dem Mangel an poetischer Kraft zu suchen, sondern in seiner moralischen Schwäche. Seine weiche und bequeme Natur vermied die ernste Erhebung zu strenger andauernder Arbeit und hatte kein Interesse für hohe Ideen und die großartigen Thaten und Ereignisse der Vergangenheit. Er war zu sehr von dem Reiz der Gegenwart umstrickt, mit deren Genüssen er sein tändelndes Spiel trieb.

Auch die Tragödie trat an ihn heran und forderte ihren Tribut. Doch es ward ihr schwer, ihn der Elegie zu entreißen, wie die Fiktion der folgenden ersten Elegie des 3. Buches der Amores uns beweist. Die Übersetzung Oelschlägers trägt die Überschrift:

Am Scheideweg.

„Alt, Jahrtausende lang verschont von der Schärfe des Beiles,
Ragt hochherrlich ein Wald, Göttern zur Wohnung geweiht;
Mitten ein heiliger Quell, umwölbt vom hangenden Tuffstein,
Rings durch den dämmernden Hain klagen die Vögel gar süß.
Dort erging ich mich einst einsam auf schattigem Waldweg,
Sinnend, welch passenden Stoff nun sich erwähle mein Lied.
Sieh, da erschien mir die Elegie in duftendem Haarschmuck,
Aber es schien ein Fuß etwas ihr kürzer zu sein.
Hold die Gestalt, durchsichtig das Kleid, die Mienen so schmachtend,
Ja, selbst der Fehler am Fuß gab ihr nur größeren Reiz.
Auch die Tragödie kam, mit mächtigen Schritten, gewaltig,
Wild in die Stirne das Haar, schleppend das düstre Gewand.
Hoch in der Linken schwang ein Königsscepter voll Kraft sie,
Während der hohe Kothurn fest ihr die Füße umschloß.
Diese begann zuerst: „Wann machst du der Liebe ein Ende,
Dichter, der immer so zäh hängt an dem nämlichen Stoff?
Sieh, schon erzählt man beim Wein deine schmählichen Liebesgeschichten,
Und schon erzählen davon Straßen und Plätze der Stadt.
Alles schon zeigt auf dem Markt mit dem Finger auf dich und sie sagen:
Das ist der Dichter, den ach immer die Liebe so quält.
Rein als Märchen schon gehst in der Stadt du herum (und du merkst nichts!),
Seit du so ganz ohne Scheu selber dein Treiben erzählst.

Zeit wär's, daß nun auch dich der ernstere Thyrsus bewegte —.
Schreite, du ruhtest genug, endlich zu größerem Werk.
Jetzt verdirbt dein Talent durch den Stoff. Sing' Thaten von Männern
Und bald sagst du: Ja, dies ist mir ein würdiges Feld.
Tändelnd hast du Gesänge für zärtliche Mädchen gedichtet,
Hast deine Jugend, im Lied fröhlich sie feiernd, verbracht;
Doch jetzt fordere ich, die Tragödie Roms, einen Namen,
Heische von dir ihn und du sollst mein Gebieter nun sein." —
Also sprach sie und hoch gestützt auf die bunten Kothurnen
Neigte sie drei-, viermal lockenumschüttelt das Haupt.
Aber die andere lachte sie an mit schelmischen Augen,
Ihr in den Händen lag, glaub' ich, ein myrtener Zweig.
„Stolze Tragödie," sprach sie, „was greifst du so hart mich und ernst an?
Oder vermagst du denn nie anders, als ernst nur zu sein?
Und doch verschmähte dein Zorn nicht das ungleichfüßige Versmaß,
Hast mit dem eigenen Vers mich noch soeben bekämpft.
Nimmer vergleich' ich ja deine erhabene Dichtung mit meiner,
Wie sich die Hütte vergleicht nimmer dem Königspalast,
Leicht nur bin ich und leicht ist auch Amor, dem ich mich weihte;
Wie denn käm' ich dazu, ernster zu sein, als mein Stoff?
Plump nur wär' ohne mich selbst die Mutter des schelmischen Amor,
Darum zur Helferin ward ihr, zum Geleit ich gesellt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' zuerst dir geweckt die glücklichen Keime des Geistes,
Und daß dich jene begehrt, dankest du heute nur mir."
Also schloß sie; ich sprach: „Ich beschwör' euch, Göttinnen, beide,
Möge mein schüchternes Wort finden ein freundlich Gehör.
Du hier schmückst mit dem Scepter und schmückst mit dem hohen
Kothurn mich,
Und da du kaum mich ergreifst, tönt schon erhaben mein Mund.
Doch du machst meine Liebe und mich mit der Liebe unsterblich —
Bleibe bei mir, o laß tönen elegisch mein Lied.
Gönne, Tragödie, du dem Dichter die wenige Zeit noch,
Welche sich jene verlangt — dann bin für immer ich dein."
Und sie gewährte den Wunsch. Nun eilet, ihr zärtlichen Lieder,
Noch ist es Zeit, schon harrt meiner die ernstere That."

Das Versprechen an die Tragödie: „dann bin für immer ich dein", hat allerdings Ovid nicht gehalten; aber er hat denn doch einmal in jener Zeit sich von der erotischen Elegie losgesagt und eine Tragödie Medea gedichtet, die uns jedoch nicht er-

halten ist. Tacitus (Dialog. de or. 12) stellt sie als ein ausgezeichnetes Werk dem Thyestes, einer berühmten Tragödie des Varius, an die Seite, und Quintilian (10, 1, 98) urteilt darüber: „die Medea des Ovidius scheint mir zu zeigen, wieviel jener Mann hätte leisten können, wenn er mehr sein Genie hätte beherrschen als ihm nachgeben wollen“.

Über seine häuslichen Verhältnisse berichtet uns Ovid in seiner Autobiographie (V. 69 ff.), daß er dreimal verheiratet gewesen sei. Die erste Frau „wurde ihm gegeben“, als er fast noch Knabe war, d. h. wohl: der Vater hatte ihm, ohne viel nach seiner Neigung zu fragen, ein Weib gewählt, um ihn für einen soliden Lebenswandel zu gewinnen; aber der sonst so praktische Mann hatte sich in der Wahl vergriffen; die Frau entsprach den Ansprüchen des jungen Ovid nicht, und so löste dieser die Ehe bald wieder auf. Auch die zweite Ehe dauerte nicht lange, obgleich der Frau kein Vorwurf zu machen war. Ehescheidungen waren damals seit längerer Zeit schon bei den Römern eine alltägliche Sache. Sulla z. B. hatte 5 Frauen, Pompejus 5, Cäsar 4; Ciceros Tochter Tullia war dreimal verheiratet. Auch Ovid nahm eine dritte Frau, und mit dieser lebte er glücklich. Aus dem vornehmen Geschlechte der Fabier stammend, war sie eine Verwandte, wahrscheinlich eine Nichte des Paullus Fabius Maximus, eines Vertrauten des Augustus, und eine persönliche Freundin der Livia, der Gattin des Kaisers. Durch sie kam Ovid in nähere Berührung mit dem Hofe und den angesehensten Männern Roms. Er hing bis an seinen Tod mit inniger Liebe an der treuen rechtschaffnen Gattin, die auch ihrerseits ihn zärtlich liebte und stolz war auf seinen Dichterruhm. Sie war schon früher einmal verheiratet gewesen und brachte eine Tochter mit in die Ehe, welche die Gattin eines gewissen Suillius wurde, eines unter dem Kaiser Claudius einflußreichen, aber wegen seiner Bestechlichkeit und häßlichen Angebereien berüchtigten Mannes. Schon unter Tiberius war er wegen Bestechung verbannt worden: zum zweitenmal schickte ihn Nero ins

Exil. Ovid hatte auch eine eigene Tochter, wahrscheinlich aus der zweiten Ehe, Namens Perilla, die vom Vater die dichterische Ader geerbt hatte. Sie gebar ihm zwei Enkel von zwei verschiedenen Männern.

Die glückliche Ehe mit der von ihm verehrten Fabia übte auf den Dichter einen läuternden Einfluß. Er entsagte seitdem der frivolen Liebespoesie der Jugendzeit und wandte sich ernsteren Stoffen zu; er bearbeitete in dieser zweiten, bis zu seiner Verbannung reichenden Periode mit Fleiß und Hingebung die griechische Mythologie und die einheimische Sage, die erstere in seinen Metamorphosen (Verwandlungen), die römische Sage in seinen Fasti (dem Festkalender), die aber beide nicht zur Vollendung gelangten.

Schon hatte unser Dichter das 50. Lebensjahr überschritten und seine Haare begannen grau zu werden, da traf ihn mitten in der Zeit seines schönsten Schaffens ein vernichtender Schlag; das Verbannungsurteil des Kaisers stieß ihn in dem J. 9 n. Chr. hinaus aus all dem Glück, das ihn bisher in Rom umgeben (Aut. V. 93 ff.). Was der eigentliche Grund dieser Ungnade gewesen ist, wissen wir nicht, da Ovid sich nirgends deutlich darüber ausspricht. Daß es kein Verbrechen war, sagt er selbst, „es war nur ein Versehen, eine Verirrung" (error, Aut. V. 90), was denn auch aus der Form seiner Verbannung hervorgeht; es war nämlich kein exsilium infolge eines richterlichen Spruches oder eines Senatsbeschlusses, sondern eine durch einfache Entschließung des Kaisers verhängte relegatio ohne Verlust des Vermögens oder des Bürgerrechts. Außer diesem unbekannten error wird von Ovid mehrfach noch ein zweiter Grund seines Unglücks angeführt; er spricht von zwei Beschuldigungen, carmen et error, und unter diesem Gedichte versteht er die Ars amatoria oder, wie er sie in der Regel einfach nennt, die Ars, ein Werk, das durch seinen schlüpferigen Inhalt geeignet war, einen verderblichen Einfluß auf die Sitten zu üben, und deshalb dem Kaiser durchaus nicht gefiel. Da aber seit dem Erscheinen dieses

Buches bereits zehn Jahre verflossen waren, so kann es der Hauptgrund der Verbannung nicht gewesen sein. Dieser lag in einem Ereignis, über das der Dichter nur geheimnisvolle Andeutungen macht, und zwar deswegen, weil er den Schmerz des Augustus wach zu rufen befürchte. Daraus ist zu schließen, daß das Ereignis den Augustus persönlich berührt hat. Ovid klagt seine Augen als schuldig an; Trist. 2, 103 f. sagt er:

„Warum mußt' ich was sehn und schuldig machen die Augen?
Warum ward mir die Schuld wider Vermuten bekannt?"

und Trist. 3, 5, 49:

„Weil arglos mein Aug' ein Vergehen erblickte, so büß' ich,
Und daß ich Augen besaß, schreibt man als Sünde mir an."

Er hatte also wahrscheinlich durch Zufall irgend ein Vergehen gegen die Sittlichkeit gesehen, das auf die Familie des Augustus einen Schimpf warf, und hatte die Sache verschwiegen oder den Kaiser nicht rechtzeitig unterrichtet. Man denkt hier an das aus Tacitus' Annalen (3, 24) bekannte ehebrecherische Verhältnis der jüngeren Julia, der leichtsinnigen Enkelin des Kaisers, mit D. Silanus. Julia wurde um diese Zeit auf eine der diomedischen Inseln an der apulischen Küste verwiesen; Silanus aber wurde durch nichts weiter bestraft als durch die Entziehung der kaiserlichen Freundschaft (Tacit. l. l.), „vielleicht eben darum, weil die Hauptschuld auf Ovid abgeladen wurde, gegen welchen August noch von der Ars amandi her verstimmt sein mochte, zumal da deren Veröffentlichung in dem gleichen Jahre erfolgte, wo August seine Tochter Julia (die ältere Julia) verbannen mußte, so daß Ovid als rückfälliger Verführer erscheinen konnte." (Teuffel). Man suchte, wie es scheint, den eigentlichen Grund der Verbannung vor der Menge zu verdecken und stellte als Veranlassung die verführerische und sittenverderbliche Wirksamkeit des unglücklichen Dichters, als deren Frucht allerdings auch das schamlose Treiben der beiden Julien angesehen werden konnte, recht

augenfällig in den Vordergrund. Darum ließ damals Augustus sämtliche Gedichte Ovids aus den drei öffentlichen Bibliotheken auf dem Palatin entfernen.

Ovid war durch die plötzliche Wendung seines Geschickes wie niedergeschmettert. In seiner Verzweiflung würde er sich den Tod gegeben haben, wenn ihn nicht sein Freund Celsus gehindert hätte. Es war schon unendlich hart für ihn, daß er sein geliebtes Rom, den Boden, auf dem er allein glaubte leben zu können, verlassen sollte; aber sein Unglück ward noch größer dadurch, daß für seine Verbannung gar keine Zeitgrenze festgesetzt war, und daß der Ort seiner Verbannung von Rom und der civilisierten Welt überhaupt so weit entfernt lag. Es war die am äußersten Saume des Reichs gelegene Stadt Tomi oder Tomis, das heutige Küstendje (Constantia) in der Dobrudscha an der Westküste des Pontus Euxinus, die Hauptstadt des unteren Mösiens, das erst unter Augustus zum Reiche hinzugefügt worden war und von gesetzlicher Ordnung und Civilisation noch wenig wußte. Übrigens hatte der unglückliche doch einen Trost, daß sein Vater, der kurz vorher gestorben war, seinen Sturz nicht mehr erlebt hatte, und daß auch die Mutter noch zur rechten Stunde begraben worden war (Aut. V. 77 ff.).

Ovid machte die Erfahrung, die so mancher, der ins Unglück stürzt, zu machen hat; die meisten Freunde, die einst im Glück sich um ihn gesammelt, verließen ihn jetzt.

„Traun, wie das gelbe Gold in des Feuers Flammen geprüft wird,
   Also in schwerer Zeit ist auch die Treue zu schaun.
Während Fortuna uns stützt und uns lacht mit heiterem Antlitz
   Und uns die Schätze bewahrt, eilet uns jeglicher zu;
Donnert es aber, so wird geflohn und von keinem gekannt mehr,
   Wer von Scharen Gefolgs eben umringet noch war.
Und dies, was ich vordem entnahm aus früherer Beispiel,
   Hab' ich als wahr erkannt jetzt durch mein eigenes Leid.
Zwei, drei Freunde noch kaum seid ihr von so vielen mir übrig,
   Und nur dem Glücke, nicht mir folgte die übrige Schar.“

So klagt Ovid Trist. 1, 5, 25—34 und ähnlich 1, 9, 5 ff.:

„Während im Glücke du lebst, wirst viele der Freunde du zählen;
Wenn die Zeiten getrübt werden, so stehst du allein.
Siehst du, wie Tauben sich gern zu den glänzenden Dächern begeben,
Und wie die Vögel sich fern halten vom schmutzigen Turm?
Niemals ziehn Ameisen sich hin zu geleereten Speichern.
Von dem verlornen Gut wenden die Freunde sich ab.
Und wie der Schatten im Schein der Sonne gehenden folget,
Aber, sobald sie sich birgt hinter den Wolken, entflieht,
Folget den Blicken des Glückes die wankelmütige Menge;
Aber sobald sie Gewölk decket, verschwindet sie flugs.
Während mirs wohl ging, kam in mein zwar bekanntes, jedoch nicht
Anspruch machendes Haus eine genügende Schar;
Doch als der Stoß dies traf, da fürchteten alle den Einsturz,
Und in vereinigter Flucht zeigten den Rücken sie klug.“

Eine treue Stütze hatte der unglückliche an seiner trefflichen Gattin, die er in seinen Gedichten nicht müde wird wegen ihrer Liebe und Aufopferung zu rühmen und mit einer Andromache, Laodamia und Penelope vergleicht. Sie wollte ihn in das Exil begleiten, blieb jedoch auf seinen Wunsch in Rom zurück. Er hoffte wohl, durch ihre Vermittlung bald Begnadigung von dem Herrscher zu erlangen; auch scheint er ihre Gegenwart in Rom für nötig gehalten zu haben, damit sie ihm Haus und Güter gegen Feinde beschütze. Daß Fabia wirklich in solche Verlegenheiten kam, sehen wir aus Trist. 1, 6, 5—16:

„Durch dich wurde mein Fall wie von einem Pfeiler gestützet;
Wenn ich noch etwas bin, dank' ichs nur deinem Verdienst.
Du machst's, daß ich zum Raub nicht ward, von jenen geplündert,
Die nach den Brettern gehascht meines gescheiterten Schiffs.
Und wie, vom Hunger gereizt, in den unbewacheten Schafstall
Gierig und dürstig nach Blut suchet zu dringen der Wolf,
Oder wie um sich schaut der gefräßige Geier, ob sehen
Einen Körper, den nicht Erde bedecket, er kann,
So hat einer, der mich im Unglück schändlich verraten,
Gehen gewollt an mein Gut, wenn du geduldet es hätt'st.
Diesen vertrieb dein Mut mit dem Beistand trefflicher Freunde,
Welchen ich würdigen Dank nicht zu beweisen vermag.“

Eine rührende Scene war es, als er in einer Nacht von Gattin und Freunden Abschied nahm und ins Elend ging. Er hat sie beschrieben in einer seiner schönsten Elegien (Trist. 1, 3), die wir hier ganz mitteilen:

3.

Kommet das traurige Bild der Nacht mir in die Gedanken,
Welche die letzte für mich war in der heiligen Stadt,
Ruf' ich die Nacht mir zurück, die von allem teuren mich trennte,
Rinnen Thränen noch jetzt mir von den Augen herab.
Schon war nahe der Tag, an dem zu verlassen die fernsten
Grenzen Ausonias mir hatte geboten der Fürst.
Zeit war weder noch Sinn, um mich auszurüsten, gewesen;
Während längere Zeit war mir erstarret die Brust.
Nicht an Sklaven gedacht und Erwählung eines Begleiters
Hatt' ich, noch an ein Gewand, passend zur Flucht, noch an Geld.
Also war ich betäubt, wie wer, von dem Blitze getroffen,
Lebet und selbst nicht weiß, daß er das Leben noch hat.
Doch als selber der Schmerz das Gewölk des Geistes entfernte,
Und der Sinne Gebrauch endlich mir wiedergekehrt,
Sprech' ich zum letzten Mal zu den traurigen Freunden beim Scheiden,
Die, einst viele, nur noch wenige waren anjetzt.
Zärtlich umschlang mein Weib mich weinenden, heftiger weinend,
Thränen strömten die nicht schuldigen Wangen herab.
Weit in der Ferne war am libyschen Strande die Tochter*),
Und noch konnte sie nichts wissen von meinem Geschick.
Rings, wohin man nur sah, ertöneten Klagen und Seufzer,
Und wie bei Leichen erscholl Wehegeschrei im Gemach.
Gattin trauern und Mann, auch Gesind', am Leichenbegängnis;
Und von Thränen ist feucht jeglicher Winkel im Haus.
Wenn es gestattet mir ist, zu vergleichen kleines mit großem,
War so Trojas Gestalt, als es bewältiget ward.
Und schon waren verstummt die Menschenstimmen und Hunde,
Und hoch sah man den Mond lenken sein nächtlich Gespann.
Ihn anschauend und auf's Capitol dann richtend die Augen,
Welchem umsonst so nah lieget mein eigenes Haus,

*) Ovids rechte Tochter war dem Gatten damals nach Afrika gefolgt und konnte der Stiefmutter in ihrem Elend nicht zur Seite stehen.

Sprach ich: „ihr Mächte, die ihr die nahen Sitze bewohnet,
Und ihr Tempel, die nie wieder erblicken ich soll,
Und ihr Götter, die ihr in der hehren Stadt des Quirin weilt,
Und die verlassen ich muß, seid mir für ewig gegrüßt!
Und obgleich ich den Schild zu spät nach den Wunden ergreife,
Nehmet von dieser Flucht dennoch den lastenden Haß,
Saget dem himmlischen Mann, was mich getäuscht für ein Irrtum;
Daß an der Stelle der Schuld nicht ein Verbrechen er sieht.
Wenn, was ihr Götter wißt, auch erkennt der Verhänger der Strafe,
Läßt unglücklich mich nicht sein der versöhnete Gott."
Also flehte mein Mund zu den Himmlischen; mehr noch die Gattin,
Während sie mitten im Fleh'n wurde durch Schluchzen gehemmt.
Auch vor den Laren sank mit fliegenden Haaren sie nieder,
Und den erloschenen Herd küßte der bebende Mund,
Und viel flehete sie zu den abgeneigten Penaten,
Worte von keinem Erfolg für den beweineten Mann.
Und es versagte die Zeit zum Verzug die enteilende Nacht schon,
Und der Parrhasische Bär*) hatte vom Pol sich gewandt.
Was nun sollt' ich? mich hielt die zärtliche Liebe zur Heimat;
Aber die letzte Nacht war's der gebotenen Flucht.
Ach! wie sagt' ich so oft, wenn jemand eilte: „was drängst du?
Denke, wohin zu gehn, oder von wo, du mich treibst!"
Ach! wie belog ich mich oft, daß ich fest bestimmet die Stunde
Hätte, die passend sei für den beschlossenen Weg.
Dreimal trat ich zur Schwell' und dreimal trieb es zurück mich,
Und nachgebend dem Schmerz zögerte selber mein Fuß.
Oft, wenn Lebewohl ich gesagt, sprach viel ich von neuem,
Ach! und den letzten Kuß gab ich, als ging ich nun fort.
Oft trug ein und dasselb' ich auf und täuschte mich selber,
Während zurück auf die mir teueren Pfänder ich sah.
Endlich sprach ich sodann: „was eil' ich? Scythien ruft mich,
Scheiden muß ich von Rom; beides ist Grund zum Verzug.
Ewig soll ich mein Weib, das lebende, lebend entbehren,
Meiden mein Haus und euch, Glieder des trauten, mir süß,
Und euch Genossen, die ich nach Bruderweise geliebet,
O ihr Herzen, die mir Treue des Theseus verband.
Laßt euch umarmen, so lang' es vergönnt ist; nimmer vielleicht ist's
Ferner vergönnt; mir ist jegliche Stunde Gewinn."

---

*) Der Morgen kam heran.

Endlich verlass' ich noch nicht vollendete Worte der Rede,
Alles umarmend, woran fest sich gehänget mein Herz.
Während ich sprach und wir weinten, erschien das glänzendste Sternbild,
Lucifer, unheilvoll mir, an dem Himmelsgewölb.
So nun reiß ich mich los, als wenn meine Glieder ich ließe,
Und von dem Körper getrennt schien sich zu haben ein Teil.
So litt Metus, als ihm, nach verschiedenen Seiten getrieben,
Rosse, seines Verrats Rächer, zerrissen den Leib.
Da nun aber erhebt sich Geschrei und Seufzen der Meinen,
Und auf die nackte Brust schlägt die bekümmerte Hand.
Da nun hängete sich um des scheidenden Schultern die Gattin,
Und mit Thränen gemischt sprach sie die Worte betrübt:
„Von mir reißet dich nichts; o, zusammen gehn wir, zusammen;
Folgen will ich verbannt als des Verbanneten Weib.
Mir auch beut sich der Weg, auch mir sich die Grenze der Erde,
Wenig werd' ich die Last mehren des fliehenden Schiffs.
Dich heißt Cäsars Zorn aus dem Vaterland dich entfernen,
Mich die Treue; es soll diese der Cäsar mir sein."
Also drang sie in mich, wie sie vorher hatte gedrungen,
Und kaum fügte sie sich endlich, vom Nutzen besiegt.
Ich ging, oder es war, als würd' ich lebend bestattet —
Schmutzig, die Haare zerstreut über das rauhe Gesicht.
Jene, der Sinne beraubt vor Schmerz und die Augen verdunkelt,
Sank jetzt, wie man erzählt, mitten im Hause dahin;
Und als sie wieder erstand mit von Staub besudelten Haaren
Und von dem kalten Gestein wieder die Glieder erhob,
Weinte sie halb um sich, bald um die verlass'nen Penaten,
Während den Namen sie oft rief des entrissenen Manns,
Und wehklagte so sehr, als wenn sie den Körper der Tochter,
Oder den meinen geseh'n hätt' auf dem flammenden Holz,
Und hat sterben gewollt, durch den Tod die Gedanken verlieren —
Und hinblickend auf mich, hat sie doch nicht es gewollt.
Lebe sie lang'! und lebe, da so das Geschick es gefügt hat —
Um zu erleichtern das Los ihres verbanneten Manns.

Es war der Spätherbst des J. 9 n. Chr., als Ovid seine Reise in die Verbannung antrat. Nach einer stürmischen gefahrvollen Fahrt, die er unterbrach, um zu Fuß Thrakien zu durchwandern, kam er endlich nach Tomi, dem Ort seiner Bestimmung. Aber was war das für ein Land! Zwar liegt es nicht nördlicher als Oberitalien, aber sein Klima ist doch ganz verschieden.

Im Sommer glühende Hitze, im Winter starker Frost und furchtbare Schneestürme, im Frühjahr und Herbst rauschen gewaltige Regengüsse nieder, die aber den Boden nicht befruchten, da er alle Feuchtigkeit sofort einsaugt. Eine wüste Steppe zieht sich weithin, kahl und öde und wasserarm; mageres Gras bedeckt die weite Fläche, auf der hier und da ein verkrüppeltes Bäumchen steht. So wird heute die Natur jenes traurigen Landes beschrieben, und Ovid wird sie nicht anders gefunden haben. Kahl und unbebaut, sagt er, liegt das verwilderte Land da. Man sieht nur wenige Felder, und die sind schlecht und unfruchtbar, und oft pflügt man den Boden nicht, aus Furcht vor räuberischen Nachbarn; denn immer herrscht Blutvergießen und Krieg. Die Felder sind ohne Busch und Baum, man sieht nicht Apfel, nicht Traube. Wie furchtbar der Winter an diesem nordischen Ende der Welt ist, beschreibt uns der Verbannte in Trist. 3, 10. Da ist die Erde weiß von marmornem Frost. Der gefallene Schnee liegt fest, nicht geschmolzen von Sonne und Regen; der Nordwind verhärtet ihn, daß er beständig liegen bleibt. Noch ist der erste nicht hinweg, so kommt schon der zweite, so daß er oft zwei Jahre an demselben Orte liegt.

Und so groß ist die Kraft des erregten Nords, daß er hohe
　　Türme der Erde gleich machet und Dächer entführt.
Kälte wehret man ab durch genähete Hosen und Felle,
　　Und von der ganzen Gestalt ist das Gesicht nur zu seh'n.
Oftmals klappern, bewegt, vom hängenden Eise die Haare,
　　Und weiß glänzet von Eis, das ihn bedecket, der Bart.
Kruglos hält sich der Wein und bewahrt die Gestalt des Gefäßes,
　　Und nicht trinkt man geschöpft, sondern zerstücket, den Wein.
Wozu spräch' ich davon, wie vom Frost die Bäche gerinnen,
　　Und wie man hier aus dem Teich Wasser, zerbrechliches, gräbt?
Selbst der Hister gefriert, wenn der Wind sein blaues Gewässer
　　Härtet, und schleicht in das Meer sich mit bedecketer Flut.
Und wo Schiffe zuvor man gehn sah, gehet der Fuß jetzt,
　　Und die gefrorene Flut stampft mit dem Hufe das Roß;
Und das sarmatische Rind zieht über Brücken so seltsam,
　　Während darunter der Strom rinnt, sein barbarisch Gefährt.

Kaum wohl glaubet man mir; weil aber keine Belohnung
 Wartet der Lüge, so darf sicher dem Zeugen man traun:
Feststehn sah ich von Eis das gewaltige Meer, und es lag da
 Eine glänzende Schal' über der ruhenden Flut.
Und nicht sah ich es nur; ich betrat die erhärtete Fläche,
 Und mit trockenem Fuß schritt auf den Wogen ich hin.
Kein gekrümmter Delphin kann dann in die Luft sich erheben;
 Undurchdringliches Eis hält, die es wollen, zurück.
Und wenn der Nordwind auch mit geschwungenen Flügeln daher braust,
 Keine Wellen entstehn auf der gefesselten See.
Und umschlossen von Eis, wie von Marmor, stehen die Schiffe,
 Und kein Ruder durchdringt dann die erstarrete Flut.
Fische hab' ich von Eis gefesselt haften gesehn,
 Aber auch dann war noch lebend von ihnen ein Teil.

Wenn so der Frost den Hister (Ister, Donau) mit einer Eisdecke versehen hat, dann kommen die barbarischen Feinde, die Sauromaten auf ihren schnellen Rossen über den Fluß und verwüsten alles umher, rauben das Vieh und die Wagen und die sonstige Habe; wer nicht flieht, der fällt unter ihren giftigen Pfeilen oder wird fortgeschleppt, die Hände auf den Rücken gebunden. Auch in der nächsten Nähe der Stadt ist man vor den räuberischen Barbaren nicht sicher. Außer den Sauromaten, die nördlich von der Donau seit länger als einem Jahrhundert an die Stelle der verwandten Skythen getreten sind, bedrängen auch die thrakischen Geten und Bessen das Land. Sie umschwärmen auf ihren wilden Rossen die Mauern der Stadt, und wer nicht eiligst noch durch das Thor vor dem Schlusse sich in die Stadt flüchtet, der ist verloren. Sowie der Wächter auf dem Turme das Lärmzeichen giebt, greift alles erschreckt in der Stadt zu den Waffen, und auch unser Dichter, der in seiner Jugend die Waffen nur zur Ergötzung in die Hand genommen, wappnet sich jetzt als Greis mit Schwert und Schild und setzt den Helm auf das graue Haupt.

Solche Zustände machen dem alten Dichter das Leben gar schwer. Und auch die sonstigen Verhältnisse sind traurig. Zwar war Tomi ursprünglich eine griechische Stadt, eine Gründung

der Milesier; aber wenn auch die griechischen Häuser noch stehen, so ist doch die griechische Sprache geschwunden. Der Dichter hat mit dem rohen Volke einen geringen sprachlichen Verkehr, er ist meist umtönt von thrakischer und skythischer Rede; doch hat er schon soviel gelernt, daß er glaubt, sogar getische Verse machen zu können, und schon fürchtet er, daß in seinen Gedichten sich pontische Worte in sein Latein mischen. Bücher giebt es hier nicht, er hat keinen Menschen, der ihn trösten, dem er seine Gedichte zur Prüfung vorlesen könnte. Selten kommt durch das wilde Meer an diesen hafenlosen Strand ein Schiff, das ihm Kunde von Rom und Italien brächte; er ist allein und einsam und hat nicht einmal einen sicheren Zufluchtsort, wohin er zu stillem Denken und Dichten sich zurückziehen könnte. Es fehlt dem in dem Wohlleben zu Rom verwöhnten und verweichlichten Greis an jeglicher Bequemlichkeit; das Haus ist nicht wohnlich, schlecht ist Kost und Küche, die Luft bekommt ihm nicht, an das Wasser kann er sich nicht gewöhnen, und Ärzte sind nicht vorhanden.

Mag der Dichter seine Schilderungen, die wir aus den nach Rom gesendeten Gedichten entnommen haben, in seiner trostlosen Lage auch übertrieben haben, die Zustände in dem Barbarenlande waren immerhin traurig genug, und wir dürfen ihm glauben, wenn er klagt, daß ihn alle Freude flieht, daß Seele und Leib ihm schlaff und krank werden. Wohl mochten die Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten, welche die Einwohner von Tomi dem unglücklichen und berühmten Dichter erwiesen, seinem Herzen wohlthun — sie ehrten ihn mit Steuerfreiheit und schenkten ihm eine Ehrenkrone, als er nach Augusts Tode ein Lobgedicht auf denselben in getischer Sprache verfaßt hatte — aber sie konnten denn doch sein Leiden wenig mildern und seine Sehnsucht nach Italien, wo alles sich befand, was ihm teuer und lieb war, nicht heilen.

Auch die Dichtkunst, die er seine einzige Trösterin im Unglück nennt (Aut. V. 112 ff.), heilte ihn nicht. Er dichtete viel

in dieser Zeit, schrieb namentlich poetische Briefe in Menge nach Rom — die 5 Bücher Tristien (Klagelieder) und 4 Bücher Epistolae ex Ponto — aber die letzten wie die ersten sind voll Jammer und Klagen und Thränen, in dem Maße, daß wir ihn wegen des Mangels an männlicher Kraft tadeln, oder doch wenigstens bemitleiden müssen. Auch die allzu unterwürfige Schmeichelei gegen Augustus, die wir in diesen Gedichten finden, stimmt nicht zu dem echten Stolz eines Mannes.

Ovid war nicht müde geworden, den Kaiser um Befreiung von der Verbannung anzuflehen, und da alles vergebens war, bat er wenigstens um einen besseren Verbannungsort. Als endlich der Kaiser zu verzeihen gedachte, da starb er; das harte Herz seines Nachfolgers Tiberius aber blieb taub gegen alle Klagen und Schmeicheleien. So starb denn Ovid zu Tomi in der zweiten Hälfte des J. 17 n. Chr., nachdem er acht Jahre in der Verbannung geschmachtet, im 59. Jahre seines Lebens. In demselben Jahre 17 ist auch Livius gestorben. Ovid hatte seine Frau in einer Elegie (Trist. 3, 3, 65ff.) gebeten, daß seine Asche nach Rom gebracht würde, damit er nicht auch noch im Tode ein Verbannter sei, und fügte eine Inschrift bei, die ihm aufs Grab gesetzt werden sollte:

„Hier lieg ich, der besungen die Lust der zärtlichen Liebe,
Naso, dem Untergang brachte sein Dichtertalent.
Aber du, der vorüber du gehst und der du geliebt hast,
Sage von Herzen: weich ruhe des Naso Gebein."

Ob sein Wunsch erfüllt worden ist, wissen wir nicht. Die Bewohner von Küstendje zeigen allerdings heute einen Grabhügel des Ovid; doch darf man das Recht dazu bezweifeln.

Ovid war ganz ein Kind der monarchischen Zeit. Von der alten republikanischen Zeit mit ihrer rauhen Einfachheit will er nichts wissen; er wünscht sich Glück (Ars am. 3, 113 ff.), daß er in dem jetzigen neuen Zeitalter geboren ist. Dieses passe zu seiner Natur, weil jetzt Bildung und Kultur herrsche und das bäurische Wesen der Vorzeit verschwunden sei. In dieser fein-

gebildeten luxuriösen Welt der Kaiserzeit ist er aufgewachsen, in ihr lebt und für sie dichtet er, für die junge elegante Generation, welche auch in der Poesie leichten, heiteren Genuß und interessante Unterhaltung suchte. Er war Dichter „für die Salons der feinen Welt und für die Boudoirs der jungen Damen." Es ist schade, daß er sich kein höheres Ziel gesteckt hat. Denn hoch zu wandeln und sein Publikum zu sich heraufzuziehen, nicht aber niedersteigend seinem Vergnügen zu fröhnen und seinen Sinnen zu schmeicheln, ist die würdige Aufgabe eines Mannes, der zum Priesteramte der Musen geweiht ist. Und Ovid hatte die Begabung zu diesem Amte, wie wenige; er war schon von Natur zum großen Dichter angelegt. Sein Geist war schöpferisch und erfindungsreich, mit einer unerschöpflichen Phantasie und Kraft der Darstellung begabt, von seltener Produktivität; in der formellen Gestaltung besaß er eine Meisterschaft, die von keinem andern römischen Dichter erreicht worden ist. Geistreich und witzig, leicht und gewandt, wußte er jeden Gedanken mit Anmut und Grazie zu behandeln. Das verdankte er schon zum Teil dem angeborenen Talent; aber das Talent hatte noch eine weitere Ausbildung gefunden durch die rhetorischen Studien, zu denen der Wille des Vaters in der Jugend ihn gezwungen hatte. Bei seinem Mangel an Ernst aber und der außerordentlichen Leichtigkeit der Produktion bewegte er sich häufig auf der Oberfläche, trieb er zu leicht mit seinen Gedanken ein tändelndes Spiel, haschte rhetorisch nach glänzenden Figuren und witzigen pikanten Wendungen, nach Wortspielen und Antithesen, nach Malerei in Laut und Rhythmen. Er vergaß zu leicht das rechte Maß in dem Ausspinnen seiner Gedanken und in der Fülle seiner Worte.

Ovid hat vorzugsweise Elegien gedichtet, eine Dichtungsgattung, welche von den Römern mit besonderer Vorliebe angebaut worden ist. Sie schlossen sich auch hier den Alexandrinern an, haben aber ihre Vorbilder bei weitem übertroffen. Während die Elegie bei den Alexandrinern als eine blasse Treibhauspflanze gepflegt wurde, wuchs sie bei den Römern frisch und voll

Lebenskraft empor und hat sich auch in der Form höher ausgebildet. Der erste römische Dichter, der es verdient, in der Geschichte der Elegie genannt zu werden, ist Catullus. So sehr dieser auch Meister in der Handhabung des Hendekasyllabus war und auch schon im Hexameter mit Anmut sich bewegte, so war er doch im Distichon noch unbehilflich und ein Anfänger in Form und Gestaltung. Von den folgenden Elegikern nennt Ovid (Aut. 53 f.) der Zeitfolge nach Gallus, Tibullus, Propertius und zuletzt sich selber. Von Gallus ist uns nichts übrig geblieben, so daß wir über ihn nicht urteilen können. Die drei andern, Tibull, Properz, Ovid, sind die Triumvirn der Elegie, welche in der augusteischen Zeit diese Dichtungsgattung, und zwar vorzugsweise die erotische Elegie zur höchsten Blüte gebracht haben. Albius Tibullus (54—19 v. Chr.), in seinen Gefühlen menschlich wahr und warm und echt römisch, ohne alle Beimischung alexandrinischer Gelehrsamkeit, fein in der Komposition und in der Gliederung der einzelnen Distichen, hat die Elegie schon zu der höchsten Entwicklung geführt, so daß die beiden folgenden, auf demselben Wege fortgehend, je nach ihrem Naturell nur neue Tonarten anzuschlagen hatten. Sextus Propertius (49—15 v. Chr.), ausschließlich Elegiker und Dichter der Liebe wie Tibull, ist in der melodischen Behandlung des Distichons noch weiter gegangen, zeichnet sich aus durch verfeinerten Stil und weichen Schmelz der Sprache; aber im Denken und Fühlen ist er weniger römisch und liebt die alexandrinische Gelehrsamkeit. Ovid hat in der Elegie die Sprachentwicklung aufs höchste gebracht, so daß er kosend zu flüstern und zu plaudern versteht, wie kein andrer. Die Komposition tritt bei ihm mehr in den Hintergrund als bei seinen Vorgängern. Er ist heiter und lebendig, neu, überraschend und pikant, weil er leicht und leichtfertig alles und jegliches ohne moralisches Bedenken ausspricht; das widerwärtige aber, das öfter durch solche Frivolität hervorgerufen wird, ist gemildert durch die Anmut und Grazie seiner Poesie und die liebenswürdige plaudernde Offenheit.

In der poetischen Thätigkeit des Ovid lassen sich leicht drei Perioden unterscheiden. In seine Jugendperiode gehören die Amores, eine Sammlung von Liebesliedern, die zum großen Teil aus seinen frühesten Gedichten bestehen. Sie beschreiben, meist in üppig sinnlicher Weise, Scenen und Situationen, die der Dichter teils aus seinem wirklichen Liebesleben gewählt, teils fingiert hat; doch sind darunter auch manche Gedichte von nicht erotischem Inhalt. Nach einem einleitenden Epigramm, dessen Echtheit aber von manchen angezweifelt wird, hatte er zwei Ausgaben von den Amores veranstaltet, die erste, in 5 Büchern, ums J. 14 v. Chr., die zweite, durch Ausscheidung mancher Gedichte auf 3 Bücher beschränkt, jedenfalls vor dem J. 2 v. Chr. Diese letzte Sammlung ist die erhaltene. — Jugendwerke sind ebenfalls die Heroides oder Epistolae Heroides, eine von Ovid zuerst aufgebrachte Spielart der poetischen Epistel, Briefe von Heroenfrauen an ihre entfernten Gatten oder Geliebten, mit feiner Zeichnung der Charaktere und Stimmungen. Veröffentlicht wurden sie wahrscheinlich zusammen um das J. 4 v. Chr. Wir besitzen 21 Stücke, von denen aber diese und jene in betreff der Echtheit angezweifelt werden. Jedenfalls ist unecht Nr. 15, der Brief der Sappho, wahrscheinlich auch die 6 folgenden. Ovids Freund Sabinus hatte Antwortschreiben auf diese Briefe verfertigt; jedoch die in den Ovidausgaben unter dem Titel A. Sabini Epistolae tres laufenden Briefe sind von dem Italiener Angelus Quirinus Sabinus aus dem 15. Jahrhundert. — Die Ars amatoria, ein Lehrgedicht in 3 Büchern über die Kunst, Liebe zu gewinnen, ist in dem J. 2 oder 1 v. Chr. herausgegeben und hat durch ihren frivolen und entsittlichenden Inhalt viel Anstoß erregt. Daß das Gedicht den Römern und Römerinnen so gut gefiel, hat dem Dichter später die Verbannung eingetragen. — Zwei Jahre nachher schloß sich daran das Buch Remedia amoris, eine Anleitung, wie man eine lästige Leidenschaft wieder los werde, ein Gegenstück zu der Ars, das manches wieder gut machen sollte, was diese verbrochen. Ferner gehörte

noch in diese Gesellschaft ein Gedicht über weibliche Toiletten-künste, Medicamina faciei, von dem nur noch 100 Verse übrig sind.

Mit dem Eintritt des Ovid in das reifere Mannesalter beginnt die zweite Periode seiner dichterischen Thätigkeit. Der Dichter hat die erotische Poesie verlassen und sich der erzählenden Dichtung zugewandt, den Metamorphosen und Fasten. Die Metamorphoses (Verwandlungen) sind der äußeren Form nach, insofern sie in Hexametern geschrieben sind, ein episches Gedicht, aber kein nach den Regeln der höheren Kunst komponiertes Ganze. Das Werk bildet eine lange bunte, durch 15 Bücher sich hinziehende Reihe von Erzählungen aus der Mythologie, welche sämtlich Verwandlungen enthalten, vom Ursprung der Welt anhebend und fortgeführt bis zu der Verwandlung des Cäsar in einen Stern. Die meisten Verwandlungen stammen natürlich aus der griechischen Mythologie und sind von Ovid aus griechischen Schriftstellern, hauptsächlich alexandrinischen Sammlern entlehnt; aber die geschickte Zusammenstellung und Gruppierung der Erzählungen, sowie die dichterische Ausführung und Gestaltung des einzelnen sind lediglich sein Werk. Die Übergänge von einer Sage zu der andern sind mit außerordentlicher Gewandtheit in mannigfaltigster, wenn auch bisweilen gesuchter und gezwungener Weise gemacht. In der Ausführung der einzelnen Erzählungen fesselt uns der Dichter durch all die glänzenden Eigenschaften, durch welche er auch in seinen übrigen Arbeiten sich auszeichnet. Seine originale poetische Gestaltungsgabe, unerschöpfliche Phantasie, lebendige Motivierung und tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, verbunden mit der vollkommnen Herrschaft über alle Mittel der äußeren Darstellung, machen ihn zu einem der ersten Meister der Erzählungskunst. Es war nahe daran, daß dies schöne Werk uns verloren ging. Als der Dichter nämlich verbannt und seine Poesien als Grund für diese Maßnahme angegeben wurden, da warf er voll Zorn und Verzweiflung die Metamorphosen ins

Feuer; aber glücklicher Weise hatten mehrere Freunde schon Abschriften von dem Buche genommen, und so wurde es erhalten. Da jedoch das Werk noch nicht völlig ausgearbeitet war, so fehlt ihm, wie es uns vorliegt, die letzte Feile.

Unvollendet in höherem Grade sind die Fasti (Kalender) geblieben. Denn während für die 12 Monate des Jahres 12 Bücher in Aussicht genommen waren, wurden nur die 6 ersten Bücher ausgearbeitet. Das Unglück der Verbannung kam plötzlich dazwischen, und am Pontus war es dem Dichter aus Mangel an den nötigen Hilfsmitteln nicht möglich, diese Arbeit fortzusetzen. Es ist in diesem poetischen Festkalender nach der Reihenfolge der Monate und Tage die Feier der römischen Feste im Zusammenhang mit dem Auf- und Untergang der Gestirne beschrieben und die Sagen erzählt, worauf die Feier der Feste sich gründet. Als Vorbild dienten ihm die *Αἴτια* des Kallimachus, nach deren Vorgang er auch das ihm so geläufige elegische Versmaß wählte, obgleich er eingesteht, das für den großenteils epischen Stoff das epische Versmaß angemessen gewesen wäre. Im ganzen hält sich der Dichter in der Mitte der epischen und elegischen Darstellungsweise. Das Buch ist reich an wertvollen Nachrichten über die religiösen Altertümer der Römer, die wahrscheinlich zum größten Teil aus den Schriften des Varro genommen sind, und liefert eine Menge schöner Erzählungen aus der Mythologie und der römischen Sagengeschichte. Anfangs hatte Ovid das Werk für Augustus bestimmt; später aber, nach des Augustus Tod, arbeitete er in Tomi das Fertige um und widmete es dem Germanicus, dem Neffen und Adoptivsohn des Tiberius.

Aus der dritten Periode, der Zeit der Verbannung, sind die zwei Hauptwerke Tristia (Trauerlieder) und Epistolae ex Ponto (Briefe aus dem Pontus). Die Tristien, aus fünf Büchern bestehend, enthalten Elegien voll Klagen und Bitten an Verwandte und Freunde und an den Kaiser aus den Jahren 9—13 n. Chr.; doch sind die Personen, an welche die einzelnen

Briefe gerichtet sind, nicht namentlich genannt, damit sie wegen ihres Verkehrs mit dem in Ungnade gefallenen Manne nicht in Schaden kommen. Das erste Buch ist noch auf der Hinreise geschrieben und vor der Ankunft in Tomi nach Rom geschickt. Das zweite besteht nur aus Einem Schreiben an Augustus, dem er seine Unschuld oder wenigstens die Absichtslosigkeit seiner Schuld zu beweisen sucht. Das Talent des Dichters zeigt sich in diesen Gedichten gedrückt, so daß, obgleich die Leichtigkeit und Eleganz ihn auch hier nicht verläßt und das Gemüt sogar im Schmerz reiner hervortritt, das Ganze keinen poetischen und künstlerischen Eindruck mehr macht. Noch weniger ist ein reiner poetischer Genuß aus den Briefen aus dem Pontus zu holen. Sie fallen in die Jahre 13—16 n. Chr. und bestehen aus vier Büchern Briefe an die Gattin und an Freunde, die er jetzt mit Namen zu nennen wagt, weil der Zorn des Kaiser nicht mehr zu fürchten ist. Obgleich diese Briefe matt und voll Wiederholungen und Sorglosigkeiten aller Art sind, so zeigen sie doch, daß Ovid nichts schreiben konnte, was nicht lesbar wäre.

Außerdem verfertigte Ovid in seiner Verbannung ein Schmähgedicht Ibis gegen einen Mann, den er vor der Hand nicht nennen will, wahrscheinlich einen neidischen Dichter, der ihn, den schon zu Boden geworfenen, in Rom angegriffen hat. Der Titel ist genommen von einem ähnlichen Schmähgedichte des Kallimachus, das dieser gegen den Dichter Apollonius Rhodius geschrieben. Auch hier bekennt Ovid sich in dem Metrum vergriffen zu haben, da er statt des Distichons Jamben hätte anwenden sollen. — Auch noch ein Lehrgedicht über die Fische des schwarzen Meeres, Halieutica, hatte Ovid in der Zeit seines Exils gegen Ende seines Lebens begonnen, aber nicht vollendet. Das Gedicht, von dem wir noch 132 Verse haben, ist nach Art der alexandrinischen Lehrgedichte abgefaßt und neben den Metamorphosen das einzige, welches Ovid in Hexametern geschrieben hat.

Über den inneren Wert des Ovid als Mensch und Dichter

lassen wir hier zum Schluß noch das Urteil von O. Gruppe*) folgen: „Während Tibull im alten ernsten Römertum steht, reicht Ovid hinüber in die verderbtere Kaiserzeit, allein seine liebenswürdige Offenherzigkeit, seine innere Wahrheitsliebe, sein Rechtsgefühl, seine stete Heiterkeit, sein nie versiechender Witz, die bereitwillige Anerkennung aller seiner Vorgänger und die noch bereitwilligere gegen alle poetischen Jünger, seine Freundschaft mit aller Welt, wie dies die Briefe deutlich zu erkennen geben, dies alles giebt das wohl übereinstimmende Bild seines gutmütigen und edlen, aber zündbaren und leichtsinnigen Gemüts, das Fehler begehen, aber sich nie erniedrigen kann, das stets erfüllt ist von seinem hohen dichterischen Beruf, und das dabei weder stolz noch abstoßend, sondern von jedermann geliebt ist."

Die Gedichte des Ovid waren bei seinen Zeitgenossen und in den folgenden Jahrhunderten sehr beliebt und wurden viel gelesen und auch nachgeahmt, so daß in der römischen Zeit wie im Mittelalter vieles seinem Namen untergeschoben wurde. Im Mittelalter waren besonders die Metamorphosen ein Lieblingsbuch. Eine deutsche Übersetzung derselben verfaßte Albrecht von Halberstadt in Reimen (erschienen im J. 1210); eine griechische Übersetzung derselben giebt es von dem Mönch Maximus Planudes (im 14. Jahrhundert).

---

*) O. F. Gruppe, die römische Elegie. I. S. 387.

Dritte Periode.

(14 bis 211 n. Chr.)

---

14. Cornelius Tacitus.

(c. 54 bis 119 n. Chr.)

Nachdem Augustus durch Gründung der Monarchie dem römischen Volke Ruhe und Frieden gebracht hatte, schien es unter deren Schutz einer glücklicheren Zukunft entgegensehen zu können. Aber in Wirklichkeit kam ein Jahrhundert des Despotismus, wie es schrecklicher nicht sein konnte. Denn da von Anfang an die neuen Verhältnisse nicht auf einer durch Gesetze geregelten Staatsform beruheten, so hingen die jedesmaligen Zustände davon ab, welchen Gebrauch der Regent von der Gewalt machte, welche ihm thatsächlich in die Hand gegeben war; und die Nachfolger des Augustus während des ersten Jahrhunderts n. Chr. waren zum größten Teil die furchtbarsten Tyrannen, welche mit schonungsloser Willkür die usurpatorische Herrschaft befestigten und, auf die militärische Macht gestüzt, mit unerhörter Grausamkeit mißbrauchten. Zunächst herrschte von 14—68 n. Chr. das Haus des Augustus, die Julier oder Claudier, der finstere menschenfeindliche Tiberius, dann Gaius Caligula, ein rasender blutdürstiger Wüterich, der schwachsinnige, von Weibern und Freigelassenen zu allem schlechten mißleitete Claudius und zuletzt der durch seine Tollheit und Grausamkeit sprichwörtlich gewordene, durch unglaubliche Schandthaten gebrandmarkte Nero. Nachdem die Erde von diesem Ungeheuer befreit und ein Jahr

um den erledigten Thron gekämpft worden war, begründete im Jahre 69 der tapfere Flavius Vespasianus die flavische Dynastie, welche aus ihm selbst (69—79) und seinen beiden Söhnen Titus (79—81) und Domitianus (81—96) bestand. Vespasian, ein vernünftiger, wohlwollender und kräftiger Regent, brachte wieder Ordnung und Gesetz und Gerechtigkeit in das zerrüttete Staatswesen, und sein menschenfreundlicher Sohn Titus folgte ihm auf dem betretenen Wege; aber sie kamen zu spät, und ihre Regierung dauerte zu kurz, als daß sie die Wunden, welche die frühere Mißregierung der Gesellschaft geschlagen, wieder von Grund aus hätten heilen können, und zum Unglück war Domitian ein bösartiger Wüterich, der hinter Nero und Caligula nicht zurückblieb. Durch ihn ging das Gute, welches seine beiden Vorgänger gestiftet, wieder zu Grunde.

Wohl hatte das römische Volk aus der republikanischen Zeit noch etwas von seinen ursprünglichen nationalen Kräften in die Monarchie herübergerettet; aber der Despotismus der Kaiser zertrat und schwächte immer mehr, was von dem alten Römertum noch vorhanden war. Der Zusammenhang mit der großen Zeit der Freiheit war zerschnitten. Das niedere Volk, dem aller Anteil an politischen Dingen entzogen war, versank mehr und mehr in knechtischen Stumpfsinn, wurde zum Pöbel, der sich von den Regierenden ernähren und amüsieren ließ. Die gebildeten Stände waren durch Luxus entnervt und ohne sittliche Kraft. Der Senat, zusammengesetzt aus Kreaturen der Herrscher, war ein serviles Werkzeug in deren Händen. Die edlen Geschlechter aus alter Zeit waren durch die Bürgerkriege gegen Ende der Republik zum großen Teil schon zu Grunde gegangen, und diejenigen, welche noch übrig waren, wurden allmählich durch die Machthaber hinweggeräumt, während Freigelassene und Provinzialen, die durch keine Familienerinnerungen mit der ruhmreichen Vergangenheit verbunden waren, an ihre Stelle traten. Der Despotismus der Kaiser verfolgte mit Grausamkeit alles, was selbständig war und ihrer Willkürherrschaft widerstrebte. Frei-

sinnige Regungen fanden keinen Platz mehr; Furcht und Schrecken hielten die besseren Bestrebungen zurück. Wer von den hervorragenden Männern sich vor Tod oder Verbannung sichern wollte, mußte entweder mit Resignation sich in Schweigen hüllen oder sich decken durch Verstellung. Heuchlerische und kriechende Unterwürfigkeit führte das große Wort und suchte ihren Vorteil, wo der Augenblick ihn bot; vielleicht brachte die nächste Stunde das Verderben. Wie das Leben der Herrscher nie sicher war, so auch nicht das der Beherrschten.

Es ist für den ersten Augenblick auffällig, daß in diesen gedrückten und herabgekommenen Zeiten auf dem Gebiete der Litteratur noch ein bewegtes rühriges Leben herrschte, daß in allen Gattungen der Prosa und Poesie fleißig gearbeitet wurde. Indes schon seit geraumer Zeit war wissenschaftliche Bildung allgemein und geistige Thätigkeit ein Bedürfnis, und in der Kaiserzeit empfand man dies Bedürfnis in noch höherem Maße, da so mancher in stiller Zurückgezogenheit bei der Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst Sicherheit, Trost und Vergessen der schlimmen Gegenwart suchte oder, getrieben von Eitelkeit, welche damals in dem hohlen unruhig bewegten Leben so allgemein eingerissen war, in den üblich gewordenen Recitationen gerne sich zur Schau stellte und an dem Beifall des Publikums sich erfreute. Andre trachteten mit ihren Erzeugnissen nach der Gunst der Vornehmen und Reichen, namentlich der Kaiser selbst, und fanden darin oft einen einträglichen Erwerb. So wurde die Litteratur bedeutend bereichert, ohne daß jedoch ein einheitliches Streben und eine gleichmäßige Entwicklung sichtbar wäre. Die Formgewandtheit im Ausdruck und im Versbau hatte man allerdings aus der augusteischen Zeit überkommen; aber der Geist, der in den Produktionen des jetzigen Zeitalters waltete, war ein anderer, als in der vorhergehenden Periode; an innerem Wert kamen sie denen der früheren Zeit nicht gleich, und die äußere Form hatte ihr eigentümliches Gepräge.

Es herrschte nämlich überall das Rhetorische vor. Die

Rhetorenschulen spielten in jener, der inneren Kraft entbehrenden Zeit des Scheinwesens und der Affektation eine ganz besondere Rolle; sie hatten nicht bloß den Jugendunterricht vorzugsweise in Händen, sondern wurden auch noch von den Erwachsenen fleißig besucht. Die Rhetorik hatte aber vor allem den augenblicklichen Effekt im Auge. Das einfache und natürliche galt ihr für geistlos, sie suchte nach neuen überraschenden Gedanken, nach auffallender, pikanter und glänzender Rede, die mit allerlei schimmerndem Flitter, mit rhetorischen Figuren und poetischen Wendungen verziert war. Dieses unnatürliche gekünstelte Wesen ging auch in die Litteratur über. Wohl ahmte man gerne die Klassiker der augusteischen Zeit nach, aber es geschah in übertreibender Weise; man vergleiche nur einen Curtius mit Livius, Persius mit Horaz, Valerius Flaccus mit Vergil. Einzelne, wie z. B. Quintilian, die Unnatur erkennend, erstrebten und empfahlen Einfachheit der Gedanken und der Form; aber sie drangen nicht durch. Die Mehrzahl hielt die Weise der Gegenwart für einen Fortschritt gegen die ciceronianische und augusteische Zeit, und auch die besseren konnten sich von den Anschauungen ihrer Zeit nicht trennen. Daß die despotischen Kaiser die litterärischen Erscheinungen mit Argwohn überwachten und alles, was ihnen gefährlich schien, niederhielten und bestraften, ist natürlich, und die Schriftsteller mußten um so vorsichtiger sein, da sämtliche Kaiser für Litteratur Sinn und Verständnis hatten. An devoten und schmeichelnden Hofpoeten wird es da nicht gefehlt haben; aber wir müssen es doch den meisten derjenigen Schriftsteller, von denen uns Werke erhalten sind, zu ihrem Lobe nachsagen, daß sie sich durch Schmeichelei und Kriecherei nicht geschändet haben. Bei gar manchen erkennt man die sittliche Opposition und eine gewisse Bitterkeit über die obwaltenden Verhältnisse.

Die Regierungszeit des argwöhnischen Tiberius war der Litteratur, und besonders der Poesie höchst ungünstig. Wir haben aus dem Gebiete der Poesie nur noch die äsopischen Fabeln des Freigelassenen Phädrus in fünf Büchern; aus der

prosaischen Litteratur besitzen wir noch die geschichtlichen Werke des Vellejus Paterculus und des Valerius Maximus. Der erstere schrieb mit maßloser Schmeichelei gegen Tiberius zwei Bücher Historiae romanae, eine römische Geschichte bis zum J. 30 n. Chr., in der die ältere Zeit in Form eines kurzen flüchtigen Abrisses, die spätere ausführlicher behandelt ist. Valerius Maximus, von nicht geringerem Servilismus, stellte eine dem Tiberius gewidmete Sammlung von Anekdoten und einzelnen Zügen berühmter Männer der alten Geschichte aus guten Quellen kritiklos zusammen.

In der tollen Zeit des Caligula, Claudius und Nero (37—68 n. Chr.) wurde in der Litteratur mehr gethan, als man erwarten sollte. Claudius selbst schrieb trotz seiner Schwachköpfigkeit vieles, namentlich Geschichtliches, während Nero ein Freund der Poesie war, der eigene Gedichte öffentlich vortrug; und so finden wir denn unter Claudius manchen Geschichtschreiber und Geschichtsforscher und zur Zeit des Nero Dichter der verschiedensten Gattungen. Ein geschichtliches Werk aus des Claudius Zeit ist die noch vorhandene Geschichte Alexanders des Großen von Curtius Rufus, sehr rhetorisch behandelt und ohne historische Kritik. In die Zeit der drei genannten Kaiser fällt die vielseitige schriftstellerische Thätigkeit des Philosophen L. Annäus Seneca, eines Sohnes des unter Augustus und Tiberius blühenden Rhetors M. Annäus Seneca. Er spielte eine bedeutende politische Rolle und hatte als Erzieher und Leiter des Nero eine große Macht in Händen, bis ihn Nero im J. 65 n. Chr. etwa in einem Alter von 69 Jahren hinrichten ließ. Auf dem Gebiet der Litteratur ist er die hervorragendste Erscheinung seiner Zeit; ein Mann von großer Begabung und im höchsten Grade formgewandt. Von seinen prosaischen Werken sind besonders die populärphilosophischen Schriften (de ira, de consolatione ad Helviam — ad Polybium — ad Marciam, de providentia u. a.) zu nennen, „welche fesseln durch Weite des Gesichtskreises, Fülle und Feinheit der Beobachtung, Reichtum des Wissens ohne ge-

lehrten Beigeschmack, edlen Anstrich der Gedanken und eine glitzernde Darstellung, belebt durch alle Mittel der Rhetorik." (Teuffel). Als Dichter hat er besonders Tragödien verfaßt, nicht für die Bühne, sondern zum Vorlesen und für deklamatorische Darstellung. „Sie beweisen ein großes Formtalent, Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie, Schärfe der psychologischen Beobachtung; nur werden diese Vorzüge meist durch die rhetorische Phrase erdrückt." Unter den Dichtern der neronischen Zeit ist weiter zu nennen M. Annäus Lucanus (39—65 n. Chr.), ein Neffe des Seneca, der unter dem Titel Pharsalia ein uns erhaltenes historisches Epos über den Bürgerkrieg des Pompejus und Cäsar gedichtet hat, in welchem er entschieden auf Seiten des Pompejus steht. Anfangs ein Freund des Nero, wurde er dessen erbitterter Feind, weil der Kaiser ihm aus Dichtereifersucht verboten hatte, seine Dichtungen öffentlich zu recitieren, und nahm teil an der Verschwörung des Piso gegen Nero, weshalb er zum Tode verdammt ward. Ein Freund des Lucanus war der Satiriker A. Persius Flaccus (34—62 n. Chr.), der, jugendlich unreif, von der stoischen Philosophie ausgehend, die herrschenden Sitten der Zeit mit grimmiger Bitterkeit in abhandlungsmäßig gehaltenen Gedichten geißelte. Von Horaz hat er Wendungen und Redensarten vielfach und oft wörtlich aufgenommen; aber seine Satiren, von denen noch sechs vorhanden sind, erreichen bei weitem nicht die künstlerisch gestalteten und mit heitrem Humor geschriebenen Satiren des Horaz. Auch die 7 Eklogen von Calpurnius, übertreibende Nachahmungen des Vergil, stammen aus der Zeit des Nero, sowie die bedeutenden Bruchstücke des geistvollen, aber schmutzigen Sittenromans des Petronius Arbiter (Petronii Arbitri satirae).

In die sicheren, der Litteratur günstigen Zeiten des Vespasian und Titus (69—81 n. Chr.) fällt hauptsächlich die schriftstellerische Thätigkeit des älteren Plinius, C. Plinius Secundus (23—79 n. Chr.), der trotz seiner vielfachen militärischen und Verwaltungsthätigkeit auf dem litterärischen Felde erstaun-

lich viel gearbeitet und bekanntlich, durch seinen Wissensdrang verleitet, bei dem Ausbruch des Vesuv als Mann von 56 Jahren den Tod gefunden hat. Von den vielen Schriften, die er verfaßt, ist nur seine Naturalis historia in 37 Büchern erhalten, eine Encyklopädie der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung in Leben und Kunst der Menschen. Sie behandelt Kosmographie und Geographie, Astrologie und Zoologie, Botanik und Theorie des Feld- und Gartenbaus, Arzneimittellehre aus dem Tier- und Pflanzenreich, Mineralogie und Verwendung der Mineralien, namentlich in der Kunst, so daß wir in den letzten Büchern eine Art Kunstgeschichte erhalten. Das Werk ist eine Kompilation aus mehr als 2000 Büchern (volumina) und hat einen großen Wert durch seinen außerordentlich reichen Inhalt, ist aber in der Darstellung ungleichmäßig und ohne Kunst. — Von poetischen Werken aus der Zeit des Vespasian sind auf uns gekommen die Argonautica des ums J. 87 gestorbenen Valerius Flaccus, die in Darstellung und Sprache sich an Vergil, in der Sache an Apollonius Rhodius anlehnen.

Auf den kurzen Lichtblick der Regierung des Vespasian und Titus folgte wieder die düstere Zeit des Domitian (81—96 n. Chr.), welche ein selbständiges freies Schaffen in der Litteratur nicht aufkommen ließ. Nur was in der Poesie der Eitelkeit des Tyrannen schmeichelte, was in der Geschichte harmlos war, wurde geduldet; auch die geringste Opposition war lebensgefährlich. Darum hielt es gar mancher für besser zu schweigen, und es schrieb außer den indifferenten technischen Schriftstellern und den zahlreichen Dilettanten, welche durch poetische Tändeleien ihre Harmlosigkeit zu beweisen suchten, nur, wer in Servilität nach Gunst und Vorteil strebte oder aus Schwäche oder Dankbarkeit für bewiesenes Wohlwollen und Vertrauen sich dazu verstehen konnte, dem Despoten zu huldigen. In diesem letzten Falle war der sonst ehrenhafte M. Fabius Quintilianus (c. 35—95 n. Chr.), welchen Domitian zum Lehrer seiner Großneffen ge-

macht und mit dem Konsulate geehrt hatte. Er war der hervorragendste Mann auf dem Gebiete der theoretischen Rhetorik und hat uns in seiner 12 Bücher umfassenden Institutio oratoria ein wichtiges Werk über die gesamte Bildung zum Redner zurückgelassen. Er ist darin bestrebt, die verkünstelte Schreibweise seiner Zeit auf die natürliche Einfachheit der alten Muster zurückzuführen. Schmeichler des Domitian waren auch die beiden Epiker C. Silius Italicus (25—101 n. Chr.) und P. Papinius Statius (45—96 n. Chr.), von denen der erstere ein mit mehr Fleiß als Genie geschriebenes Epos Punica, eine Geschichte des zweiten punischen Krieges in 17 Büchern, der andre eine Thebais in 12 Büchern und eine unvollendete Achilleis in zwei Büchern sowie eine Sammlung kleinerer Gedichte (Silvae) in fünf Büchern hinterlassen hat. Beide haben für Sprache und Darstellung sich den Vergil zum Muster genommen, verraten aber sehr den rhetorisch-deklamatorischen Geist ihrer Zeit und thun sich wie auch die übrigen Epiker der Kaiserzeit mehr hervor in der Ausmalung einzelner Scenen als in der Anlage und Durchführung des Ganzen. — M. Valerius Martialis (c. 42—102 n. Chr.), der erste unter den Römern, der das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitete und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat, war ein Mann von großem Talent und außerordentlicher Leichtigkeit und Eleganz der poetischen Form, aber ohne Gefühl für Sittlichkeit und Mannesehre. Er besaß einen treffenden, oft beißenden Witz, bewegte sich aber gern in Unsauberkeit und Schmutz und befleckte sich, von Dürftigkeit bedrängt, mit der niedrigsten und lügenhaftesten Schmeichelei gegen Domitian, „den Vater des Vaterlands". Wir besitzen von ihm 15 Bücher Epigramme.

Nach der Ermordung des Domitian kamen unter Nerva und Trajan (96—117 n. Chr.) für die Litteratur bessere Zeiten, in denen jeder sich ohne Gefahr frei und offen aussprechen konnte. Daher wurde das litterärische Feld in diesen Jahren auch mit besonderem Fleiße bebaut, und manche Schriftsteller, die unter

Domitian aus kluger Vorsicht sich zurückgehalten hatten, traten jetzt hervor, unter ihnen auch die bedeutendsten dieser Zeit, Juvenalis, Plinius der Jüngere und Tacitus — Tacitus nicht bloß der hervorragendste Schriftsteller der trajanischen, sondern der ganzen Kaiserzeit und nach Thukydides der größte Geschichtschreiber des Altertums. Er ist in der Kaiserzeit der einzige Schriftsteller erster Größe, während von den bisher genannten Prosaikern und Dichtern dieser Periode nur wenige sich zum zweiten Range erheben. Er soll daher der Schlußstein dieses Buches sein; doch wollen wir noch, ehe wir ihn näher betrachten, seinen Zeitgenossen Juvenal und Plinius, von denen uns noch Schriften übrig sind, einige Worte widmen.

D. Junius **Juvenalis** (c. 47—130 n. Chr.) hat uns 16 Satiren hinterlassen, in denen er die sozialen Gebrechen und Laster der domitianischen und der folgenden Zeit in den dunkelsten Farben, schwarz in schwarz, malt. Er wählt sich weniger die Verkehrtheiten und Thorheiten der Welt als die eigentlichen Laster und handelt sie mit einer furchtbaren Realität als Rhetor ab mit zornigem Donnergepolter. Während Persius in seinen Satiren mit geringer Rücksicht auf die Wirklichkeit ein einseitig gefaßtes Ideal im Auge hat, ergeht sich Juvenal, des Ideals völlig ermangelnd, nur in der grassen Darstellung einer häßlichen Wirklichkeit; beide bleiben aber in ihrer Erbitterung hinter der erfreuenden und erhebenden Klarheit und Heiterkeit des Horaz weit zurück. — **Plinius der Jüngere**, C. Plinius Cäcilius Secundus (62—113 n. Chr.), der Neffe und Adoptivsohn des älteren Plinius, war ein Freund des Tacitus und neben diesem von der Zeit des Domitianus an der ausgezeichnetste Redner und Sachwalter; in der Litteratur ist er wichtig als Epistolograph. Er hat nämlich nach Nervas Regierungsantritt eine Menge Briefe an verschiedene Personen in glatter und gewandter Form geschrieben mit der Absicht, sie später zu veröffentlichen. Die Sammlung, welche wir noch besitzen, besteht aus neun Büchern, denen noch ein zehntes Buch mit Briefen an den Kaiser Trajan

mit dessen Antworten darauf angefügt ist. Die Briefe an Trajan hat er geschrieben, als er in den Jahren 111 und 112 oder 112 und 113 kaiserlicher Legat in Bithynien war; denn er hat eine große Zahl von Staatsämtern bekleidet. In seinen Briefen hat Plinius sich den Cicero zum Vorbild genommen, mit dem er die Weichheit des Gemüts und die Eitelkeit, aber nicht das große Talent gemein hat. „Im ganzen ist Plinius in nichts groß und in vielem klein; aber er hat das gute gewollt und das gemeine gemieden.“ (Teuffel).

Cornelius Tacitus, mit unsicherem Vornamen (Publius oder Cajus), war um einige Jahre älter als sein Freund Plinius. Ein bestimmtes Geburtsjahr des Tacitus ist uns nicht überliefert, so daß wir es durch Kombination zu suchen genötigt sind. Plinius sagt in einem Brief an Tacitus (Epist. 7, 20): „Es wird für etwas seltenes und merkwürdiges gehalten werden, daß zwei Männer von beinahe gleichem Alter und gleichem Rufe einander in ihren Studien unterstützt haben. In meiner frühen Jugend, als du schon deinen Namen (als Redner) berühmt gemacht hattest, sehnte ich mich darnach, dir zu folgen und, wenn auch in weiter Entfernung, der nächste nach dir zu sein und zu heißen.“ Plinius ist im J. 62 n. Chr. geboren, und somit müssen wir das Geburtsjahr des Tacitus in die fünfziger Jahre setzen. Man nimmt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Jahr 54 n. Chr. an. Darauf scheint der Umstand zu führen, daß Tacitus spätestens im J. 79 Quästor gewesen ist, für die Quästur aber mindestens das 25. Lebensjahr erforderlich war. Die Worte des Plinius sind dem nicht entgegen, da in späteren Jahren, aus welchen der Brief des Plinius stammt, zwei Männer bei einem Unterschied von acht Jahren wohl für „beinahe gleichaltrig“ angesehen werden konnten. Mit der Annahme des Geburtsjahrs 54 läßt sich auch eine Angabe im Dialogus (c. 1) des Tacitus vereinigen. Dieses von Tacitus referierte Gespräch wird

von ihm in das J. 75 n. Chr. verlegt, und er erklärt, daß er demselben als junger Mensch beigewohnt habe. Er gebraucht den Ausdruck admodum iuvenis, den Tacitus selbst (Agric. 7) zwar auf den 18—20jährigen Domitian, aber andre Schriftsteller auch auf 21—23jährige Personen anwenden. Jedenfalls wird man von dem wahren nicht abirren, wenn man sagt, daß Tacitus ungefähr um d. J. 54 n. Chr. geboren sei.

Auch über den Geburtsort des Tacitus haben wir aus dem Altertum keine bestimmte Angabe. Man hat wohl die Stadt Interamna in Umbrien am Nar als solche bezeichnet, und die Einwohner von Terni, wie jetzt Interamna heißt, haben dem großen Geschichtschreiber als ihrem Mitbürger im J. 1514 eine Bildsäule errichtet. Aber ihr Ruhm steht auf sehr schwachen Füßen. Der Kaiser Tacitus nämlich, der in d. J. 275—276, im ganzen 200 Tage regiert hat, behauptete nach dem Bericht des Flavius Vopiscus (Tacit. 10, 3), daß der Geschichtschreiber gleichen Namens sein Vorfahre gewesen, und deshalb gab er den Befehl, daß seine Schriften in allen Bibliotheken aufgestellt und, damit sie nicht untergingen, jährlich zehnmal abgeschrieben würden. Da nun dieser Kaiser aus Interamna gebürtig war und dort, wie auch sein Bruder und Nachfolger Florianus, eine Bildsäule mit Kenotaph hatte, so nahm man diese Stadt auch als Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus an. Es ist aber sehr fraglich, ob dieser überhaupt Nachkommen hatte, und wenn er auch mit dem späteren Kaiser verwandt gewesen wäre, so dürfte man noch keineswegs auf einen gleichen Geburtsort schließen. Wahrscheinlich stammte unser Tacitus aus Rom. Daß er einer angesehenen und wohlhabenden Familie angehörte, kann man aus seinem Bildungsgang und seiner politischen Laufbahn schließen. Man vermutet, daß der von dem älteren Plinius (Nat. hist. 7, 17, 76) erwähnte römische Ritter Cornelius Tacitus, der unter Vespasian Prokurator (kaiserlicher Rechnungsführer) des belgischen Galliens war, der Vater des Historikers gewesen. Wenigstens wird auch der Geschichtschreiber in einigen Handschreiben als

eques romanus bezeichnet, und die chronologischen Verhältnisse sind jener Annahme nicht entgegen.

In seiner Jugend trieb Tacitus mit großem Eifer umfassende rednerische Studien, und er trat auch schon frühzeitig in den Gerichten als Sachwalter auf. Es war dies damals für junge Männer, die im Staatsdienst vorwärts zu kommen suchten, der gewöhnliche Weg, die Aufmerksamkeit des Publikums und besonders des Regenten auf sich zu ziehen. Bei seinen Studien hielt er sich, wie er selbst berichtet (Dialog. 2), besonders an M. Aper und Julius Secundus, welche unter Vespasian die berühmtesten Talente auf dem Forum waren; „ich hörte beide nicht bloß mit Eifer in den Gerichten, sondern war auch im Hause und bei ihren Ausgängen stets an ihrer Seite, erfüllt von einem außerordentlichen Trieb zu lernen und einer gewissen jugendlichen Leidenschaft, so daß ich auch ihre Gespräche und Erörterungen und die Geheimnisse ihrer vertraulichen Unterhaltung zu Papier brachte.“ Auch Quintilian, der Freund des Julius Secundus, war vielleicht ein Lehrer des Tacitus; denn Tacitus betrieb seine Studien hauptsächlich im Anschluß an Cicero, zu dessen einfacher Redeweise Quintilian wieder zurückzuführen bestrebt war. Daß Tacitus sich schon frühzeitig in der rednerischen Praxis einen bedeutenden Ruf erworben, sagt uns die oben erwähnte Stelle aus einem Briefe des Plinius; in seinen späteren Jahren galt er neben diesem für den größten Redner seiner Zeit, und es sammelte sich um den bewunderten Mann eine große Schar junger, der Redekunst beflissener Leute, die in seinem Umgange zu lernen suchten.

Die geachtete Stellung, die sich der ohnedies einem angesehenen Hause angehörige Tacitus in jungen Jahren schon durch seine persönlichen Leistungen und seinen Charakter erworben hatte, mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß ihm, dem etwa 23jährigen Jüngling, im J. 77 der treffliche Cn. Julius Agricola seine einzige Tochter verlobte und im folgenden Jahre vermählte. Agricola war einer der ersten Männer

im Staate, der, von Vespasian wegen seiner Verdienste unter die Patrizier aufgenommen, kurz vorher drei Jahre lang die Provinz Aquitanien verwaltet hatte und jetzt, im J. 77, in einem Alter von 37 Jahren, Konsul war. Seine Tochter, nach des Tacitus Versicherung ein Mädchen, das zu ausgezeichneter Hoffnung berechtigte, konnte zur Zeit ihrer Verlobung kaum 14 Jahre alt sein. Die Ehe war, wie es scheint, eine recht glückliche; doch blieb sie wahrscheinlich kinderlos. Wenigstens zur Zeit, wo Agricola starb (93 n. Chr.), also ungefähr 15 Jahre nach der Vermählung, waren noch keine Kinder vorhanden; sonst würde Tacitus in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters sie jedenfalls unter den Hinterbliebenen desselben genannt haben. Agricola vermählte seine Tochter gleich nach Ablauf seines Konsulats, da er schon während desselben zum Statthalter von Britannien bestimmt worden war und in der Mitte des J. 78 in seine Provinz abgehen mußte. Er kam in ein ihm bekanntes Land, in dem er als 19jähriger Jüngling seine ersten Kriegsdienste gethan und später, im ersten Regierungsjahre des Vespasian, Befehlshaber einer Legion gewesen war. Jetzt eroberte er während eines siebenjährigen Aufenthaltes den größten Teil der Insel und erwarb sich durch seine glückliche Kriegsführung bei den Römern einen solchen Ruhm, daß der eitle Kaiser Domitian, der um dieselbe Zeit selbst einen unberechtigten lächerlichen Triumph über die Chatten gefeiert hatte, ihn in dem Augenblick, wo er ganz Britannien und die benachbarte Insel Hibernia (Irland) zu unterwerfen im Begriffe stand, aus Neid und Argwohn zurückrief.

Die Auszeichnung, welche dem Tacitus durch die Verbindung mit der Familie des Agricola zuteil ward, eröffnete ihm sofort den Weg zu den höheren Staatsämtern. Im Anfang seiner Historien sagt er, daß seine amtliche Würde unter Vespasian begonnen habe, von Titus sei sie vermehrt und von Domitian noch weiter erhöht worden. Die unterste Stufe der höheren Ehrenstellen war die Quästur, welche nach den vorhergehenden Worten

Vespasian dem Tacitus verliehen hat. Vespasian aber starb im J. 79 n. Chr., so daß also Tacitus spätestens in diesem Jahre die Quästur verwaltet haben kann. In eine viel frühere Zeit, vor seiner Vermählung mit der Tochter des Agricola, darf die Quästur des Tacitus wegen seines Alters nicht wohl verlegt werden, da dieses Amt wenigstens das 25. Lebensjahr erforderte. Die nächste Stufe nach der Quästur war das Volkstribunat oder die Ädilität; doch wissen wir nicht, welches von diesen beiden Ämtern Tacitus bekleidet hat. Eins von diesen führte er spätestens im J. 81, da Titus, der es ihm verliehen, in diesem Jahre gestorben ist. Unter Domitian mußte er länger auf eine weitere Beförderung warten; er wurde erst Prätor im J. 88, nachdem er das 30. Lebensjahr, welches zuerst zu dieser Würde befähigte, um wenigstens vier Jahre überschritten hatte. In diesem Jahre hielt Domitianus die römischen Säkularspiele ab, bei welchen der Prätor Tacitus als einer der „Fünfzehnmänner" (Quindecemviri sacrorum), der Priesterschaft, welcher außer der Sorge für die sibyllinischen Bücher auch noch verschiedene andere gottesdienstliche Obliegenheiten zukamen, dienstlich beschäftigt war (Tac. Ann. 11, 11).

Nach der Prätur, im J. 89, verließ Tacitus Rom mit seiner Gattin auf länger als vier Jahre. Manche glauben, er habe sich aus freiem Entschluß entfernt, um dem gefährlichen Despoten aus dem Wege zu gehen. Aber weder sein Verhalten vorher noch nachher läßt diese Vermutung zu. Tacitus floh nicht furchtsam die Nähe des Tyrannen, sondern fügte sich, soweit es die Ehre gestattete, in die Verhältnisse, indem er sich vorsichtig hütete, den Argwohn des Despoten zu reizen, und dem Dienste des Vaterlandes, wo die Gelegenheit sich bot, seine Kräfte zu widmen bereit war. So wird er auch jetzt als vir praetorius sich irgendwo im Dienste des Staates nützlich gemacht haben. Wahrscheinlich wurde er in eine Provinz geschickt, um als Legat das Kommando einer Legion zu übernehmen, und man denkt an die germanische Grenze, weil man aus der eingehenden Schilde-

rung Deutschlands in seiner Germania eine persönliche Anschauung glaubt annehmen zu müssen.

Während der Abwesenheit des Tacitus starb sein Schwiegervater Agricola, im J. 93 n. Chr. in seinem 56. Jahre. Er hatte in seinem Leben nach den Worten des Tacitus (Agric. 42) gezeigt, „daß es auch unter schlechten Fürsten große Männer geben könne, und daß Gehorsam und bescheidenes Benehmen, wenn nur Eifer und Thatkraft vorhanden sind, zu einer solchen Höhe des Ruhms emporsteigen können, zu der die meisten nur auf schroffen Pfaden, aber ohne allen Nutzen für den Staat durch einen ruhmsüchtigen Tod gelangt sind." Nachdem er im J. 85 aus Britannien nach Rom znrückgekehrt war, hatte er daselbst, bescheiden in seinem vom Kaiser beneideten und gefürchteten Ruhm, in größter Zurückgezogenheit gelebt und alles vermieden, was den Haß des Tyrannen noch hätte steigern können. Aber trotzdem war er nicht sicher; nicht ohne Grund entstand unter dem Volke, das seinen Hingang allgemein betrauerte, der Verdacht, daß Domitian ihn habe vergiften lassen (Agric. 40). Seiner Tochter und dem Schwiegersohn war es nicht vergönnt, „an seinem Krankenlager zu sitzen, in den letzten Stunden ihn zu pflegen, seinen Anblick zu genießen, ihn zu umarmen."

Als Tacitus bald nach dem Tode seines Schwiegervaters nach Rom zurückkehrte, hatte er doppelte Ursache, vor dem Tyrannen auf der Hut zu sein; denn dieser wütete von Jahr zu Jahr abscheulicher und hatte jedenfalls auf Tacitus wegen seiner Verwandtschaft mit dem gehaßten und wenigstens unwürdig behandelten Agricola ein argwöhnisches Auge gerichtet. Tacitus folgte in dieser fürchterlichen Zeit dem Beispiel seines Schwiegervaters. Um keinen Anstoß zu geben, ertrug er mit Resignation, doch ohne sich zu erniedrigen, den Anblick der sich häufenden Greuel, denen auch die unschuldigsten ausgesetzt waren; denn eine Opposition war eine unnütze Aufopferung. Er hielt es für das beste, zwischen schroffem Trotz und schimpflicher Unterwürfigkeit seinen Weg zu wandeln, frei von Ehrgeiz und Gefahr.

Endlich, im J. 96 n. Chr., wurde Domitianus durch eine Palastrevolution gestürzt, und die römische Welt atmete wieder auf. Es folgte unter der milden Regierung des Nerva, der übrigens noch nicht zwei Jahre auf dem Throne saß (96—98), und des von ihm adoptierten Trajanus (98—117) eine bessere Zeit, in welcher nach dem Ausdruck des Plinius die Menschen durch ihre Tüchtigkeit nicht, wie früher, zu Gefahren, sondern zu Ehren und Würden gelangten. Auch Tacitus gelangte jetzt zu neuen Ehren. Im J. 97 wurde er consul suffectus an Stelle des in seinem 84. Lebensjahre verstorbenen Verginius Rufus, eines ausgezeichneten und bewunderten Mannes, der dreimal Konsul gewesen war und den in den Wirren nach Neros Tod die revoltierenden Soldaten zweimal auf den Thron hatten erheben wollen, ohne daß er es annahm, da der Senat allein das Recht der Kaiserwahl habe. Nerva veranstaltete ihm ein öffentliches Leichenbegängnis, und dem Tacitus wurde die Ehre zu teil, ihm die Leichenrede zu halten. Plinius, der an Verginius einen väterlichen Freund verlor, schreibt Epist. 2, 1: „Das Leichenbegängnis dieses Mannes hat dem Kaiser, dem Jahrhundert, dem Forum und der Rednerbühne gleich große Ehre eingebracht. Die Lobrede hielt der Konsul Cornelius Tacitus. Dieses — der beredteste Lobredner — war für den Verstorbenen die Krone seines Glückes."

Im J. 100 n. Chr. kam im Senat ein berühmter Prozeß vor, in welchem Tacitus wiederum Gelegenheit hatte, seine Beredsamkeit glänzend zu bethätigen. Marius Priscus hatte als Prokonsul von Afrika sich viele Grausamkeiten und Erpressungen erlaubt und wurde jetzt von den Provinzialen beim Senat verklagt. Marius versuchte den Prozeß auf das privatrechtliche Gebiet zu spielen, so daß es sich dann einfach um den Ersatz der erpreßten Summen gehandelt hätte. Aber Plinius und Tacitus, welche den Provinzialen vom Senat als Anwälte gegeben worden waren, setzten es durch, daß die Untersuchung vor dem Senat im Beisein des Kaisers weiter geführt wurde. Die Verhandlung

dauerte drei Tage. Plinius sprach fünf Stunden mit solchem Feuer und Eifer, daß der Kaiser befürchtete, die Anstrengung möchte ihm schaden, und ihn öfters erinnern ließ, sich zu schonen. Für Marius sprach am folgenden Tage ein sehr gewandter und scharfsinniger Redner, Salvius Liberalis. Ihm antwortete Tacitus mit außerordentlicher Beredsamkeit und der ihm eigentümlichen Würde (σεμνῶς). Am dritten Tage erfolgte das Urteil; Marius wurde aus Rom und Italien verbannt und sollte 700 000 Sesterzien Entschädigung bezahlen. Tacitus aber und Plinius erhielten für die sorgfältige und eifrige Durchführung der Sache eine besondere Anerkennung. (Plin. Epist. 2, 11).

Wie Tacitus und Plinius in diesem Prozesse gegen Marius zu gemeinschaftlicher Thätigkeit neben einander standen, so waren sie trotz der inneren Verschiedenheit ihrer Natur von ihrer Jünglingszeit an in freundschaftlichem Verkehr mit einander verbunden und unterstützen sich gegenseitig in ihren Studien, worüber die Briefe des Plinius mannigfachen Aufschluß geben. Interessant ist besonders Epist. 7, 20: „Ich habe dein Buch gelesen und mit der möglichst größten Sorgfalt angemerkt, was, wie ich glaube, verändert oder weggelassen werden muß. Denn wie ich gewohnt bin, die Wahrheit zu sagen, so du, sie gerne zu hören. Verträgt doch niemand den Tadel geduldiger, als wer das größte Lob verdient. Jetzt erwarte ich von dir mein Buch mit deinen Bemerkungen. Wie angenehm und schön ist doch solch ein wechselseitiger Verkehr! Wie viele Freude macht es mir, daß, wenn je die Nachwelt auf uns achtet, man immer erzählen wird, mit welcher Eintracht, Einfachheit und treuer Anhänglichkeit wir mit einander gelebt haben! Es wird als etwas seltenes und bemerkenswertes betrachtet werden, daß zwei Männer, an Alter und Würde fast gleich, die sich in der Litteratur einen gewissen Namen gemacht haben — ich muß schon von dir diesen gemäßigten Ausdruck gebrauchen, da ich zugleich von mir selber spreche —, sich wechselseitig in ihren Studien gefördert haben. Schon in meiner frühesten Jugend, als dein Name und dein

Ruhm bereits in voller Blüte standen, hegte ich den Wunsch, dir nachzueifern und, wenn auch in weitem Zwischenraume, der nächste nach dir zu sein und dafür zu gelten. Wohl gab es viele andre, sehr ausgezeichnete Geister; du aber schienst mir vermöge der Ähnlichkeit unserer Natur derjenige, den ich am meisten nachahmen könne und nachahmen müsse. Um so mehr freue ich mich, daß, wenn von gelehrten Bestrebungen die Rede ist, man uns immer zusammen nennt; daß jedem, der von dir spricht, zugleich auch mein Name beifällt. Es fehlt nicht an solchen, die uns beiden vorgezogen werden; doch werden wir immer zusammen genannt, in welcher Ordnung, das ist mir gleichgültig; denn mir ist der erste, der der nächste nach dir ist. Du mußt auch schon die Bemerkung gemacht haben, daß selbst in Testamenten, wenn es nicht grade ein besonders befreundeter eines von uns beiden ist, wir immer dieselben Legate, und zwar zu gleichen Teilen erhalten.*) Das alles deutet darauf hin, daß wir uns um so inniger gegenseitig lieben sollen, da uns durch so viele Bande Studien, Charakter, Ruf und endlich die Urteile der Menschen, die sie in ihrem letzten Willen aussprechen, an einander knüpfen."

Eine große Freude machte einst dem Plinius folgende Mitteilung des Tacitus: „Ich saß bei den letzten circensischen Spielen neben irgend einem unbekannten, und nachdem wir über verschiedene und auch wissenschaftliche Gegenstände uns unterhalten hatten, fragte er mich, ob ich aus Italien wäre oder aus der Provinz. Ich antwortete: du kennst mich, und zwar aus meinen Schriften. Hierauf sagte jener: dann bist du entweder Tacitus oder Plinius." (Plin. Epist. 9, 23). — Trotz seiner Eitelkeit hat Plinius doch immer die Überlegenheit des Tacitus anerkannt; er nennt ihn sein Vorbild, dem er von Jugend an

*) Eine Steininschrift aus d. J. 109 n. Chr., welche bei Rom an der appischen Straße in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts gefunden worden ist, enthält ein derartiges Vermächtnis an Tacitus und Plinius.

nachgestrebt, und spricht die feste Überzeugung aus, daß seine Geschichtsbücher unsterblich sein werden. Darum wünscht er auch für seine Person eine Stelle in denselben zu finden und bittet den Tacitus um die Aufnahme einer von ihm bezeichneten Episode aus seiner politischen Thätigkeit; „denn wenn wir es uns angelegen sein lassen, daß unser Bildnis von dem besten Künstler gefertigt werde, sollen wir uns da nicht auch das Glück wünschen, daß unsere Thaten von einem Schriftsteller, wie du bist, geschrieben und gepriesen werden?“ (Epist. 7, 33.)

Der Prozeß gegen Marius Priscus im J. 100 n. Chr. ist das letzte Ereignis, das aus dem Leben des Tacitus berichtet wird. Er war damals in einem Alter von ungefähr 46 Jahren und hat noch die ganze Regierungszeit des Trajan durchlebt, dessen Tod in den August des J. 117 n. Chr. fällt. Wahrscheinlich starb Tacitus zwischen den J. 117 und 120 n. Chr. unter Hadrian. Sein erstes schriftstellerisches Werk, der Dialog über die Redner, fällt höchst wahrscheinlich vor die Regierung des Domitian. In seinem reiferen Mannesalter wandte er sich der Geschichtschreibung zu; doch war es in der schlimmen Zeit des Domitian nicht möglich, mit irgend einem freimütigen geschichtlichen Erzeugnis hervorzutreten. Tacitus hat daher unter Domitian für seine beabsichtigten historischen Werke durch Studium der früheren Zeiten und genaue Beobachtung der Gegenwart nur seine Stoffe im stillen sammeln können und zum Teil auch wohl schon verarbeitet. Seine an das Licht tretende schriftstellerische Thätigkeit fällt in die Regierungszeit des Trajan, wo das freie Wort wieder gestattet war. Zuerst erschienen von ihm zwei kleinere Monographien, die Biographie des Agricola und das Buch über Germanien, die für ihn sowohl wie für das lesende Publikum als Vorbereitungen zu seiner später folgenden Kaisergeschichte, seinen Hauptwerken, den Historiae und Annales, angesehen werden können.

Der Dialogus de oratoribus (Gespräch über die Redner), eine höchst geistvolle und bedeutende Schrift, enthält keine genauen

Anhaltspunkte zur Bestimmung ihrer Abfassungszeit; aber ihr sachliches wie stilistisches Verhältnis zu den übrigen Schriften des Tacitus zeigt, daß sie durch einen ziemlich weiten Abstand von denselben entfernt ist, und der Freimut, der in der Schrift waltet, läßt schließen, daß sie unter einem milden Kaiser verfaßt wurde, wahrscheinlich unter Titus im J. 81 oder vielleicht in den spätesten Jahren des Vespasian. Auch könnte sie noch in den ersten Regierungsjahren des Domitian geschrieben sein, wo derselbe noch nicht zu der bekannten Bösartigkeit ausgeartet war. Das Buch hat sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß die Beredsamkeit der Gegenwart tief gesunken ist, und die Ursachen dieses Verfalls nachzuweisen. Das Schlußergebnis ist, daß die Veränderung in der Redekunst zu suchen ist in der völligen Veränderung der politischen und sozialen Verhältnisse, des Lebens und der Denkweise. Beredsamkeit und Kaisertum schließen einander aus. Darum ist nach dem Urteil des Tacitus keiner der lebenden wirklich ein Redner, und kein einsichtiger wird unter den obwaltenden Verhältnissen die Beredsamkeit zu seiner Lebensaufgabe machen. Mit diesen Worten ist auch der Entschluß des Tacitus gerechtfertigt, nicht ausschließlich sich dem Berufe des Redners, sondern vorzugsweise der stillen Beschäftigung des Gelehrten und Schriftstellers zu widmen, obgleich seine rednerische Vorbildung schon vollendet und er wahrscheinlich schon als Redner anerkannt war. Das Gespräch, das im J. 75 von den ersten Vertretern der Beredsamkeit jener Zeit (Curiatius Maternus, M. Aper, Julius Secundus und Vipstanus Messala) gehalten worden sein soll, verrät nicht grade eine besondere dialogische Kunst, da die einzelnen Teilnehmer ihre Ansichten in zusammenhängender Rede vortragen, ist aber reich an trefflichen Gedanken und ausgezeichnet durch lebendige Darstellung und scharfe Charakterzeichnungen. Der Verfasser kommt eben von dem Studium des Cicero her; deshalb hat sein Stil, obgleich viele Wendungen und Konstruktionen das erste Jahrhundert des Kaiserreichs nicht verleugnen, in Fluß und Rundung eine Ähnlichkeit mit Ciceros

rhetorischen Schriften. Da die Schreibweise von dem taciteischen Stil in den historischen Schriften, besonders den Annalen bedeutend abweicht, so hat man in neurer Zeit die Schrift dem Tacitus absprechen und dem jüngeren Plinius, dem Sueton oder Quintilian zuschreiben wollen. Man hat aber dabei übersehen, daß die behandelten Gegenstände in diesem rhetorischen und den späteren historischen Werken ganz verschieden sind und eine verschiedene Darstellung verlangen, und daß Tacitus erst in viel späterer Zeit sich seinen historischen Stil gebildet hat, und außerdem ist nachgewiesen, daß „allen Schriften des Tacitus, vom Dialogus bis zu den Annalen, die gleiche Ansicht vom Leben und von der Zeit, der gleiche Adel und Ernst der Gesinnung, derselbe haltungsvolle Freimut, dieselbe Schärfe und Feinheit der psychologischen Beobachtung und Schilderung gemeinsam ist." Der evidenteste Beweis aber für die Autorschaft des Tacitus ist dies, daß Plinius der Jüngere in einem Briefe an Tacitus selbst die Schrift als dessen Werk bezeichnet, indem eine Stelle des Briefes („Und so ruhen denn die Gedichte, von denen du glaubst, daß sie in Gehölzen und Hainen am besten gedeihen") ganz offenbar auf Äußerungen in dem Dialog (c. 9 und 12) hinweist. Der Dialog ist uns lückenhaft überliefert; denn es fehlt am Schluß von c. 35 ein größeres Stück.

Die erste historische Schrift des Tacitus ist der im Anfang der Regierung des Trajan erschienene Agricola, mit dem vollen Titel: De vita et moribus Julii Agricolae liber (über Leben und Charakter des J. A.), ein Denkmal der Pietät, welches Tacitus seinem geliebten und hochverehrten Schwiegervater nach dessen Tode gesetzt hat. Das Buch ist ein in großartiger Behandlungsweise meisterhaft durchgeführtes Lebens- und Charakterbild eines Staats- und Kriegsmanns, wie ihn die Monarchie verlangt, der, unberührt von egoistischen Zwecken, gemäßigt und klug, selbst unter einem despotischen Fürsten seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten vermochte. Die Darstellung macht trotz ihrer stark rhetorischen Färbung durch die warme Teilnahme

des Gemüts einen wohlthuenden Eindruck; aber der historische Stil ist noch nicht entwickelt. Die Einwirkung des Cicero ist noch sichtbar, hauptsächlich aber herrscht die Weise des Sallustius vor, der überhaupt für Tacitus die Grundlage seines historischen Stiles wurde.

Nicht lange nach dem Agricola erschien die Germania (de situ moribus ac populis Germaniae), eine ethnographische Einzelschrift, die gelegentlich bei den geschichtlichen Studien abfiel. Germanien war für Rom in der Kaiserzeit ein wichtiges Land, mit welchem öfter Kriege geführt wurden. Namentlich machte zur Zeit des Vespasian in den J. 69 u. 70 der von Claudius Civilis angefachte Aufstand der Bataver, eines germanischen Stammes am Unterrhein, mit welchem mehrere andre germanische Völker sich verbunden hatten, den Römern nicht wenig zu schaffen. Tacitus hat in den Historien diesen Krieg beschrieben, und es ist wahrscheinlich, daß er bei seinen Vorstudien zu diesem Werke sich eingehender mit Germanien befaßt hat. Da aber der Stoff ihm unter der Hand zu sehr anwuchs, als daß er als Episode in die Historien hätte eingeschoben werden können, so hat er ihn zu einem selbständigen Buche verarbeitet. Daß die Arbeit eine besondere Partikel der Historien oder der Annalen gebildet hätte, wie in Cäsars Kommentarien die Schilderungen im sechsten Buche, ist nicht anzunehmen, da jede Spur einer Einfügung in ein größeres Werk mangelt. Aber die Germania ist auch nicht, wie manche geglaubt haben, eine bloße Sammlung von Notizen, welche Tacitus sich zu eigenem Gebrauche gemacht; denn sie bildet ein wohlgeordnetes, zusammenhängendes und abgerundetes Ganze. Sie zerfällt in zwei Teile, von denen der erste von den natürlichen Verhältnissen des Landes und den Eigentümlichkeiten seiner Bewohner spricht, der zweite eine Übersicht der verschiedenen Völkerschaften giebt. Man hat der Schrift die politische Tendenz beigelegt, daß der Verfasser dem Trajan von einem beabsichtigten Feldzuge gegen die Germanen habe abraten wollen, oder den moralischen Zweck, dem entarteten, der

Sklaverei und Genußsucht verfallenen Rom warnend das Bild eines zwar rohen, aber unverdorbenen Volkes entgegenzuhalten, dessen kriegerische Kraft und Freiheitssinn ihm Verderben drohe. Wahrscheinlich hatte Tacitus den einfachen wissenschaftlichen Zweck, richtige Kenntnisse über ein den Römern so wichtiges Volk zu verbreiten, das er durch eigne Anschauung genauer scheint kennen gelernt zu haben und das für ihn selbst ein großes Interesse hatte. Bei der Ausarbeitung verfährt er mit dem fortwährenden Hinblick auf die sittlichen Zustände der römischen Welt, und es mag ihm unbewußt die Ahnung aufgestiegen sein, daß diese unverdorbene kräftige Nation dereinst der zerfallenen Macht der Römer Gefahr bringen werde. Denn „schon 210 Jahre wird Germanien besiegt. Während dieses Zeitraums viel Verluste auf beiden Seiten. Nicht die Samniter, nicht die Punier, nicht Hispanien oder Gallien, ja nicht die Parther haben uns öfter gewarnt. Denn gefährlicher als des Arsaces Königsherrschaft ist der Deutschen Freiheit. In den letzten Zeiten ist mehr über sie triumphiert als gesiegt worden" (Germ. 37). Die Beziehungen auf Roms Verderbnis treten häufig hervor. Mit wehmütiger Stimmung spricht er namentlich von der hohen Stellung des Weibes bei den Germanen, von der keuschen Sitte beider Geschlechter. „Dort nimmt man es noch ernst mit den Ehen. — Sie leben in wohlgeschützter Schamhaftigkeit, nicht durch verführerische Schauspiele, nicht durch aufregende Gastereien verdorben. Geheime Liebesbriefe sind Männern und Frauen gleich unbekannt. — Niemand lacht dort über Laster, auch nennt man nicht verführen und verführt werden Zeitgeist." Übrigens geht die Vorliebe des Verfassers für die einfachen Sitten der Germanen nicht so weit, daß er gegen wesentliche Fehler derselben blind wäre, noch verleugnet er den nationalen Standpunkt des Römers und die Liebe zu seinem Vaterlande. So spricht er unter anderem den Wunsch aus, daß unter jenen Volksstämmen, wenn nicht die Liebe zu Rom, so doch gegenseitiger Haß bleiben und dauern möge; denn wenn Gefahren dem Reiche droheten, dann

könne das Glück den Römern nichts besseres verleihen als Zwietracht unter den Feinden. — Tacitus hat wahrscheinlich viele schriftliche Quellen, von denen er aber nur den Cäsar erwähnt, und mündliche Mitteilungen für sein Buch benutzt, was jedoch die eigne Anschauung während eines Aufenthaltes in Germanien nicht ausschließt. Die Darstellung ist belebt durch Wärme des Gemüts und rhetorische Kunst, aber ungleich in der Ausführung.

Die zuletzt verfaßten Schriften des Tacitus sind die Historiae und die Annales, seine Hauptwerke, die zusammen als ein Ganzes anzusehen und auch im Altertum als solches betrachtet und mit dem Namen Historia Augusta (Kaisergeschichte) bezeichnet worden sind (Vopisc. Tacit. 10). Ihre Bücher wurden in fortlaufender Reihe gezählt, was auch in vielen Handschriften und alten Ausgaben geschieht. Hieronymus im Kommentar zum Zacharias 3, 14 sagt, daß Tacitus die Lebensbeschreibungen der Kaiser nach Augustus bis zum Ende des Domitianus in 30 Büchern gegeben habe. Da wir sicher wissen, daß die Annalen aus 16 Büchern bestanden, so müssen auf die Historien 14 gekommen sein. Die Historiae sind zuerst geschrieben und behandelten vorzugsweise die Geschichte der flavischen Dynastie, weshalb auch ihr Name Historiae; denn dieser bezeichnet bei den Römern die Geschichte der nächsten, selbsterlebten Zeiten. Das Werk beginnt kurz vor dem Tode des Nero, und nachdem die darauffolgenden Kämpfe um den Thron (Galba, Otho, Vitellius) und der Sieg des Vespasianus erzählt worden sind, folgten die Regierungen des Vespasian, Titus und Domitianus — gewissermaßen eine einheitliche große Tragödie, welche mit der dem Vespasian gelungenen Klärung der verwirrten Verhältnisse nach Neros Tode beginnt und mit den Verbrechen und dem Sturze des Domitian endet. Leider sind uns nur von dem ganzen Werke die vier ersten Bücher und ungefähr die erste Hälfte des fünften erhalten, welche die Ereignisse der J. 69 und 70, und diese noch nicht bis zu Ende darstellen. Tacitus konnte in diesem Werke zum großen Teil nach eignen Erlebnissen und nach Mitteilungen von

Freunden und Bekannten berichten; er hat aber auch treffliche schriftliche Quellen für die Historien wie für die Annalen benutzt, wahrscheinlich besonders die 31 Bücher der Historien des älteren Plinius, welche mit dem Ende des Kaisers Claudius begonnen zu haben scheinen.

In dem Vorwort des Agricola hatte Tacitus schon ein größeres Geschichtswerk (die Historien) in Aussicht gestellt, in welchem auch die Zeit des Nerva und Trajan behandelt werden sollte; da aber Trajan nach Beendigung der Geschichte des Domitian noch lebte, so hielt er es nicht für passend, schon jetzt die Geschichte des Nerva und Trajan vorzunehmen, und wählte sich die dem Anfangspunkte seiner Historien vorausgehende Zeit der julischen Dynastie von dem Tode des Augustus an zum Gegenstand der Behandlung. So entstanden die Annales, deren eigentlicher Titel war: Ab excessu divi Augusti, nach der Analogie von des Livius Ab urbe condita. Sie enthielten also die Regierungsgeschichte des Tiberius, Caligula, Claudius, Nero oder die J. 14—68 n. Chr., die Zeit, wo der Despotismus sich zu seiner höchsten Blüte entwickelte. Das Werk ist zwischen 115 und 117 n. Chr. herausgegeben. Auch von ihm ist uns viel verloren gegangen; wir besitzen noch Buch 1—4 mit Teilen des 5. und 6. Buches und Buch 11—16, aber am Anfang und Ende verstümmelt, so daß die ganze Regierungszeit des Caligula fehlt, von der des Claudius der Anfang bis in das J. 47 und von der des Nero die J. 66—68. Die ersten 6 Bücher wurden erst im Anfang des 16. Jahrhunderts in dem westfälischen Kloster Corvey aufgefunden und im J. 1508 nach Rom gebracht, wo sie im J. 1515 zuerst gedruckt wurden. Von Rom kam die Handschrift nach Florenz, wo sie sich noch heute befindet. Die Anordnung des Stoffes ist in den Annalen streng annalistisch, so daß also die Ereignisse nach der Folge der einzelnen Jahre behandelt werden; doch wird bisweilen, wo es der Gegenstand erfordert, von dieser Verfahrungsweise abgegangen. Ob die Historien diesem annalistischen Prinzip, das bei den römischen

Geschichtschreibern von Anfang an beliebt war, in demselben Grade wie die Annalen gefolgt sind, ist nicht mit Sicherheit zu beurteilen, da der uns gebliebene Überrest sich kaum über zwei Jahre erstreckt. Indes scheint Tacitus in denselben sich freier und mit größerer Ausführlichkeit bewegt zu haben; im ganzen aber war zwischen beiden Werken nur ein geringer Unterschied.

Tacitus hatte in seinen Annalen und Historien die ganze Reihe der Kaiser von Tiberius bis Domitian vorgeführt und konnte jetzt, nach Vollendung der Annalen, wie er früher versprochen, noch die Regierung des Nerva und Trajan anfügen; da aber Trajan noch immer auf dem Throne saß, so scheint er die Absicht gehabt zu haben, vorerst den Augustus der Reihe vorzuschieben, was er in den Annalen in Aussicht gestellt hatte. Aber der Tod verhinderte ihn an beidem.

Tacitus zeigt sich in seinen Werken als ein Mann von ernster und edler Denkungsart. Seine Grundanschauung ist echt römisch. Die althergebrachte Sitte und Römertugend ist ihm heilig, und das Vaterland steht oben an; ihm muß der Mann dienen und nützen nach Kräften. Die alte aristokratische Republik und die Freiheit, wie sie einst geherrscht, ist wohl sein Ideal; aber die Republik ist durch die Verderbtheit der Zeit und die große Ausdehnung des Reiches unmöglich geworden, für die Erhaltung des Reiches und die Ordnung und den inneren Frieden ist die Monarchie eine Notwendigkeit geworden. In diese Verhältnisse muß der patriotische Mann mit Entsagung sich fügen; er muß seinem Freiheitssinn Zügel anlegen und innerhalb der gegebenen Schranken, soweit es die Ehre erlaubt, im Staate sich bethätigen und möglichst nützlich machen, in der Mitte wandelnd zwischen jähem Trotz und schmachvoller Unterwürfigkeit. Schlechte Regenten muß man eben ertragen, gute sich wünschen. Aber diese guten Regenten sind selten. In der ganzen Zeit, welche die Annalen behandeln, herrschten nur Despoten, deren Willkür alle Faktoren des Staates zertrümmerte, alles edle ungestraft

zu Grunde richtete, unter denen die Schlechtigkeit und elende Servilität obenauf waren. Und wenn auch einmal gute Regenten auf den Thron kamen, so erschien das wie ein Zufall, und die sittlichen Zustände in der Gesellschaft wurden in der kurzen Zeit nicht besser. Das war wohl eine Zeit, in der man an dem Walten der Götter irre werden konnte; da kann ein Mann wie Tacitus, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, zu der verzweifelten Ansicht kommen, daß die Götter um die Menschheit sich wenig kümmern. An der Existenz der Götter allerdings zweifelt er durchaus nicht, und er spricht sich entschieden gegen die Verachtung der Götter und die Verabsäumung ihres Kultus aus, der schon aus Rücksicht auf seine moralische Wirkung zu erhalten ist; aber über ihr Verhältnis zu der Welt ist er zu keiner klaren Anschauung gekommen. Mit der Philosophie hat er sich nicht eingehend genug befaßt, um in einem ihrer Systeme Trost zu finden.

Der Hauptzweck der Geschichtschreibung des Tacitus war, das thatsächliche zu ermitteln und der Wahrheit getreu unparteiisch darzustellen, ohne Haß und Vorliebe (sine ira et studio, Ann. 1, 1), wozu ihm die Veranlassung fern liege. Mit Klarheit und reifer Kraft des Geistes führt er uns durch die furchtbaren Zeiten der Kaisergeschichte, welche wohl geeignet sind, den Geist zu verwirren und zu erdrücken. Aber er zeigt nur das wirklich denkwürdige mit Beiseitelassung des zerstreuenden kleinlichen Details, das hervorragend schlechte und gute, um daran sein historisches Richteramt zu üben; denn er hält es für den hauptsächlichen Beruf der Geschichte, „daß Verdienste nicht verschwiegen werden und daß Schlechtigkeit in Wort und That die Schande bei der Nachwelt fürchte." Aber nicht um das Äußere des Stoffes, um die einfachen nackten Thatsachen ist es unserem Historiker zu thun, sondern er sucht die Begebenheiten aus ihrem Kern und inneren Zusammenhang zu entwickeln, aus den inneren Ursachen, welche teils in den äußeren Verhältnissen, teils in dem Geistesleben der handelnden liegen. Die äußeren Ursachen sind

teils zufällig, teils durch das Fatum bestimmt. Doch über das Verhältnis des Zufalls und des Schicksals zur Willensfreiheit des Menschen hat Tacitus keine feste Ansicht. In der Regel nimmt er seine Zuflucht zum Fatum oder auch wohl einmal zu dem Zorne der Götter, die übrigens in seiner Welt nur wenig Raum finden, wenn er eine Begebenheit sich aus psychologischen Gründen nicht erklären kann. In der psychologischen Motivierung zeigt Tacitus eine bewundernswerte Meisterschaft. Er dringt bis in die innersten Tiefen der menschlichen Seele, um die geheimsten Triebfedern der Handlungen aufzuspüren und die versteckteste Heuchelei zu entlarven, und darum sind seine Charakteristiken so äußerst fein und treffend. Es ist natürlich, daß in einer so verdorbenen Zeit Tacitus bei zweifelhaften Fällen eher die schlechten als die besseren Beweggründe annimmt. Seine Ansicht von der Welt ist durch die Erfahrung schwarzsichtig; aber er hat sich doch für das edle und große einen offenen Sinn bewahrt und hebt es, wo er es findet, gerne hervor.

Tacitus kann nicht in gewöhnlicher objektiver Weise schildern; er trägt in die Darstellung des thatsächlichen das Gefühl mit hinein, mit welchem er, erfüllt von dem Ideal einer besseren Zeit, seinen Gegenstand betrachtet. Durch diese Subjektivität, die aber nie eine leidenschaftliche Bewegung zuläßt, unterscheidet er sich von Thukydides, der mit kalter Ruhe über den Ereignissen steht. So erhält die Darstellung eine eigentümliche Färbung, es zieht sich durch dieselbe, wie eine durchklingende Musik, eine fortwährende Reihe von Empfindungen. Vorherrschend ist eine gewisse Wehmut und Bitterkeit, die sich zwar nicht in weitläufigen Deklamationen ergeht, aber doch stets durch das eigentümliche des Ausdruckes von dem Leser empfunden wird. Daher kommt der oft ans poetische streifende Stil, das sentimentale, witzige und ironische, die bis zum epigrammatischen sich steigernde Kürze, die bei Thukydides einen ganz andern Grund hat. Bei diesem entsteht die Kürze durch das Bestreben nach dem schärfsten und bestimmtesten Ausdruck, während er auf der andern Seite

alle Begebenheiten mit ihren Anlässen, Umständen und Folgen genau und ausführlich darlegt; Tacitus dagegen eilt schnell über die einzelnen Umstände weg und hebt nur dasjenige hervor, in welchem sittliche Momente vorwalten, zeichnet aber die Begebenheiten mit raschen festen Zügen. Während Thukydides alles aufs genauste und präziseste sagt, deutet Tacitus oft bloß an. Auch im Periodenbau sind die beiden großen Geschichtschreiber verschieden. Tacitus liebt kurze Sätze, er hat etwas abgebrochenes und elliptisches; Thukydides dagegen zieht meist größere Massen vor. Dieser unterbricht manchmal die Konzinnität, die gleichmäßige Fortsetzung der Rede, um dem einzelnen Gedanken größere Schärfe zu geben; Tacitus ist oft inkonzinn, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen. Um auf den Leser auch durch das Äußere zu wirken, seiner Rede einen lebhaften Ton, Kraft und Fülle und eine würdevolle Haltung zu geben, übte er sinnreich und mit tiefer Berechnung eine künstliche, doch nicht gegen den Geschmack verstoßende Rhetorik und schuf sich eine ganz eigentümliche Sprache, in welcher poetische Ausdrücke, Gräcismen und Archaismen nichts seltenes sind und namentlich der Wortgebrauch von der Sprache der ciceronianischen Zeit sehr abweicht.

Diese Eigenschaften des taciteischen Stils haben sich erst allmählich bei ihm ausgebildet und haben ihre Höhe erst in den Annalen erreicht, seiner letzten Schrift, die überhaupt als das letzte klassische Werk in der römischen Litteratur zu betrachten ist. Die Geistesarmut der folgenden Zeit beweist, daß das wenige, was von den Kräften des Römertums noch in dem vorigen Zeitraum sich gezeigt hatte, jetzt einer völligen Erschöpfung verfallen war. Zwar wurde in Rom und Italien noch viel geschrieben, und einzelne Schriftsteller wurden noch viel gepriesen; aber Kraft und Tiefe und Geschmack waren verschwunden. Schon im vorigen Zeitraum war die römische Litteratur auch in die Provinzen gedrungen; jetzt, im zweiten und den folgenden Jahrhunderten, trieb sie dort in dem lebensfrischen Boden neue Sprossen, be-

sonders in Afrika, in Gallien und Spanien. Aber wenn schon in Rom selbst das eigentliche Römertum so sehr ermattet war, so mußte es in den Provinzen, wo fremdartiges immer mehr in die Litteratur eindrang, sich fast ganz zersetzen und auflösen. Die Werke dieser späten provinzialen Schriftsteller haben kaum noch eine Spur von römischem Geiste. Mit ihnen geht die römische Litteratur zu Grabe.

Register.

Druckfehler.

S. 88. Z. 10 v. ob. schr. Lavinius (oder Lanuvinus) für Lanuvius.

Inhalt.

Erste Periode.

(240 bis 78 v. Chr.)

Zweite Periode.

(78 v. Chr. bis 14 n. Chr.)

Dritte Periode.

(14 bis 211 n. Chr.)





